

Sende Magyar  
Maria Jenkel

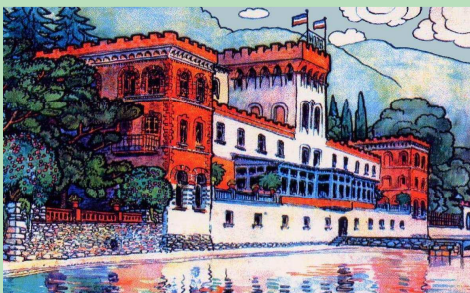
Sende Magyar  
Maria Jenkel

AM GRÜNEN STRAND  
EIN ROMAN DES VERRÜCKTEN  
20. JAHRHUNDERTS

„History from bottom up“ – Geschichte von unten gesehen, aus dem Blickwinkel einer Tochter und Enkelin des 20. Jahrhunderts, auch Urenkelin der übermäßig zuversichtlichen Jahrhundertwende (**DER VISIONÄR**). Dann folgt eine unbändige Verweigerung vor Geschichten der Zwischenkriegszeit (**DER SCHAMANE**), und letztlich eine still sinnierende Betrachtung der zweiten Jahrhunderthälfte (**DER SKEPTIKER**). All das aus dem Karpatenbecken heraus, des Balkans quer und am Mediterran lang, aber auch „der Alpen herüber“. Doch existieren die in diesem Roman genannten Personen gar nicht! (Namensähnlichkeiten sind unbeabsichtigt). Sie leben nur als Expression der Romanautorin. Sie sind nur Mittel zum Zweck, um die verrückten Umstände ihres Lebens zu zeigen. Sie leben in diesem Roman nur so, wie ihr Leben durch die Umstände eines zu kurz geratenen (1914-1989) Jahrhunderts bestimmt sind. Daher ist dies keine Chronik und auch kein Familienroman: es ist der Roman des verrückten Zwanzigsten Jahrhunderts! Der Roman beginnt und endet um ein Strandhotel an der Adria – um einen stummen Zeugen des Schicksals von drei Generationen über hundert Jahre. Was jetzt eine Erbin eigenartig zu Sprache bringt.

# AM GRÜNEN STRAND

EIN ROMAN  
DES VERRÜCKTEN  
20. JAHRHUNDERTS



**STRAND HOTEL ZELENIKA**  
montenegro

1920-1960

Pension am Grünen Strande 1902-1914  
k.u.k. dalmatien

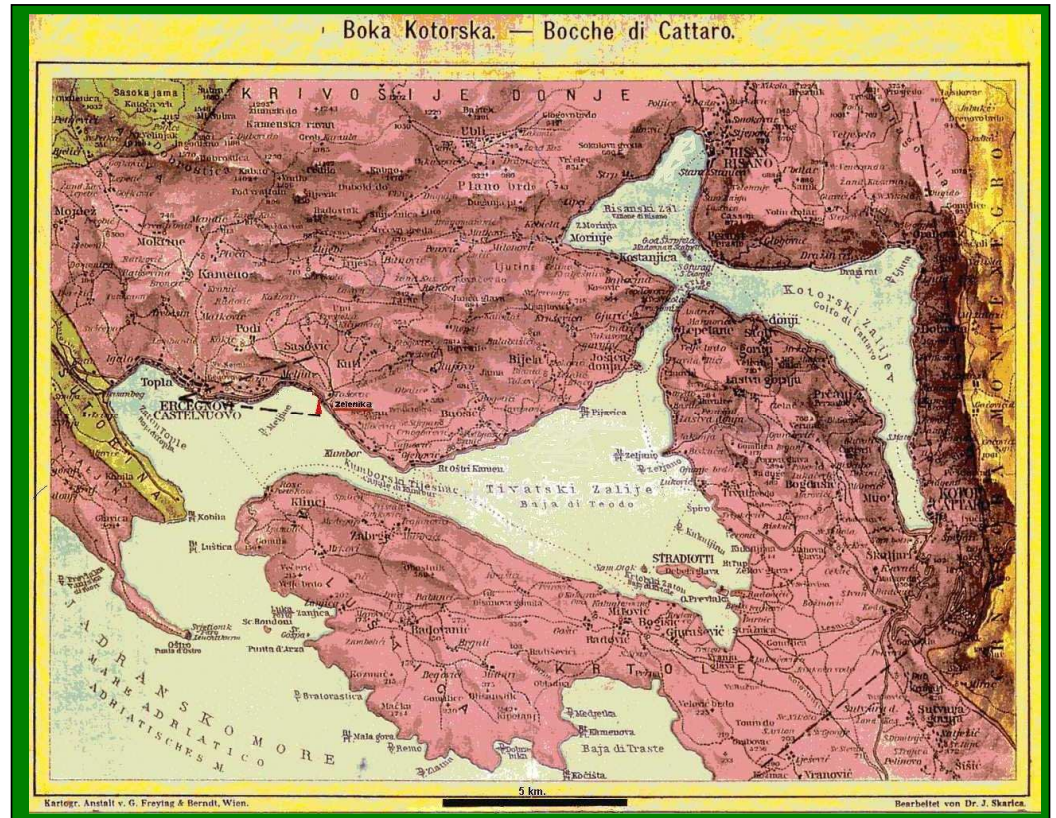




Frau Sende Magyar ist in einer ungarischen Familie an der Montenegro-Adriaküste geboren. Sie wurde eingeschult in Zelenika, wo das damals schon verstaatlichte Familienhotel stand. Ihre Schulbildung setzte sie in Deutschland fort, wo sich ihre Familie um 1970. ansiedelte. Als Werbefachfrau lebt sie in Düsseldorf. Ihre wechselhaften Lebensumstände machten sie entsprechend sensibel, dass sie einen eigenartig geschichtlich geprägten Roman zu verfassen vermochte, unter Mitarbeit des Vaters, eines Architekturhistorikers, nebst vorhandenen Familienforschungen und Memoiren des Großvaters - des Hoteliers am Strande. So entstand ein sozial und geographisch weitgefächelter Roman des seltenen 20. Jahrhunderts.



Frau Maria Jenkel war die Deutschlehrerin von Sende. Als Familienfreundin kennt sie die Lebensumstände dieses Romans, sie wirkte mit Rat und Tat zu dessen Entstehung bei.



**Sende Magyar – Maria Jenkel**

# **AM GRÜNEN STRAND**

**EIN ROMAN DES VERRÜCKTEN 20. JAHRHUNDERTS**

Verfaßt im Jahre 2004

## Impressum

**Dr. MAGYAR, ZOLTÁN** Dipl.Ing. & M.A.

Architekturhistoriker  
Luisernstrasse 50.  
D - 76137 KARLSRUHE  
Tel. / Fax: 0721-376556

Építészettörténész  
Baross utca 9.  
H-2112 VERESEGYHÁZ  
Tel: (0036) 28 - 388379

Arquitecto historiador  
C/Figueres 24, Bloc A, B/D  
E - 17130 L' ESCALA  
Tel: (0034) 97277 2623

E-mail: zoltan @ magyar.de

## Prolog

Durch die engste Stelle der gewundenen Bucht fährt jeden Werktag das lokale Dampfschiff; so auch heute. Es ist noch ziemlich früh. Diese schluchtartige Meerenge liegt im tiefen Schatten, und steile, fast schwarzgrün bewachsene Hänge umsäumen sie. Über das noch tintenblau schimmernde, tiefe Wasser gleitet das weiße Schiff und bildet den einzigen bewegten Kontrast. Sein Bug zeigt aber schon in eine entferntere, sonnenbestrahlte Berglandschaft hin, die sich über spiegelglattes, hellblaues Wasser erhebt. Drüben sieht man die weiße Hausgruppe eines Städtchens, mit feinen Kirchtürmen, die sich makellos im Wasser spiegeln. Während sich das Schiff um das Kap zu Backbord abzuwenden beginnt, erscheinen nahe an der Stadt, wie Seemuscheln hingestreut, nach und nach zwei Inseln: Die eine trägt mit dunklen Zypressen bewachsenes Gemäuer, die andere ziert eine heiter wirkende Kirche. All dies ist aber noch ziemlich entfernt, weil das Schiff ja noch immer dicht am dunkel beschatteten Steilufer des Seebusens entlang gleitet. Jedoch wechselt hier allmählich die niedrige Macchia in einen uralten Kastanienwald, und aus dessen Laubmeer beginnen zerstreute Häuser herauszuschauen: Es sind altehrwürdige, von schweren Dachziegeln bedeckte Natursteinbauten mit kleinen, jalusienbewehrten Fenstern, und hier erwacht bereits das morgendliche Leben. Etwas weiter, wo das Ufer wieder eine schroffe Biegung macht, erscheinen die dichter zusammengedrängten Häuser des Anlegeplatzes. Kurze Hornsignale! Die schrillen Laute der Dampfsirene fliegen, in dieser Stille fast greifbar, in das schluchtartig aufsteigende Hinterland des Dorfes hinauf. Langsam gleitend nähert sich das Schiff der Mole. Plötzliches Bremsen erzeugt kräftige Schaumströme, vom Bug baumelt das Halteseil, wird erfasst und mit einer geschickten Bewegung um die Säule geworfen. Knirschend fängt es die Schiffsbewegung auf. Vorsichtig beginnt jetzt die Maschine, bei Signalgeklingel, wieder vorwärts zu arbeiten, der Abstand des Rumpfes zum Steinrand verringert sich langsam, bis zum leichten Ruck des Anlegens. Der hölzerne Laufsteg schiebt sich ratternd hinaus.

Während des Landerituals bewegt sich niemand auf der Mole. Es steigt auch niemand heraus. Die Leute draußen rühren sich erst jetzt. Während das Schiff gemächlich und gelegentlich durchzitternd vor sich hin stampft und das Tau spannt, gehen neue Passagiere über den Steg an Bord. Zuerst einige Herrschaften in Zivil sowie auch zwei österreichische Offiziere, mit schwarzen Tschakos. Sie dürfen sich im Salon oder auf dem mit Sitzbänken gesäumtem Oberdeck zu den übrigen Reisenden gesellen. Ihnen folgen die Leute zweiter Klasse: einfache Menschen, gepackte Krämerinnen, sogar ein Berghirte mit mächtigem Schnurrbart, orientalistisch-malerisch gekleidet und mit stolzer Haltung. All diese Fahrgäste verteilen sich auf dem Hauptdeck, um den dröhnenden Maschinenraum und die duftende Kombüse herum, nach Sitzgelegenheiten suchend oder lassen sich einfach auf den Boden nieder, ihre Gepäckstücke schlecht und recht stapelnd. Ballen und Kisten werden über die Brücke geschleppt, ein Weinfass darüber gerollt. Der Hirte treibt zwei Ziegen hinein. Alles muss im Bugraum oder im Schiffbauch verstaut werden. Und nachdem zuletzt die Postsäcke ebenfalls ausgetauscht sind, lässt der Bootsmann die Glocke läuten und den Steg einziehen. Wieder beginnt das Signalgeklänge, und die Maschine fängt an rückwärts zu stampfen. Das Tau löst sich, der Bugmatrose holt es ein; langsam entfernt sich das Schiff, eine weite Schleife ziehend. Nach kurzem Stillstand, – als unter dem Heck wieder das Wasser aufschäumt, – ertönt das Abschiedshorn. Endgültig dreht der kleine Dampfer ab und hinterlässt nur die schwarze Rauchfahne.

Die Küste zeigt sich jetzt recht dramatisch. Eine Felswand stürmt in den Himmel, senkrecht aus dem Wasser hinauf, kaum bewachsen und ohne jede Spur menschlicher Tätigkeit. Oben, auf der hier unsichtbaren Hochebene, leben – wie jeder weiß – jene berühmten kriegerischen Bauern, ein Musterbursche von ihnen befindet sich gerade an Bord. Da taucht das Schiff endlich in den Sonnenschein ein. Es passiert den Schattenrand des Bergkamms, der die Sonne bisher noch verdeckt hielt, und unvermittelt wird das Oberdeck von mulliger Wärme bespült. Sofort beginnt eine Völkerwanderung aus dem Salon herauf. Ein Herr, wohl kaum vierzigjährig, prüft die Annehmlichkeit des Luftzuges und winkt seine Frau hinaus. Er ist ohne Hut auf dem kurz geschorenen Haupt und in seinem hellen, sportlichen Anzug ungewöhnlich leicht angezogen: mit Sakko ohne Revers, hochgeknöpft nur mit Stehkragen, was aber seine lebhaften Kopfbewegungen nicht hindert. Die Sonnenbräune seines kantigen Gesichts bildet einen auffälligen Kontrast zu seinen hellen Augen. Federnd hilft er jetzt der hübschen Frau über die hohe Schwelle. Sie trägt auch ein luftig plissiertes helles Kleid, ist gleichfalls ohne Hut

auf den hochgesteckten schwarzen Haaren. Bevor sie den kleinen, zierlichen Sonnenschirm öffnet, vergewissert sie sich fürsorglich, ob der achtjährige Sohn, - selbstverständlich in passender Marinetracht, - ihr brav folgt. Auch der Junge ist schwarzhaarig, seine Augen glühen wie Kohle im olivbraunen Gesicht.

Die Dame und der Herr sind meine Urgroßeltern, und der Junge. – mein künftiger Großvater. Die Zeit: Frühsommer 1895. Ort: die Bucht Bocche di Cattaro – der südlichste Zipfel der k.u.k. Monarchie.

Der kleine Dampfer, auf dessen Oberdeck sich die Familie gerade begibt, ist unterwegs zur Kreishauptstadt Cattaro. Jetzt nähert sich er der Riva der Ortschaft Risano. Wieder beginnt das gleiche Ritual des Signalhorns, des Komandogeklingels im Maschinenraum, des Auswerfens des Taus, des Gepolters beim Hinausschieben der Stegbrücke – ein Duzend Mal schon durchgeführt seit der Abfahrt aus Castelnuovo, jenem Festungsnest am Eingang der Bucht. Hier aber wiederholt sich alles mit besonders aufwendigem Aus- und Beladen mit Waren, weil sich aus Risano eine befahrbare Straße in das montenegrinische Hinterland hinaufwindet, in Richtung der mit Festungen gesicherten Grenze der Monarchie, - also schon zum Ausland hin. Vom Bord geht jetzt auch ein Zug von Soldaten in hechtgrauen Uniformen. Während der Fahrt haben sie auf dem Vorderdeck leise ungarisch gesungen, und nun steht ihnen wohl ein stundenlanger Marsch, samt Tornistern und Bewaffnung, über die staubige Bergstraße zu jenen Festungen bevor. Auf der Riva ordnen sie sich in Reih' und Glied, und mein Urgroßvater schaut ihnen wohlwollend zu. Noch vor knapp zwei Jahre unterstand auch ihm eine Schwadron von Husaren, – laute ungarische Burschen, – deren Rittmeister er war. Unglücklicherweise erkrankte er in Siebenbürgen an einem chronischen Halsleiden, so dass er als Frührentner aus dem Militärdienst ausscheiden musste. Da er zunächst in der Umgebung von Budapest keine Linderung fand, kam er nach Ragusa, – unweit von hier, – wo er sich im südlichen Klima und in der Seeluft wirklich erholen konnte. Zumindest erlangte er da sein normales Sprech- und Hörvermögen wieder, und er überlegte bereits, warum er überhaupt nach Ungarn zurückkehren sollte, wenn ihm diese ohnehin so schöne und angenehme Gegend derart gut tut.

Mittlerweile nähert sich das Schiff dem nächsten Anlegeplatz: Perasto. Hier sind meine Urgroßeltern mit einem Grundeigentümer verabredet, der bereit ist, einen bewaldeten Landstrich an der Küste bei Castelnuovo zu verkaufen. Nach vielen Überlegungen und Absprachen mit der Frau,

die den Kaufpreis aus ihrem Mitgift beisteuern soll, haben sie sich für diesen Ankauf entschieden. Als sie in Perasto nun von Bord gehen, wartet vor dem Laufsteg tatsächlich jener schon wohlbekannte, bärtige Herr auf sie – diesmal eigenartig gekleidet: ganz in Schwarz mit einer kurzen, knielangen Pluderhose, jedoch mit einem goldbestickten Bolero über schneeweißem Hemd und mit einer Fliege – die hinter dem zweigeteilten Rauschebart herausguckt; um die Taille ist ein rotes Seitentuch gewickelt. Eigenartig orientalisch wirkt dieser Herr und doch gleichzeitig irgendwie abendländisch; besonders wenn man den Zylinder dazunimmt, den er, - in Glacéhandschuhen - vor der Frau lüftet und sich dann handküssend verbeugt. Herr Radimiri ist nicht irgendwer: Sein Zylinder ist ein Trachtprivileg und deutet an, dass er Schiffskapitän mit Ozean-navigatorischem Patent ist. Gemäß der örtlichen Auffassung – ein Aristokrat! Und noch mehr: Jenen Landstrich, den zu verkaufen er bereit ist, hat seine namhafte Sippe vor zweihundert Jahren mit der Unterschrift des Dogen von Venedig, dank ihrer Verdienste bei der Vertreibung der Türken aus Castelnovo, bekommen. Nun lädt er die Familie in sein nebenan liegendes, mit Blumengirlanden geschmücktes Segelboot ein, wo sein Bursche - ähnlich gekleidet, aber nur im Hemd und mit einer schwarzen Mütze auf dem Kopf, - wartet. Auf dem schräg nach vorn geneigten Mast war das große Segeltuch noch am überlangen Stag zusammengebunden – da so früh kein Wind aufkommt. Herr Radimiri setzt sich ans Steuer, und der Bursche rudert über das spiegelglatte Wasser. Bald eröffnet sich das Prospekt des kleinen Städtchens vor den Augen: kaum größer als ein Dorf, aber eine Ansammlung von vornehmsten Palästen, - gebaut von einem Adel der, Jahrhunderte lang im Dienste Venedigs, dort die Namen in das „Goldene Buch“ eingetragen bekommen hat. Das in der Tat goldene Zeitalter dieser erprobten Seeleute ging zusammen mit dem Untergang der Serenissima zugrunde. Die sich im glatten Wasser widerspiegelnden hellen Fassaden, und einzelne schlanke Kirchtürme stehen schon meist ohne Dächer da: Perasto ist nur noch eine „Tote Stadt“...

Aber doch, heute regt sich etwas Außergewöhnliches. Ähnlich blumenverzierte Boote eilen von überall heran, und, vor der am Ufer gelegenen Kirche, legt eine Prachtbarke mit geschmückter Madonnaikone ab. Sie nimmt Kurs auf die naheliegende kleine Insel. Alle Boote, auch das Unsrige, schließen sich zu einer üppigen Prozession hinter der Barke an, und gleiten zur kuppelbedeckten Kirche auf jener Insel hin. Unzählige Fahnen schmücken sie, um das Gotteshaus herum, die in einer allmählich aufkommenden Brise zu flattern beginnen. Ein außergewöhnliches Kirchweihfest ist das, und der Zauber dieser Prozession lässt Gedanken an den Regattazug über den Canal' Grande

entstehen. Für die vom Kontinent hergekommene Familie ist es ein überwältigendes Erlebnis. Aber nicht genug! Drüben liegt noch das andere Eiland, bewachsen mit trübsinnigen Zypressen, die eine Kirchenruine säumen. Es ist der verlassene Friedhof der toten Stadt. Eine unheimliche Insel von Verstorbenen, - fast unreal, - gegenüber der laut feiernden Insel des Lebens! Der Kontrast ist ergreifend, und mein Urgroßvater ersucht Herrn Radimiri, bei der Abreise auch diese Nachbarinsel besuchen zu dürfen. Als sie sich mit dem Boot nähern, überkommt ihn ein Schaudern. Es ist doch so wie auf dem pathetischen Bild „Die Toteninsel“ von Böcklin, jenem Gemälde, das, unzählig reproduziert, in allen gutbürgerlichen Schlafstuben an der Wand hängt. Es wirkt so, wie der Künstler ja selbst sagte: zum Träumen bestimmt, dass man erschreckt, wenn die Wirklichkeit anklopft...

Tief bewegt in seiner ganzen Sensibilität steigt er, nach der Begehung der verwilderten Insel, wieder in das Boot. So segeln sie davon. Hie und da sieht man auch die anderen breiten, dreieckigen, urtümlichen Latinsegel, die sich wie Schmetterlinge über ihren kaum sichtbaren Kahnen auf dem Wasser bewegen. Unser Boot steuert nun das Haus Radimiri in Dobrota an und landet im eigenen Mandraccio. Alle treten über die Küstenstraße in den ummauerten Haushof und dort in einen aus Natursteinquadern gebauten „Kapetanpalac“ ein. Oben in der Belletage, begrüßt die Hausherrin nebst anderen auserlesenen Sippenmitgliedern die ankommenden Gäste. Auf dem mit China-Porzellan und Silber reich gedeckten langen Tisch, mit Empire-Stühlen und unter Kronleuchtern aus Muranoglas, reicht die Bedienung dann die feinen Gerichte. Die Unterhaltung verläuft in Italienisch, meine Urgroßeltern beherrschen die Sprache, während die Radimiris sich gelegentlich in ihrer eigenartigen slawisch-venezianischen Mundart austauschen.

Dann, am Nachmittag, geht man zum Notartermin. Cattaro ist hier nur ein Spaziergang weit entfernt. Der Kaufvertrag ist längst ausgehandelt gewesen und italienisch verfasst: Diese Sprache ist nämlich im „Königreich Dalmatien“, auch nach der Übernahme des Gebiets aus jahrhundertelanger venezianischer Zugehörigkeit traditionell als Amtssprache erhalten geblieben. Selbst meine Urgroßmutter unterschreibt italienisch: Ida Magyar nata Jaczko. Spätere Unterschriften meines Urgroßvaters sind auch italienisiert: Dr. Antonio Magyar. Erst gut ein Jahrzehnt später gewinnt hier die serbisch-kroatische Sprache die Oberhand.

## Der Visionär

Die Familie bereitete sich vor auf die Übernachtung im, in einer der vielen engen Gassen versteckten, Hotel „Zum Jäger“ - die Firma hieß so in Deutsch. Diese Gaststätte war eine von jenen traditionellen „locande“, welche die Besucher Cattaros seit je beherbergten. Die familiär-intime Eigenartigkeit dieses Lokals gefiel Antal eher als die beste Gaststätte am Rathausplatz. Im etwas überheblichen „Hotel Stadt Graz“ gab sich in den ausgedehnten Gasträumen die hiesige Elite ein Stelldichein: deutsch sprechende Offiziere, italienische Beamten, serbische Geschäftsleute und reisende albanische oder griechische Großhändler. Da es für das Abendessen noch etwas zu früh war, - der Wirt versprach von ihm geschossene Rebhühner, - stand wieder ein Spaziergang durch die verwinkelten, immer wieder für eine Überraschung guten Gassen an, wobei ein Besuch an die älteste Kathedrale Dalmatiens obligatorisch war. Sie war dreischiffig im romanischen Stil erbaut, lag aber auf der Stelle einer noch älteren byzantinischen Rotunde. Nach wiederholten Erdbeben war die Kathedrale nach und nach von frühgotischen bis zu einfachen barocken Stilformen umgebaut und beherbergte eine außerordentliche Schatzkammer aus allen Zeiten.

Der bisher meist gelangweilte kleine Adorjan lebte hier plötzlich auf. Seine Eltern waren vollauf damit beschäftigt, sein Feuerwerk von neugierigen Fragen zu beantworten: Warum ist der Altar hier von einem so aufwändig gemeißelten Marmorbaldachin überdeckt? - Warum unterscheidet sich die Flechtornamentik des Sakristeiportals so sehr von den anderen Verzierungen in der Kirche? – Und warum zeigen all diese Silber- und Goldreliquiare eine solche Formenvielfalt? Seinen Eltern war es schon längst bewusst geworden: Adorjan ist künstlerisch begabt, er zeichnet bereits hervorragend; vielleicht erbte er seine Begabung vom Onkel seiner Mutter, der ein berühmter Künstler ist ...

Am nächsten Tag mussten sie zeitig aufstehen, um den früh abfahrenden Dampfer nach Fiume zu erreichen. Doch vor der Abreise

machten sie wieder einen Abstecher durch die dämmerigen Gassen zum Nordtor der ummauerten Stadt. Dort breitete sich schon im ersten Sonnenlicht der lebhafte „montenegrinische Markt“ aus. Die Bergbewohner hatten mit ihren Waren, - vornehmlich brachten sie Kartoffeln, Mais, Brennholz, Wolle und andere Haustierprodukte zum Verkauf, - zum Teil die Nacht unter freiem Himmel verbracht, eingewickelt in ihre schwarzen Decken, die sie sonst über den Schultern tragen. Immer noch strömten sie aus der naheliegenden Schlucht heraus und wuselten die halsbrecherische Hochstraße herunter. Es waren die furchtbaren Montenegriner: hager, flink wie Katzen, erquickend scharfsinnig und stets bis an die Zähne bewaffnet. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren sie, besonders hier in Dobrota, wegen ihrer systematischen Raubüberfälle berüchtigt; jetzt kamen sie in ihren orientalischen Trachten mit der eigenartigen schwarz-roten Mütze daher, nur wegen ehrlichen Erwerbs der österreichischen Goldmünzen. Allerdings - kein Mann trug eine Last auf seinen Schultern! Wenn sein Weib schon kein vollbepacktes Zwergpferd oder Esel trieb, folgte sie dem zackig stolzierenden Mann, gebeugt unten der anzubietenden Ware. Hier auf diesem Markt wollte sich Ida mit dem berühmten Käse und Schinken aus Njeguši eindecken. Antal insistierte aber auch wegen eines neuen Leckerbissens, der Kastradina: das ist geräuchertes Fleisch des kastrierten Ziegenbocks. Gestern, bei Radimiris, hatte man es probiert. Dann gingen sie um die Bembo-Eckbastion herum zur Riva, wo der weiße Dampfer „Pannonia“ der Reederei „Ungaro-Croata“ schon unter einer mächtigen Rauchwolke wartete.

Sobald sich das Schnellschiff von Cattaro abwandte, erblickte man die Stadt in ihrer ganzen Eigenartigkeit: an sich bloß ein Flecken, dessen Dächer hinter den Wehrmauern hervorguckten und nur von zwei Türmen der Triphon-Kathedrale überragt wurden. Regelrecht beherrscht wurde dieses Bild aber von der ungeheueren Befestigung an den Rändern einer dahinter aufragenden Felsmauer. Nie war diese Festung von einem Feind bezwungen worden, zumal sich in der Enge des Raumes keine große Armee entwickeln konnte. So war die Stadt, versteckt am Ende der labyrinthartigen Bucht gelegen und vom gebirgigen Hinterland her kaum zugänglich, als Zufluchtsort während der Völkerwanderung entstanden. Bald entpuppte sie sich aber als Kulturzentrum und Westtor des serbischen Königreiches, um danach, - stets die Autonomie bewahrend, - sich vor der Türkengefahr in den Schutz der Seemacht Venedig zu begeben. Und so konnte sie, seit dem Wiener Kongress, nun als der vorgeschobenste Posten der Donaumonarchie nicht nur wirtschaftlich, kulturell und verwaltungsmäßig, sondern auch strategisch wirken. Angesichts solcher Eigenschaften befand sich der ganze

südlichste Territorialkeil der Monarchie im Banne dieser Stadt. Jedoch galt dasselbe kaum weniger auch für das souveräne Fürstentum Montenegro, dessen noch eher dörflich wirkende Hauptstadt Cetinje, - hoch in den felsigen Gebirgen gelegen, - beinahe nur ein Vorort von Cattaro war.

Der Dampfer glitt auf den spiegelglatten, blauen Gewässern der fjordähnlichen Bucht dahin. Bei Perasto fuhr er in den engsten Kanal ein, und drüben stieß er dann in eine ganz anders beschaffene Landschaft. Eine weite Wasserfläche breitete sich vor ihm aus. Vorn sind die grünen Küstenhügel flacher geworden, und auch die Berge blieben mit ihren steilen Hängen etwas dahinten zurück. Plötzlich war alles freundlicher, heller, üppiger geworden. Auch die verstreuten Häuser entlang der Küste wirkten weniger anspruchsvoll, aber doch irgendwie gemütlich in ihren Gärten. Allerdings, jetzt zog der heitere Passagierdampfer seine Bahn zwischen bedrohlich graufarbigem Kanonenbooten, die da überall vor Anker lagen. Hier, das Becken von Teodo ist eine wichtige Base der k.u.k. Kriegsflotte. Und dann, - noch einmal durch eine Meerenge, - ein nochmals erscheinender Binnensee wirkte fast schon so, als wäre er von den Menschen verlassen. Lediglich ganz vorne zeichneten sich die Umrisse einer Festungsanlage am Hang ab und, etwas davor, die Häusergruppe eines Dorfes. Dort ankerten einige Trabaccoli.

Das Küstendorf endete an einem Hügel, dessen dichter Wald bis an das Wasser reichte und zusammen mit dem benachbarten, ähnlich bewaldeten Hügel ein einsames Gehöft umfasste. Auch dahinter erhob sich ein baumbestander Hang, welcher dann noch von einem kahlen Berg mit drei Gipfeln überragt wurde. Die an der Reling lehrende Familie kannte diese Landschaft schon bestens. Oft spazierte sie dort bereits herum, - ja, und jetzt war sie Eigentümer dieses etwas zehn Hektar großen Gutes geworden!

Vor Castelnuovo ging das Schiff vor Anker. Im kleinen Hafen konnten keine solche Linienschiffe anlegen; so tauschte man sich mit Ruderbooten aus. Die auf dem Hang gebaute Kleinstadt war von hier aus bestens übersehbar. Unterhalb der Festungsmauer verdichteten sich die Häuser nur am Hafen, und, auf mittlerer Höhe nochmals um den Marktplatz. Die eigentliche Altstadt blieb versteckt hinter den hochragenden Mauern, durch welche einst die Türken, dann die Venezianer, diese strategisch so wichtige Stelle gegenüber dem Buchteingang abgesichert hatten. Da unten, im Hafen, legten nicht alle herangekommene Boote an die heruntergelassene Treppe des Dampfers an, manche verweilten offensichtlich nur schaulustig da. In

solch einer gemächlich vor sich hinlebenden Ortschaft nahmen die Hafenereignisse immer eine besondere Stellung im Tagesablauf der Menschen ein. Oft diente das regelmäßige Kommen und Gehen der Schiffe ihnen sogar zur Tageszeit-Orientierung. Es war auch immer bemerkenswert und zu besprechen, wer da gerade ankam oder verreiste. Andersherum, auch für die gelangweilten Reisenden waren die jeweiligen Hafenereignisse immer eine willkommene Ablenkung. Jetzt beeilten sich die hier umherschwärmenden Boote, den Wenderaum für das Schiff freizumachen. Aber dabei saß kein Ruderer auf der Bootsbank; jeder wandte sich stehend der Fahrtrichtung zu und ruderte in einem eigenartigen Ruck-Rhythmus, - dem „Barkarola-Rhythmus“! - davon. Der Dampfer drehte sich nun dem offenen Meer zu. Zwischen den Festungsanlagen einer Insel und Kap Ostro stampfte er nach Norden, entlang einer wüsten, steilen Felsenküste. Erst nach geraumer Zeit ist die Landschaft wieder milder geworden, und man konnte bald die, schon in der Monarchie wohlbekannte, distinguierte Ansicht von Ragusa erblicken. Ehemals eine souveräne Republik, wurde sie, - das heutige Dubrovnik, - von Napoleon entmachtet und dann von Österreich an „Dalmatien“ zugeschlagen: zweifellos die schönste adriatische Stadt nach Venedig!

So war es ja kein Zufall, dass sich auch die Familie Magyar auf ihrer Suche nach einem milden Klima hier einfand. Besser gesagt, sie ließ sich in Gravosa, dem Hafenvorort Ragusas, nieder, wo sie sich eine von Palmen, Zypressen und Feigen umsäumte Villa mietete. Den jetzt heimkehrenden Familienmitgliedern eilte die zurückgelassene, kaum fünfjährige Tochter, die kleine Ida, über den kiesbestreuten Weg entgegen, dahinter folgte die Dienerin, Frau Ilka. Diese wirkte noch recht jung, aber ihre hagere, kleine Gestalt und ihre etwas zu große Nase machten sie nicht gerade schön. Allerdings war sie auch kein gewöhnliches Dienstmädchen. Wie ihr Nachname von Vasváry verriet, stammte sie aus verarmtem Adel, und dementsprechend war sie jetzt in ihrer Wahlfamilie auch geschätzt. Schon seit der Heirat Idas und Antals vor knapp neun Jahren stand sie ihnen in Budapest sowie in Siebenbürgen, und nun seit einem Jahr auch hier, zur Seite. Sogleich bekam sie die Order: packen! Es geht weiter nach Süden... Die Villa war zwar möbliert gemietet, aber es sammelte sich doch schnell allerhand Eigenes an. Abgesehen von Kleidung, Wäsche und Geschirr, - was Frauenangelegenheit war, - kümmerte sich Antal selbst um seine orientalische Sammlung. Seit dem Bosnienfeldzug vor siebzehn Jahren, an dem er damals noch als Artillerieleutnant der Reserve teilgenommen hatte, gehörte ganz besonders zum guten Ton, die Offizierswohnungen mehr oder weniger orientalisch einzurichten. So mussten jetzt zahlreiche

Teppiche zusammengerollt werden, und zwar nicht allein vom Boden oder von den Sofas, auch von den Wänden wurden sie abgenommen. Gleichfalls zu verstauen war die orientalisches reich geschnitzte Teetischgarnitur mitsamt den Hockern und dem Kupfergeschirr. Es gab auch eine Waffensammlung: mit kostbaren Silber- und Perlmutterintarsien verzierte schlanke Gewehre und Pistolen - noch mit Feuersteinzündung - nebst Säbel, Jatagane und Dolche mit Elfenbeingriff; alles wurde liebevoll eingepackt, und dann auf ein Frachtschiff nach Castelnovo verladen. Auch das Ruderboot musste verkauft werden.

Endlich war es dann soweit: Die auf einen Fiaker aufgeladene Familie samt Ilka und dem Gepäck umfuhr die Stadtmauern von Ragusa. Vor der letzten Kurve warf man noch einen langen, Abschied nehmenden Blick zurück auf das bezaubernde Stadtbild. Eine Weile noch trabten sie auf der staubigen, engen Straße hoch über dem Meeresspiegel, dann bogen sie in das Tal von Canali ein. Hier war die Heimat jenes außergewöhnlichen Menschenschlags, der schon auf den Marktplätzen von Ragusa und Castelnovo unübersehbar war. Besonders auffallend waren die Frauen: Oft blond, umrahmten sie ihr Gesicht mit geflochtenen Haaren, nur mit einem roten Käppchen darauf. Oder, wenn sie keine Jungfrauen mehr waren, bedeckten sie ihr Haupt mit einem kunstvoll gefalteten, großen weißen Tuch. Ihr einfaches, fast bis zum Boden reichende Kleid, - übrigens jetzt weiß und im Winter schwarz, - umspannten sie in der Taille mit einem breiten, blaugestreiften Gürtel, der den makellosen Körperbau gut betonte. Eine blaue Schürze gehörte noch dazu und einfache Stickereien, richtig platziert, bewirkten, dass die „Architektur“ dieser Bekleidung deutlich blieb. Die Männer erweckten eher einen orientalischen Eindruck mit ihren blauen, nur bis zum Knie reichenden Pluderhosen und, je nach dem Alter roten oder schwarzen Oberkleid, sowie einem bunten Tuch um die Hüfte. Diese Menschen waren hier auf ihren, oft zwischen Felsen beengten Feldern zu sehen, wo sie jede Fußbreite der roten Erde mit einer eigenartigen, zweizinkigen Hacke bearbeiteten. Dieser Fleiß bescherte der Gegend einen oft beneideten Wohlstand und damit auch gelegentliche Überfälle der kriegerischen Bergbewohner aus Herzegowina oder Montenegro. Von einer solchen, die ganze Gegend verwüstenden Plünderung während der Napoleonischen Kriege erzählten die Väter, noch selbst als unmittelbare Zeugen, ihren heute lebenden Söhnen. Der stoische Fleiß der Canaleser machte aber all das immer wieder wett.

Am Ende dieses langgezogenen Tales stieg die Kutsche bergauf zu einem Pass, der die Grenze bildete zwischen dem Landkreis Ragusa und einer herzegowinischen Landzunge. Dort erblickte man in der Ferne

die blauen Gewässer der Bucht, wohin der Weg führte. Obwohl das Tal bis dahin schon seit jenem napoleonischen Feldzug von Österreich besetzt war, gehörte es aber staatsrechtlich noch immer zum Türkischen Reich. An der Küste jedoch betrat man aber bereits schon das Verwaltungsterritorium der Gemeinde Castelnovo. Bald waren die ersten, verstreut liegenden Häuser der Vorstadt erreicht. An den Wehrmauern vorbei ging es weiter zum Dorf Megline, wo das neugemietete Haus wartete. Dieser zweistöckige Steinmauernbau war eine einfache Ausgabe der Kapitänspaläste. Er stand unmittelbar am Rande eines Kiesstrandes, zugänglich von der Straße, welche die Franzosen damals als ersten Fahrweg der Gegend gebaut hatten. Das Haus selbst war allerdings noch älter; es stammte aus der Blütezeit der Segelschiffahrt, und es entsprach, obwohl bescheiden, den hiesigen bürgerlichen Ansprüchen: Links und rechts des Eingangsflures waren Lagerräume, dahinter Treppen zu den Aufenthalts- und Schlafzimmern, und seltsamerweise lag im Dachgeschoss, - sonst eher zum „Belvedere“ erhoben, hier aber nur als eine größere Dachgaube ausgebaut, - die Küche. Andererseits war dies verständlich, weil die dort befindliche Feuerstelle, unter einer breiten Haube, der einzige Rauchabzug des Hauses war.

Megline war, wie eben auch die übrigen Küstensiedlungen des äußeren Buchtbeckens, erst nach der Türkenvertreibung entstanden, als keine Piratengefahr mehr drohte. Hier kam jedoch noch ein besonderer Anlass hinzu: Weil Castelnovo selbst keinen natürlichen Hafen besaß, bot die Einbuchtung von Megline den nächstliegenden Ersatz. Und außerdem bauten die venezianischen Behörden dann hier ein zentrales Lazarett für die gesundheitliche Überwachung der Schifffahrt. Selbstverständlich folgten an einem solchen Ort auch bald private Bauten, sogar einige aufwändige Häuser wurden errichtet. Das Unsrige war nur eines der Kleineren. Schon längst aber stagnierte das Leben in Megline, bedingt durch den Niedergang Venedigs, durch die Pleite der Segel gegenüber dem Dampf, ebenso auch durch den Bau des Kunsthafens vor Castelnovo. Der große Lazarettbau, - noch mit dem Markuslöwen über dem Portal, - stand nur als Ruine da. Vereinzelt noch erinnerten ankernde Segelschiffe, bloß für die Küstennautik tauglich, an bessere Zeiten; vielleicht war ihre Anwesenheit hier nur eine übriggebliebene Gewohnheit...

Der neugekaufte Landstrich lag gleich hinter dem Hügel von Lalovina. Man nannte ihn Umac, was soviel wie „Hüglein“ bedeutet, nach einem mittleren Hügel zwischen den beiden anderen, die bis an die Küste reichten. Alle drei waren dicht mit Buchenwald bewachsen und darunter

mit fast undurchdringlicher, duftender Macchia bedeckt. Allerdings, die Flächen um Umac herum waren freie Wiesen, die an der Küste als Strand endeten. Hier stand ein alter Hof, der aber keinen landwirtschaftlichen Zweck mehr erfüllte, seit die Philoxera die Weingärten vernichtet hatte. In den Häusern wohnten jetzt armselige Mieter, und die ausgedienten Weinanbauflächen waren inzwischen Weideland oder an einen Gemüsegärtner verpachtet worden. Die jetzt zugezogene Familie besaß aber nur Teile der Wiesen und dazu ein kleines Häuschen am Strand. Der Hof selbst, mit einigen übrigen Grundstücken, gehörte der Sippe Rapovac in Megline, die dort eine große Gaststätte ihr Eigen nannte. So wurden die Rapovci die unmittelbarste, neue Nachbarschaft. Sie waren eine würdevolle, bürgerliche Familiengemeinschaft, die jedoch auch auf bessere Zeiten zurückblicken konnte, weil ihr mehrstöckiges Gasthaus, welches die Küstenansicht Meglines wesentlich prägte und ebenfalls auf hafenähnliche Betriebsamkeit zugeschnitten war, jetzt unter dem Mangel an Besuchern zu leiden hatte.

Ein anderer Nachbar war bedeutsamer: Der Junggeselle Jovo Šimrak, Haupt einer ausgedehnten Sippe. Ein Vetter war Vorsteher der Gemeindeverwaltung in Castelnovo, ein anderer der dortige Pope. Jovo selbst wirkte, seinem ganzen Wesen nach, wie ein „König“ der Gemarkung Sassovich, zu deren Einzugsbereich das von Magyars erworbene Familiengut auch gehörte. Wenn nämlich Jovo die Küste von Lalovina betrat, konnte er überall auf eigenem Grund und Boden bis hoch auf den Berg Radostak spazieren gehen. Dieser gesetzte Mann mit Kaiser-Franz-Joseph-Bart war der Nachkomme eines von den Türken vertriebenen Adelsgeschlechts aus Bosnien, der dann hier seine Güter als Freischärlerführer bei der Eroberung Castelnuovos verbrieft bekommen hatte. Damals, vor zweihundert Jahren, fand mit dem Segen Venedigs ein Bevölkerungsaustausch zwischen den hiesigen Moslems und den orthodox-christlichen Herzegowinern statt. Jovo Šimrak war sich der Würde seiner Vorfahren voll bewusst. So war er nur in Tracht zu sehen, aber sein rotes Oberkleid wurde in Istanbul goldbestickt, und statt Bundschuhe mit weißen Kniestrümpfen unter der blauen Pluderhose trug er Stiefel. Statt gewöhnlicher Jatagane und Handschare im breiten Gürtel, hängte er sich einen Säbel um.

Sein ummauerter Hof, eine Ansammlung von teilweise mehrstöckigen Natursteingebäuden mit einem palmenbeschatteten Garten, lag hinter der Hügellandschaft von Umac im Streudorf Sassovich, etwa auf mittlerer Höhe des Radostakhanges. Vom See aus war das Dorf nicht sichtbar; von Obstgärten gesäumt, bot es aber einen herrlichen Blick auf

die bestellten Felder im Tal von Zelenika. An sich war die großflächige Urbarkeit dieses Tales eine ziemliche Seltenheit in der gebirgigen Gegend, zwar doch mit einem Nachteil versehen, der von den Überschwemmungsgefahren herrührte, mit welchen der Wildbach Zelenika stets drohte. Während der herbst- und winterlichen Wolkenbrüche konnte dieser die anfallenden Niederschläge der umgebenden Berghänge oft nicht verkraften. In seinem unteren Verlauf war die Ausuferung dann schon eher die Regel: Dort bildete sich eine ins Meer übergehende Sumpflandschaft. Drüben, auf der anderen Seite dieser Gewässer, lag die Gemarkung des ebenfalls verstreuten Dorfes Kuti. Zu ihm gehörte ein Weiler am trockenen Teil des Meeresufers, der gleichfalls Zelenika genannt wurde, und etwa „Grünlein“ bedeutet, was sicher von den grün bewachsenen Sümpfen herrührte. Hier gab es schon ein Postamt, gemeinsam für Kuti und Sassovich. Dank der fruchtbaren Landschaft waren beide Dörfer relativ wohlhabend, und dies konnte man auch durch die zahlreichen Mühlen entlang vieler Bäche erahnen.

Relativ hoch war aber dieser Wohlstand nur im Vergleich zu den Dörfern auf der Hochebene hinter den Radostakgipfeln, wo sich das Leben seit Jahrhunderten kaum verändert hatte. In diese Karstlandschaft reichte der Einfluss des Mittelmeerklimas nicht mehr hinauf; meist herrschte hier ein Nebel aus niedrigen Wolken, die ihre vom See heraufgetragene Last als Dauerregen und Schnee abluden. Oder eisiger Nordwind peitschte über die geduckten, mit unförmigen Steinplatten gedeckten Dächer der verstreut liegenden Weiler hinweg. Besonders arme Völker, wenn sie ohne Unterwerfung leben können, entwickeln einen übersteigerten Stolz. In der Tat war vor knapp zwei Jahrzehnten Crivoscie, - in dieser unwegsamen Berglage hohheitlich kaum erreichbar, - nicht anders als das angrenzende Montenegro. Obwohl hier „Untertanen“ von Wien lebten, waren sie mental doch eher Montenegriner. Zweimal leisteten sie unlängst blutigen Widerstand gegen die Militärmusterung. Als Heldentat galt bei ihnen jedoch nicht nur die Wahrung einer solchen, doch recht armseligen Freiheit, sondern auch die Raubüberfälle in der Nachbarschaft. Selbst die Bauern der Dörfer am Berghang, wie jene von Sassovich oder Kuti, hüteten sich vor den Crivoscianern, denen ein Menschenleben gegenüber einer Kuh herzlich wenig bedeutete. Ein Rapovac hatte einen solchen, bewaffnet anschleichenden Räuber in seinem Haushof angeschossen, aber selbst ein Totschlag wäre da als Notwehr anerkannt worden. Obwohl sich diese Zustände neuerdings milderten, musste man in einem solchen Falle doch befürchten, dass dann die ganze Rapovac-Sippe der Blutrache verfallen wäre. Gerade

durch die sich ordnenden Zustände waren diese Bergleute erst recht unberechenbar geworden.

Einerseits waren sie durch Straßen- und Festungsbauten aus ihrer Abgeschlossenheit gerissen worden, andererseits strebten sie selbst bessere Zustände an, indem sie in die Küstennähe einwanderten. Im kleinen Haus am Strand, das die Magyars zu Umac erwarben, wohnte eine solche Witwe mit ihren Kindern. Antal beanspruchte aber diesen einzigen, kurzen Küstenstrich des Gutes für die eigene Villa. So musste die Witwe nach Megline ziehen, die Hütte wurde abgerissen, und der Bau des neuen Familiensitzes begann. Allmählich erschien ein Haus, bedingt durch die Eile, mit ungewöhnlichen Formen. Über das Erdgeschoss aus Naturstein wurde ein leichter Flachdachkubus mit verglasten Veranda gesetzt. Das Fundament musste noch der Brandung größerer Wellen standhalten können, während sich von der Veranda der schönste Ausblick auf die große Wasserfläche und auf die gegenüberliegenden grünen Halbinseln, welche den Buchteingang bildeten, darbot. Unten, im massiv gebauten Erdgeschoss, bekam Ilka ihr Reich: nebst eigenem Gemach die großzügige Küche mit Abstellräumen und eine Stallung für Kleingetier. Oben, hinter der vorgeschobenen Veranda und der offenen Terrasse lag, mit einem kleinen seitlichen Empfangssalon, der Wohnraum, zur palmengesäumten Veranda voll geöffnet. Durch die Veranda, die zugleich auch Eingangs- und Essdielen war, konnte man die Terrasse betreten. Die beiden Schlafräume nutzten gleichfalls das Panorama des Meerbusens. Dahinter, bis an die das Tal durchschneidende Straße und zwischen der Waldung Lalovinas und des Rapovac-Hofes, begann man, einen Park anzulegen. Allerdings erwies sich diese neue Villa bald als eine Fehlplanung: Sie war einfach nicht in der Lage, den Andrang der Verwandtschaft aus Budapest aufzunehmen.

Vor allem ist die korpulente Mutter Antals da gewesen. Frau Maria war eine energiegeladene Person, zwar jetzt am Beginn ihres siebten Lebensjahrzehnts, aber wenn sie gewöhnlich mit einer Freundin über Fiume andampfte, schien sie hier die ganze Gegend zu beherrschen. Maria lebte schon längst getrennt von ihrem Mann Gyula, - Antals Vater, - einem an der Münchner Kunstakademie ausgebildeten Architekten. Allerdings baute er kaum, sondern nahm am damals beispiellosen Aufschwung Budapests als Grundstücksspekulant teil. Steinreich geworden und ein Lebemann dazu, auch ein passionierter Schürzenjäger, entfremdete er sich von der Familie, - von seiner Frau, - die den Aufstieg in die Sphäre des Adels anstrebte, und dies irgendwie mit typischer, gründerzeitlicher Brachialität. Sie beeinflusste auch Antal

Karriereweg. Er begann an der Budapester Technikhochschule ebenfalls ein Architekturstudium, - daher war er jetzt hier in der Lage, selbst zu planen, - absolvierte dann aber doch das damalige „Modelfach“ Jura. Nach allgemein-bürgerlichem Brauch war Antal zwar Reserveoffizier geworden, sein Wechsel jedoch zur Elite eines aktiven Husarenoffiziers - Frau Maria hatte ja zwei Generäle in der Verwandtschaft! - war bereits ein adeliges Privileg gewesen. Allerdings fasste er seine solche „Zugehörigkeit“ zum Adel todernst auf, was sich auch jetzt im krankheitsbedingt erzwungenen „a.D.“. Und zwar nicht, - wie seine bürgerlich verwurzelte Mutter, - bloß als gesellschaftlich notwendiges Dekor. Diese Weltanschauungs-Unterschiede zwischen Mutter und Sohn schlugen sich manchmal fast grotesk nieder:

So saßen sie einmal auf der Veranda und schauten der davor ankernden Yacht des „Herrn k.u.k. Feldmarschall David, Dalmatienstatthalter Seiner Majestät etc.“ zu. Maria erzählte, dass sie anlässlich einer Bootsspazierfahrt, als sie sich derselben Yacht näherte und die uniformierte Gestalt des Marschalls an der Reling stand, zu ihrer Freundin auf ungarisch sagte: „Was kümmert mich doch, wenn diese alte Schachtel hierher schaut!“ Antal war zutiefst entsetzt; auf der Stelle schrieb er dem Verteidigungsministerium: er wolle - als Satisfaktion - auf seine Rente verzichten! Das aktenkundige Hin und Her dauerte fünf Jahre, bis es durch persönliche Fürsprache beigelegt werden konnte.

Ein anderer gern gesehener Gast war Idas Bruder, Manó Jaczkó, mit seiner Frau Gizi. Kinder hatten sie keine. Er war als Geheimrat im Verteidigungsministerium zu Budapest auf die Stelle seines Vaters aufgerückt, und zwar dorthin, wo früher auch Antal mit ihm zusammen eine Weile Beamtendienst geschoben hatte. Durch diese kollegiale Bekanntschaft erwuchs dann die Liebe zwischen Antal und Ida. Ferner erschienen immer wieder Antals beide jüngere Schwestern zu Besuch. Irma war bereits zum zweiten Male verheiratet mit einem begüterten Husarenoberst. Aber durch ihre starke, der Mutter ähnelnde Widerspenstigkeit lag sie schon wieder im Zerwürfnis mit ihrem Mann. Die jüngere Schwester Etelka fand ihren Gatten, Béla von Ferdinándy, ebenfalls unter den kleinen Beamten des Verteidigungsministeriums, sehr zum Verdruss der Mutter, die mit dem patinalosen Wappen des Bräutigams unzufrieden war. Andererseits wurde die bürgerliche Etelka von der Familie ihres Mannes hochnäsiger verschmäht, obwohl diese neugeratene Adelsfamilie ihren Besitz schon wieder verloren hatte und es Béla nur gelang, mit edlen Pferden, - von Etelkas Geld erworben! - auf der Rennbahn große finanzielle Erfolge zu erzielen. So konnte das

Familiengut Ferdinándy zurückgekauft werden, freilich jetzt aber als Halbe-Halbe-Eigentum Etelkas und Bélas.

Auch sonst war die neue Villa am Meeresstrand ewig überlaufen, auch von noch jungen, entfernteren Verwandten und deren Freunden. Dieser plötzliche Einbruch der „großen Welt“ in ein so gottverlassenes Nest lockte wiederum die dorthin verbannten Offiziere, besonders wenn sie Ungarn waren, in das Haus. Aber auch die örtliche Prominenz war stets da: Beamten aus Castelnuovo, vorneweg der junge Šimrak-Sohn. Er war frisch mit einer Wienerin, Frau Mizzi, verheiratet, die ihren hierzulande höchst ungewohnten Pelzmantel vorzuführen pflegte. Das ganze Haus summt nur so vom Ein- und Ausgehen, von Leben und Konversation, und sogar von Tanzveranstaltungen bei Klaviermusik.

Mittlerweile verdichtete sich eine gute Nachricht. Die nächste Bahnstation war noch weit entfernt; sie lag an der Mündung des Flusses Narenta in Herzegowina, und von dort aus sollte nun Zelenika erschlossen werden! Das war eine Forderung des Kriegsministeriums in Wien wegen der Versorgung der hiesigen Flottenbase. Dabei sollte ein Nebengleis auch Ragusa erreichen. Insgesamt gesehen bedeutete dies aber, man würde aus Budapest, - mit nur einem Umsteigen auf die bosnische Schmalspurbahn und über Sarajevo, somit auch ohne den umständlichen Umweg über Fiume, - fast direkt den neuen Familiensitz erreichen können. Antal war bereits in die Verhandlungen mit einbezogen worden und sollte einen Landstrich für die Bahnlinie abtreten.

Das bedeutete ja neue Geldquellen! Sogleich nahm Antal den Bau einer zweiten Villa in Angriff, nebst einem Häuschen für Bedienstete. Beide Gebäude ließ er hinter der Straße, bzw. hinter der parallel geplanten Bahnlinie, am Waldrand erstellen. In der Villa entstanden zwei Wohnappartements übereinander, die auch sofort vermietet wurden. Die Verwandten Makk und Erkel beanspruchten diese sogleich für das ganze Winterhalbjahr. Über die Anwesenheit des allmählich schon betagten Musikprofessors Gyula Erkel, der in Begleitung seiner Tochter Maria anreiste, freute man sich besonders, - war er doch ein Sohn des unlängst verstorbenen Ferenc Erkel, des Begründers der neuzeitlichen ungarischen Musik und Komponisten der Nationalhymne. Seine beiden Brüder, die Onkel Gyulas, heirateten zwei Tanten von Antal, und weil eine ihrer Töchter mit Gyula eine Cousinenehe einging, gestalteten sich die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Erkels und Magyars besonders innig. Dazu trugen auch die alten Freundschaften von Antals Vater, so mit dem berühmten Musiker Ferenc und den beiden

Schwagern, bei. Alle arbeiteten als Geschäftsleute Hand in Hand und mehrten den Wohlstand der verwandt-befreundeten Familien.

Inzwischen verwandelte sich Zelenika in eine riesige Baustelle. Unter Lalovina wurde ein Tunnel gegraben und die Seite des benachbarten Hügels abgetragen. Mit der so gewonnenen Erdmasse konnte man sogleich die Sümpfe und eine große Hafenmole aufschütten. Der Endbahnhof, der die südlichste Station der Monarchie geworden war, nahm diese neugewonnene Fläche ein und umfasste auch ausgedehnte Lagerbauten. Nun war es Sommer 1901: Die ganze Familie saß im Boot vor dem festlich geschmückten Bahnhof und dem Hafen, um der Ankunft der Delegation aus Ragusa beizuwohnen, die erstmals offiziell mit dem Schiff im neuen Hafen anlegte. Da kamen Minister aus Wien und Budapest, hochrangige Beamten aus Agram, Zara und Sarajevo, die unumgänglichen Offiziere und Geistlichen, - allesamt „verfolgt“ von einer Schar Journalisten. Nach den üblichen Lobreden vor dem Bahnhofsgebäude entschwand die hohe Delegation in den Dampf- und Rauchschwaden des ersten Zuges aus Zelenika, begleitet vom chaotischen Lärm der Blasmusik, vom Pfeifen der Lokomotive und der Schiffssirenen, vom Böllerdonner und von Kanonensalven eines extra dazu abkommandierten Panzerkreuzers.

Zurück blieb eine in der Entstehung begriffene Ortschaft mit bereits neu angesiedelten Eisenbahnfachleuten, mit den neuen Hafenbehörden und einer mit der Logistik beauftragten Militärgarnison, welche die Versorgung der Marinebase und der begleitenden Anlagen und Festungen zu sichern hatte. Auch für die Bauern aus Kuti und Sassovich eröffneten sich bei den Verladearbeiten neue Beschäftigungsmöglichkeiten. Bald schon erschien der bisher unbekannte Name Zelenikas, dieses bedeutungslosen Weilers von Kuti, auf den Landkarten, allerdings sehr zum Verdruss der Sassovicher. Der stolze Jovo persönlich ersuchte Antal: Er als der angesehenste Nachbar des neuen Bahnhofs sollte sich bemühen, dass die Inschrift „Zelenika“ auf dem Bahnhofsgebäude durch den Namen des Dorfes ersetzt wird, auf dessen tatsächlicher Gemarkung das Haus eben stand. Antal nickte zwar verhalten – tat aber nichts. Ihm gingen schon neue Gedanken durch den Kopf, ganz besonders solche, die mit diesem, die üppige grüne Gegend bezeichnenden Ortsnamen, besser vereinbar waren.

Antal machte sich Gedanken über den Zusammenhang mit den in Castelnuevo längst propagierten natürlichen Werten des Ortes für den Fremdenverkehr, welchem bessere natürliche Vorteile nachgesagt waren, als der modischen Französischen Riviera. In der neueren

Propaganda für den beginnenden Tourismus Dalmatiens war Castelnuovo ja auch zusammen mit den aussichtsreichsten Landstrichen, - mit Spalato und Ragusa gleichsam, - aufgezählt. Dabei konnte eigentlich nur Ragusa, und das auch erst seit wenigen Jahren, ein „würdiges“ europäisches Hotelangebot vorweisen. Richtig vorbildlicher Fremdenverkehr war nur im Norden der Österreichischen Adria, dank den ersten Bahnverbindungen nach Triest und Fiume, vorhanden. Abbazia war dort schon mit Nizza vergleichbar.

Diese Vorbilder kannte Antal sehr gut. Nicht nur einmal weilte er schon als Tourist in San Remo und Nizza oder auch im damals noch fast exotischen Sorrento und Capri im Süden Italiens. Und das Eisenbahnzeitalter, das soeben in Zelenika begann, erfüllte ihn mit einer Vision: Abbazia war doch in wenigen Jahrzehnten, fast unter seinen Augen, vom nichtigen Fischerdorf zu einem der mondänsten Badeorte der Monarchie aufgestiegen. Und in der Umgebung von Fiume, wo die Budapester Bahnlinie endete, erwachsen längst auch die bürgerlichen Seebäder. Sonst aber gab es kaum noch etwas Einladendes an der Adria. Die seltenen Hotels orientierten sich immer zu den Stadtkernen hin, ähnlich wie in Cattaro, um den städtischen Reise- und örtlichen Bewirtungsbedarf zu decken. Selbst das luxuriöse Hotel „Imperial“ in Ragusa, das eröffnet wurde, als die Familie schon von dort weggezogen war, verfügte über keinen unmittelbaren Strand. Und mit seinem Profil eines Winterkurortes war es gleichfalls eher dem städtischen Leben zugewandt. Demgegenüber verfügte Antal hier in Zelenika über eine ohnehin schon mit Gästen vollgestopfte Villa, und zwar direkt am Strande und von eigenem, urwaldähnlichem Gelände umgeben.

Antal versuchte, seine Gedanken zu ordnen: Man sollte hier eine Erholungsanlage zustande bringen, welche die schon längst erkannten, günstig-natürlichen Gegebenheiten verwerten und, ohne allzu aufwendigen Luxus, diese auch erschließen würde. Dadurch könnte man die doch zahlungsfähigen Erholungssuchenden trotzdem preiswert in diese noch entlegene Gegend locken. Was wäre also anzubieten? Das Haus selbst könnte mit einem reduzierten Bauprogramm, anders als das Hotelangebot in der Stadt, auskommen. Weil die Gäste sich ja vornehmlich außer Haus, - am Strand, im Park, bei Waldspaziergängen und Ausflugsveranstaltungen, - aufhalten sollten, könnte dort auch ein eher unkonventionell lockeres Benehmen gelten: eben im Sinne der modernen Reformbewegung „Rückkehr zur Natur“. Herzlichkeit sollte im Hause geboten werden, vertrautes Zusammensein der Gäste in wenigen Aufenthaltsräumen. „Pension“ also, - kein öffentliches Hotel im herkömmlichen Sinne, - eher eine in die Natur entrückte familiäre

Gaststätte. Und sogleich erdachte Antal den bezeichnenden Namen: „**Pension am grünen Strande**“ !

Als erste Maßnahme musste nun die Familie aus der Strandvilla ausziehen, um diese noch mit zusätzlichen Gästezimmern zu erweitern. Man schaffte dies bis zum Sommer des nächsten Jahres. Man zog in ein Appartement der Dependance-Villa um; seitlich an der Strandvilla baute man einen Turm mit drei neuen Gästezimmern an. Gleichzeitig begann sich am Hang von Umac eine neue, aufwändige Familienvilla zu erheben. Die zunächst noch notdürftig eingerichtete, angehende Gaststätte, in der Ilka kochte und ungelernte Hilfskräfte probeweise Beistand leisteten, bewährte sich aber glänzend. Antal war nun gänzlich entschlossen: Er beantragte die Betriebsgenehmigung, und im November 1902 erhielt er die amtliche Zustimmung für eine – „trattoria“...

Es sollte noch ein paar Jahre andauern, bis ein schlossähnliches Gebilde mit drei Türmen fast die ganze Strandbreite einnahm. Etwa dreißig Gästezimmer standen jetzt zur Verfügung. Dazu entstand noch eine Terrasse, symmetrisch an die vorhandene angegliedert, so dass nun beide die erweiterte Restaurant-Veranda flankierten; zwei Séparées für Geselligkeiten gehörten auch dazu. Eine mittig durchgezogene Eingangshalle führte aus der Veranda zum Park hinaus, über eine Nebentreppe kam man zum Strand zurück. Ein kleiner Neubau seitlich im Park versorgte das große Haus mit Leuchtgas. All dies wurde jetzt aber von der neuen, ganz herrschaftlichen Familienvilla überragt. Von ihrem hohen Sockel, aus dem Wald herabschauend, beherrschte diese die gesamte neue Kolonie, und hierzu trug auch eine weithin schallende Uhr im Dachgiebel bei. Aber nicht genug: Mutter Maria entschied sich jetzt ebenfalls, nach Zelenika zu ziehen. Sie baute sich nebenan eine eigene, fein gestaltete kleine Villa, umsäumt von einem sorgfältig gestutzten Buchsbaumgarten.

Die drei Jahre, bis dieser erste zukunftsweisende Touristikbetrieb an der Südadria baulich vollendet wurde, nützte Antal für begleitende Vorbereitungen. Vor allem herrschte Not an ausgebildetem Personal, weil er entschlossen war, nur einheimische Arbeitskräfte zu beschäftigen. Insbesondere wollte er den bisher schon als Hilfskraft eingestellten Jovo Vuković fördern, den Sohn jener Witwe, die er damals auszusiedeln genötigt war. Jovo sollte nun zum Geschäftsführer der Pension aufrücken und wurde zur Ausbildung - nach Nizza geschickt! Ein weiterer Schützling war speziell auserwählt: Blagoje Mićunović kam als zerlumpter Junge aus dem montenegrinischen Grahovo, gleich über der Staatsgrenze bei Crivoscie, von wo eigentlich ja auch Jovo stammte.

Als montenegrinischer Staatsbürger sollte auch er einen wichtigen Posten bekommen und wurde zur Ausbildung als Koch nach Budapest entsandt, zusammen mit noch einem Jungen aus Kutí, der dort seinen Schliff als Kellner erhalten sollte.

Gleichzeitig betrieb Antal fleißig Propaganda für sein Unternehmen, und zwar nicht nur durch Anzeigen, sondern auch durch Zeitungsberichte, die er mit seinen Beziehungen erwirkte. Diese unbekannte Gegend war, samt der neuen gastlichen Kolonie, dadurch ausgiebig gelobt. Zusätzlich gab es ein Prospekt für einen ständig organisierten Ausflugsprogramm, und man förderte den ersten Fremdenführer: „Bocche di Cattaro und Umgebung“, - einschließlich Montenegro. Diese Propaganda wurde bis nach Deutschland, in der Schweiz und auch an der Côte d' Azur vertrieben. Für Ausflüge wurde ein ganzer Bootspark angeschafft, vornehmlich für Besuche der „Blauen Grotten“, die mit jener berühmten auf Capri durchaus wetteifern konnten. Für Touren in die Berglandschaft organisierte man Maultierkarawanen. Bei all den Publikationen, - insistierte Antal, - wurde hervorgehoben dass die Bevölkerung zwar einfache, aber sehr aufrichtige Menschen sind, und dass sie längst von ihrem schlechten Ruf als skrupellose Draufgänger Abstand genommen hatten. Dieses negative Image war in der Monarchie für das Gebiet südlich von Ragusa noch allgemein verbreitet. Schuld waren die berüchtigten Aufstände der Crivoscianer, und zwar so sehr, dass sich einmal selbst Kaiser Franz Josef bemühte, zu Fuß durch größte Unwegsamkeit diese seine sonderbaren Untertanen zu besuchen. Freilich ohne Erfolg, denn bald danach lieferten sie wieder einen blutigen Aufstand.

Diese Ereignisse lagen aber doch schon einige Jahrzehnte zurück, und Antal versuchte jetzt durch Gegenpropaganda, die andere Mentalitätsseite dieser Menschen zu betonen. Aus dem geflügelten Spruch „čojstvo i junaštvo“, - etwa „Aufrichtigkeit und Heldenhaftigkeit“, - schälte er den ersten Begriff heraus. Aufrichtigkeit, die war für den gesetzlich ungeschriebenen Stammeszusammenhalt vonnöten gewesen. Was aber Antal gutmütig ignorierte, war die Tatsache, dass das heldenhafte, freiheitliche Stammesleben dieser Leute sich, unter den modernen Einflüssen, bereits in Auflösung befand. So verkam allmählich der altertümliche Ruf einer bedingungslosen Aufrichtigkeit, der gegenüber „Fremden“ ohnehin nie galt, zur Heuchelei. Dies galt nicht nur im mittlerweile erschlossenen Crivoscie, sondern auch in Montenegro, wo Fürst Nikola Petrović-Njegoš die Ordnung in seinem Kleinstaat mit eiserner Faust im Griff hielt. Die nun als doch schon gefestigt erscheinenden Zustände versprachen allerdings interessante

wirtschaftliche Perspektiven in diesem materiell nachholbedürftigen Bergland.

Ein Freund Antals wurde hierauf aufmerksam. Rezső Havass war ein hoher Wirtschaftsfunktionär, der es sich zur Aufgabe machte, das Interesse der ungarischen Geschäftsleute auf die „brachliegenden“ Länder Dalmatiens, und eben auch Montenegros, zu lenken. Er hob Antal in seinen Publikationen als ersten maßgebenden ungarischen Unternehmer in dieser Gegend hervor. Zusammen besuchten sie auch den Fürsten Nikola in seinem bescheidenen Palast auf Cetinje. Der joviale Regent, - er ähnelte in seiner unerlässlichen Nationaltracht unheimlich dem Sassovicher „Fürst“ Jovo Šimrak, - hörte dem Vortrag von Havass mit gespanntem Interesse zu. Nikola wusste ja selbst nur zu gut, dass seine vordergründige Freundschaft mit dem entfernten Russland, dem orthodox-slawischen „Großen Bruder“, den Montenegrinern kaum je wirtschaftlich genützt hatte. Die von dort kommenden Waffenlieferungen und Auszeichnungsmedaillen konnten nur mentalitätsbedingt hochgestapelt werden. Politisch war ihm seine Verschwägerung mit dem italienischen Königshaus eher von Nutzen, die er trotz der Bedenken aus Sankt Petersburg durchsetzte. Wirtschaftlich jedoch, Montenegro war völlig auf Österreich angewiesen, und zwar über den Hafen von Cattaro. Österreichische Ingenieure bauten ihm seine ersten Straßen und Telegraphenleitungen, die auch mit österreichischen Geldzuschüssen unterhalten werden mussten. Damit wurden erste wirtschaftliche Perspektiven eröffnet. Wenn sich jetzt auch Ungarn da engagieren wollte, - um so besser! So hörte Nikola auch die Vorsprache Antals geneigt an. Er war über die für hiesige Begriffe unerhörten Privatinvestitionen in Zelenika bereits gut unterrichtet und nahm jetzt zur Kenntnis, dass Antal seine Touristen inzwischen regelmäßig nach Montenegro geführt hatte. Der von ihm propagiertes und auch persönlich geleitetes Arrangement einer fünftägigen Tour, führte vom montenegrinischen Küstenort Bar zum Skutarisee, mit dem dortigen Linienschiff weiter in die Türkei nach Scutari, und von dort wieder zurück nach Cetinje. Antal eröffnete dem Fürsten zusätzlich, dass man sich bemühen sollte, die gewöhnlichen Reisesströme aus Mitteleuropa und Russland - in Richtung Französischer Riviera und Italien - bereits von Budapest aus hierher umzulenken. In diesem Zusammenhang ergab sich auch die Frage, ob Seine Hoheit nun wohlwollend zustimmen könnte, wenn man eine Tochtergaststätte Zelenikas in Bar zu erstellen beabsichtige. Selbstverständlich bekam Antal nicht nur eine positive Antwort, vielmehr nahm der Fürst auch freundlich seine Einladung nach Zelenika an.

Diese einfache Geste war an sich jedoch keine Besonderheit: Nikola saß ohnehin oft ungezwungen auf einer öffentlichen Bank unter der schattigen Linde neben seinem Haus, wo sich ein jeder zu ihm setzen und seine Angelegenheiten vortragen konnte. Für eine Fahrt in das Ausland, eben nach Zelenika, beanspruchte er auch kein Protokoll. Mit einigen Begleitern kam er einfach an und setzte sich auf die Veranda, wie jeder andere Gast auch. Allerdings wurde er mit besonderer Aufmerksamkeit bedient. Für Blagoje, der eigens dem Fürsten zu Diensten war, wurde eine nagelneue Nationaltracht angeschafft. Schließlich war es doch ein Ereignis, in der neuen Pension ein souveränes Staatsoberhaupt empfangen zu dürfen, - obwohl er, etwa, nicht der erste war. Nikolas Schwiegersohn, der nachmalige serbische König Peter, war schon wenige Monate nach Eröffnung der Gaststätte, anlässlich eines Besuches im naheliegenden orthodoxen Kloster Savina, hierher gekommen und blieb in guter Erinnerung. Dies ergab sich allerdings, bevor er durch das blutige Attentat in Belgrad König geworden war.

Antal folgerte: Die erste Maßnahme zur Festigung der Verhältnisse in Montenegro sei die Förderung des Ausflugsbetriebes. Nirgendwo in Dalmatien gab es aber hierfür Erfahrungswerte. Der einzige Verlass schien deshalb auf seinen Sohn zu sein. Adorjan wuchs mittlerweile zu einem stattlichen, abenteuerlustigen und eloquenten Jüngling heran. Beherzt animierte er die Gäste und nahm bereits den Bootspark unter sein „Kommando“. Er schwamm und tauchte wie ein Fisch im Wasser und war mit dem Fang von allem Meeresgetier bestens vertraut. Einem echten Seemann gleich, konnte er die Wetterlage abschätzen und war im Segelboot bereits ein Virtuose. Allerdings erlebte Adorjan die Entstehung der Touristikkolonie seines Vaters nicht ganz mit. Nachdem er seine Grundschulausbildung in Castelnovo beendet hatte, schickte ihn Antal jahrelang nach Italien, um seine künstlerische Begabung dort fördern zu lassen. Nach der Rückkehr zeigte Adorjan aber kein Interesse für eine schulische Weiterbildung, oder wenigstens für die Geschäftsführung der Pension. Seine hohe Begabung lebte er lieber mit Malerpalette und Bildhauerspachtel aus sowie mit dem Eintauchen in eine selbstgewählte Literatur.

Adorjan freute sich jedoch über die für ihn zugeschnittenen Pläne seines Vaters. Er durfte nun ein tüchtiges Schiff auswählen, das einerseits für den Linienverkehr in der Bucht verwendbar sein sollte, aber auch für organisierte Ausflüge auf offener See tauglich wäre. Gegebenenfalls musste es sogar in der Lage sein, über den Bojana-Fluss zum Skutarisee hinauffahren zu können. Da Adorjan noch nicht volljährig war,

durfte er nur mit Jovo Vuković, dem „Erstvertrauten“ seines Vaters, zum Einkauf nach Italien reisen. Sie kamen mit einem Motorboot zurück, - das dann ununterbrochen havarierte! Obwohl es in der Bucht genug erfahrene Seeleute gab, war die lokale Dampfschiffahrt auch dort noch ein Novum. Mit den Motoren kannte sich aber kein Mensch aus. Antal verfolgte seine Idee dennoch unbeirrt weiter: Nun beauftragte er einen qualifizierten Seemann mit dem Kauf eines Dampfers, der an die hundert Passagiere zu befördern in der Lage war. Und die Matrone der Touristikkolonie, - Maria, - taufte dann das erworbene Schiff auf ihren eigenen Namen. Adorjan musste hier allerdings passen; dieser Dampfer konnte ihm nicht anvertraut werden, während für die Geschäftsführung der Pension war Jovo ohnehin schon auserkoren.

In stillen Stunden tauschten Antal und Ida manchmal ihre Sorgen über den Sohn aus. Die Mutter bemängelte, und der Vater gab ihr Recht, dass die Schwiegermutter ihren aufgeweckten Enkel allzu nationalistisch beeinflusse und aus ihm einen Gegner der Habsburger Monarchie, ja fast einen ungarischen Rebellen, mache. Man war zwar patriotisch gesinnt, aber Adorjan neigte immer irgendwie zum Extremen. Aus Italien war er damals als bigotter Gläubiger, den Rosenkranz betend, zurückgekommen. Davon ließ er zwar mittlerweile ab, dafür schimpfte er jetzt aber gegen alles, was deutsch war, - und auch gegen die Juden. Dabei bekam er hier kaum irgendwelche „Deutschen“ zu Gesicht, und Juden schon gar nicht. Er kapselte sich in einem selbstgefälligen Lebensbereich ab, der total über dem Hiesigen schwebte und auch die übrige Welt nicht einschloss. Die Eltern waren sich einig: Adorjan musste hier aus dem Hinterwald heraus und seiner zweifellos vorhandenen Künstlerbegabung nachgehen. Dies deutete Antal bald seinem Sohn gegenüber an. Er sagte ihm, dass es zwar schön war, wie er bisher mit den Gästen der Pension herumgesehelt war und für ihre Zerstreuung gesorgt hatte, aber nun müsste er doch etwas Eigenes unternehmen und nicht dauernd nur zu Hause rumhängen. Adorjan ersann sich sogleich eine Antwort. Am nächsten Morgen ging er schon vor Morgengrauen los und kraxelte auf den eineinhalbtausend Meter hohen Karst des Radostaks hinauf. Dort baute er rasch eine Steinpyramide und beeilte sich dann mit dem Abstieg. Noch bei Helligkeit drückte er dem Vater ein Fernglas in die Hände. Antal schaute sich den Steinhaufen auf dem Gipfel an und dachte bei sich, dass er seinen Sohn nun offensichtlich gar nicht mehr verstehe. So zuckte er nur mit der Schulter und antwortete: „Deshalb also warst du nicht zum Mittagessen da.“

Adorjan ging dann doch nach Budapest in die Obhut seines Künstleronkels. Beide ähnelten sich auch sehr, nicht nur durch ihre künstlerischen Neigungen. Ida behauptete vielmehr, dass sie auch in den Gesichtszügen und ihren schwarzen Haaren Ähnlichkeiten hätten, - und wohl auch im unruhigen Charakter. Viktor hatte, als er nur wenig älter war als Adorjan jetzt, an dem legendären Befreiungskampf der Ungarn gegen Österreich teilgenommen. Aber das Scheitern dieses nationalen Aufbruchs lastete ständig auf seiner Seele, was er durch seine künstlerischen Darstellungen von tragischen Seiten der ungarischen Geschichte zu kompensieren suchte. Noch jung bekam er in Paris den goldenen Preis des „Salons“, und in Ungarn wertete er die historische Malerei auf europäisches Niveau auf. Doch Adorjan kehrte bald wieder zu seinem Segelboot und Fischerparangal zurück. Noch hoffte sein Vater, dass er sich letztlich ernsthaft dem Pensionsgeschäft widmen würde, was er dann auch widerwillig tat. Allerdings waren Adorjans Gedanken jetzt immer mehr im Zauber der ungarischen Volkskunst gefangen. So holte er sich aus Budapest eine Ladung einschlägiger Bücher nach Zelenika und abonnierte dazu ethnographische und kunstgewerbliche Zeitschriften. Wenn diese eintrafen, existierte um ihn herum sonst nichts mehr.

Der Zustand der Pension trübte sich! Die forcierten Käufe und die Instandhaltung der Schiffe entpuppten sich als kaum mehr zumutbare Lasten, die nur durch Zuschüsse des Pensionsbetriebs notdürftig zu decken waren. Damit wurde der ganze Ausflugsvorhaben hinfällig. Währenddessen rückte für Adorjan die Militärpflicht näher. Einerseits wünschte Antal, dass er vom Wehrdienst bald zurückkommt, andererseits sollte sein Sohn, standesgemäß, auch zum Reserveoffizier aufrücken. Dies wäre dadurch zu erreichen, dass Adorjan sich ein Jahr zuvor freiwillig meldet und gleich nach der Musterung eine entsprechende Prüfung ablegt. Danach müsste er nur noch ein Jahr Dienstzeit absolvieren. So engagierte Antal einen Hauslehrer, der den Kandidaten auf die Prüfung vorbereitete. Adorjan ging also wieder nach Budapest zur Musterung, zur Prüfung meldete er sich aber überhaupt nicht! Lieber mache er drei Jahre lang Pflichtdienst als einfacher Soldat, weil er so, eben als Freiwilliger, den Standort seiner Dienstzeit wählen durfte. Und wohin zog es ihn? - Nach Siebenbürgen, um dort ethnographische Studien treiben zu können.

Zuhause verstand Antal die Welt allmählich nicht mehr. Obwohl sich der Besuch der Pension nicht verschlechterte, vielmehr, im Mittelstand Ungarns und neuerdings sogar in den oberen Gesellschaftsschichten, Zelenika ist immer bekannter und als Erholungsort beliebter geworden,

stimmten die Einkünfte mittlerweile gar nicht mehr. Ganz abgesehen von dem Misserfolg bei den Ausflugsvorhaben. Allerdings hatte man Antal gewarnt, er sollte dem Jovo nicht zu sehr vertrauen, weil er faul und unverantwortlich wäre. Man sagte ihm, dass Jovo soff, Fress- und Trinkgelage veranstaltete und bis zum Morgengrauen Karten spielte. Er wurde dadurch „berühmt“, dass er das Geld mit vollen Händen auf die Kneipentische schlug, dass die Goldmünzen nur so durch die Gegend spritzten. Antal konnte es nicht glauben, geblendet von seiner eigenen, eingebildeten Propaganda über die absolute Gutmütigkeit seiner Umgebung. Allmählich war er von seinen Zweifeln zerfressen. So kam er auf die Idee, man könnte Jovo binden, wenn er Erbmitglied der Familie würde, - als Schwiegersohn. Darauf drohte seine Tochter mit Selbstmord. Bei seinen Untergebenen stand Antal bereits mit Lohnzahlungsrückständen in der Schuld, trotzdem kündigte er niemanden. Um die Finanzlage zu sanieren, schenkte Ida dem Gatten Teile ihrer Waldungen, zwecks Kreditaufnahme. Gleichzeitig, - das war im Jahre 1908, - erbte Antal von seinem Vater; allerdings nur das gesetzliche Minimum, da seine Schwestern testamentarisch begünstigt wurden. Immerhin fielen ihm zwei Mietshausteile in Budapest zu, wovon er einen gleich beleihen ließ. Ungünstige Konditionen verlangten nun aber einen baldigen Zinszahlungsbeginn, welchen er jedoch nicht einhalten konnte. Damit wurde die sofortige Rückzahlung des gesamten Darlehens fällig. Darauf verpfändete er seine Immobilie in Zelenika bei einer kroatischen Bank für ein neues Darlehen. Er wandte sich an seinen Rechtsanwalt Gyula Kasselik in Budapest um zusätzliche Hilfe. Dieser wick aber aus, obwohl die Kasseliks die reichste Familie in Budapest war. Dann ließ Antal jenen Hausanteil dort verkaufen, womit aber nur die ungarische Schuld beglichen werden konnte. Die kroatischen Verbindlichkeiten blieben mit einer Tilgungspflicht ab Juni 1909 offen.

Gerade zu dieser Zeit durfte Adorjan zu einem Kurzurlaub nach Zelenika kommen. Er fand eine gänzlich vergiftete Stimmung zuhause vor, weil es, zu allem Ungemach noch dazu, bereits offensichtlich geworden war, dass eine seiner jüngeren Schwestern, - die erst zweieinhalbjährige Jolanka, - einen unheilbaren psychischen Defekt hatte. Bei ihren Tobsuchtsanfällen musste sie neuerdings sogar schon gefesselt werden. Die Mutter war untröstlich, und Adorjan zeigte eine enttäuschende Gleichgültigkeit, ebenso auch für die sonst aufgelaufenen Familiensorgen. Das gesamte Vermögen war doch nicht verschuldet, und er sagte ja einfach, es bliebe noch genug übrig, wenn das verpfändete Waldstück versteigert würde. Das war für Antal undenkbar, bedeutete eine Schmach, die mit der Ehre eines Husarenoffiziers nicht vereinbar war. Längst schon fühlte er sich ganz verlassen. Er konnte und

wollte nicht mehr an alle seine Enttäuschungen denken. Und zu all dem sollte hier noch der Exekutor erscheinen? Auch durch die Nachrichten aus Montenegro war der Wermutbecher ohnehin übertoll: Im Frühjahr nämlich gründete dort Fürst Nikola mit prächtigen Feierlichkeiten seine neue Hafenstadt Bar. Die Konzession vergab er einer Gesellschaft aus Venedig, die bereits den Bau der Hafenanlagen in Angriff nahm. Die Italiener erstellten eine schmalspurige Industriebahnlinie zum Skutarisee, bekamen dort das Schifffahrtsmonopol und bauten sogar - das erste Hotel in Bar !

Die nie erwartete Wirklichkeit holte Antal endgültig ein: Der verhängnisvolle Juni klopfte erbarmungslos an die Tür - ohne irgendeine Hoffnung. Der Frühling war wie immer so schön und mild gewesen, und im jetzt anbrechenden Sommer drangen die fröhlichen Strandgeräusche vor der Pension durch die offenen Fenster in die Familienvilla. Antal nahm den frühen Zug nach Gravosa, dort meldete er sich im Hotel Petka für die nächste Nacht an. Er wurde als Stammgast begrüßt; hier hatte er mit seiner Familie gewohnt, bevor sie jene Villa mietete. Und auch aus Zelenika war er immer wieder hierher gekommen, wenn er Ausflugsgäste führte oder etwas in Ragusa zu tun hatte. Diese Gaststätte war auch nur ein bescheidenes Geschäft, ähnlich wie sein bevorzugter Abstieg in Cattaro. Das Haus selbst war jedoch ein ehemaliger nobler Familienpalast mit einer schönen Terrasse, welche die Verkehrsstraße eigenartig überwölbte und einen ergreifenden Ausblick auf den Hafen bot. Antal nahm die kleine Straßenbahn nach Ragusa, um seine Bank in der Hauptstraße aufzusuchen. Nie war er über die Brücke und durch die Torgewölbe der Stadtmauern mit so schwerem Herzen gegangen. Er musste auch den vertrauten „Stradun“ zweimal hin und zurück abspazieren, bis er sich entscheiden konnte in die Bank einzutreten. Dort erbat er, von dem Filialdirektor empfangen zu werden. Dieser kam heraus und lud ihn persönlich in sein Büro. Nach wenigen unverbindlichen Worten sprach Antal sein Anliegen aus: Er fragte, ob eine Vertagung der Tilgung bis nach der Saison möglich wäre, denn die so gewonnenen Einkünfte wären eine große Erleichterung. Man konnte jedoch deutlich beobachten, wie die freundlichen Gesichtszüge des Direktors langsam erstarrten. Seine Antwort blieb indifferent: Man würde in der Zentrale, in Zara, telegraphisch nachfragen. Die Antwort könne bis morgen da sein.

Am nächsten Tag stand Antal spät auf und ging auf die Terrasse zum Frühstück. Er ließ die Zeit einfach dahingleiten, und eigentlich hatte er auch gar kein Verlangen mehr danach, wieder in die Stadt zu gehen. Endlich entschied er sich, den Bankdirektor anzurufen. Knarzend kam es

aus dem Hörer: Bedauerlich, - aber Zara war mit einer Vertagung nicht einverstanden. Antal setzte sich wieder auf die Hotelterrasse und schaute stumm in den Hafen hinab. Dann nahm er seine Tasche, bezahlte, gab dabei ein ausgiebiges Trinkgeld und ging zur Post. Dort kaufte er sich eine einfache Karte und adressierte sie nach Zelenika; er schrieb, dass er nie mehr heimkommen würde ...

Langsam spazierte er nach Lapad. Obwohl es schon Mittag geworden war, fühlte er keinen Hunger. Bald erreichte er jene Villa, wo er sich seinerzeit von seinen chronischen Halsschmerzen kurieren konnte. Antal schaute in den Garten: Auf dem kiesbestreuten Weg spielte ein kleines Mädchen. Dann ging er langsam den neuen Promenadenweg entlang und zum Strand hin, wo er früher mit der Familie um die Halbinsel herumgerudert war und so oft gebadet hatte. Die Ruine, die er einst kaufen wollte, stand noch immer unverändert da. Ida war damals dagegen gewesen, sich in einer solchen Wildnis niederzulassen. Antal setzte sich auf die Mauerreste und schaute lange den Badenden zu. Dann nahm er den vertrauten Fußweg, der durch das Macchiagestrüpp sanft anstieg und weiter die Felsenküste entlang führte. Die Aussicht gab immer mehr den Blick frei auf den Archipel Ragusas. Die Sonne neigte sich nach Westen zu, auf dem goldschimmernden Wasser zeichneten sich dunkel die Umrisse der Insel ab. Öfters rastend, erreichte Antal dann die Höhe des Kaps Petka, wo der Weg über einer senkrechten Felswand endete, die steil in die See stürzte. Hier reichte das Panorama von Ragusa über den ganzen Küstenzug hinweg, bis weit hin zum Kap Ostro am Eingang der Bucht von Cattaro. Antal wollte den Sonnenuntergang hier abwarten.

Obwohl das in den Fremdenführern mit Begeisterung beschrieben wurde, war jetzt niemand außer ihm da. Eine Bank, von Agaven umgeben, stand ihm allein zur Verfügung. Die Sonne näherte sich dem Horizont, und die ohnehin rötlichen Felsen erschienen allmählich in einem magischen Licht, so dass die ganze Gegend wie mit Glut übergossen wirkte. Immer prachtvoller färbte sich der Himmel, von Tiefblau nach und nach ins Goldgelbe, Orangenfarbene und Purpurrote übergehend, fast von Augenblick zu Augenblick wechselnd. Ungemein scharf, wie Silhouetten, zeichneten sich vor diesem beleuchteten Firmament einige hochgewachsene Agaveblüten und spitze Zypressen ab. Das Meer selbst aber wurde tiefviolett, bis fast plötzlich die Nacht hereinbrach und nur noch ein fahler, gelber Streifen am westlichen Horizont anzeigte, dass das Tagesgestirn entschwunden war. In Ragusa funkelten jetzt immer intensiver die Stadtlichter, hie und da meldeten sich auch die Feuer von Leuchttürmen mit ihrem geregelten Blinzeln. Weit

draußen war kaum noch der Lichtschein von Ostro wahrnehmbar. Es war noch nicht endgültig dunkel geworden, als Antal die Tasche öffnete. Er nahm seine Kavalleriepistole heraus und begab sich ganz dicht an den Rand des Abgrundes. Mit den Augen suchte er das schwache Licht von Ostro, dann legte er die Waffe an die Schläfe.

Den Sturz in die Tiefe erlebte er nicht mehr.

## Der Schamane

Am Silvesterabend des Jahres 1900 wirkte die Piazza Navona so, als hätte die Fee Befana den Kalender etwas verfehlt, als würde sie ihr Füllhorn eine Woche zu früh hier ausgeschüttet haben, getäuscht vom außergewöhnlichen Straßentrubel. Im Menschengetümmel hatten die amtsbewussten Picciaferali nur mühevoll ihre Arbeit verrichten können, indem sie ihre hakenbewehrten Stöcke über die wogenden Köpfe und die Planendächer der Buden strecken mussten, um die Gaslaternen anzumachen. Auf den Pulten der Kaffee-Ausschenker, der Zuckerbäcker und Delikatessenhändler lagen haufenweise fruchtegefüllte süße Kuchen, cremige Torten, knusprige Crostata, deren phantastische Zierformen selbst den hier stehenden Brunnen Berninis beschämten. Weiter weg teilte eine unrasierte Gestalt mit einem verbeulten Zylinder auf dem Kopf aus vollem Halse mit, - und dabei überwältigte seine Stimme mühelos alle nah und fern tobenden Pfeifen, Trompeten, Trommeln und Ratschen, - dass bei ihm Maronis zu haben sind: Jene zwetschgengroßen, prasselnden Kastanien wälzte er auf dem verrosteten, aber mollige Wärme ausstrahlenden Blechofen hin und her. Neben ihm, in einem buntbemalten Zelt, schoss man mit Luftgewehren. Wenn jemand den Zielpunkt der auf kurze Latten aufgereiht hängenden Arlechinos, Capitanos und Pulcinellas traf, stürzten die bemalten Blechfiguren herunter und zündeten eine Petarde, um mit gebührendem Knall das trockene Schnalzen des Gewehres zu quittieren. Aber unabhängig davon hatte es schon genug geknallt: Gegen die Steinsockel der Paläste, die den Platz umsäumten, hatten Kinder mit Streichholzköpfen gefüllte Lochschlüssel geschleudert, welche auf Spagat gehängt und mit einem Nagel verstopft waren. Der hier schwebende Schwefelgeruch vermischte sich immer wieder mit dem aus den Pizzabuden herausströmenden Duft des Backteigs, gemixt mit säuerlichem Tomaten- und herbem Olivenölaroma. Dazu gab es zwei Stände der Maccheronai: Auf starke Hocker waren Feuerstellen mit hohen Blechrohren und kochenden Kesseln aufgestellt, und dazwischen, auf dem Pult prächtig verziert, zwei Kupfertöpfe mit fertiger Past-

asciutta, - serviert ohne Besteck. Die langen Spaghetti nahm man einfach mit den Fingern vom Teller, um sie in das offene Maul hinabzulassen! Nebenan konnte man sogleich aus einem Fass, von einer Zweiradkarre, Albanowein zapfen, wenn man sich nicht lieber in der Weinstube Chianti aus der mit Palmenblättern umflochtenen Bottiglia einschenken ließ. Dazu passte eine Portion frittierte Calamari-Ringe oder rote Gamberi, die man vor der Bude „Frutti di mare“ vorher eigenhändig aus der flachen Fischerkiste auswählen konnte. Daneben, mit Zitronen garniert, häuften sich halbierte Seeigel, mit ihrem sternartigen gelben Rogen lockend; auch hatte man leckere kleine Tintenfische, der Größe nach nebeneinander, aufgereiht.

Diese weißgeklopften Tintenfische zogen jetzt die Aufmerksamkeit eines gutgekleideten Knaben an, der wohl so um 13 Jahre alt sein mochte. Er blieb stehen und musterte die Sepietten. Trotz der frischen Nacht war er ohne Kopfbedeckung, seine schwarzen Haare waren kurz geschnitten. Er kniff seine blitzenden, schwarzen Augen zu, seine schmalen Lippen waren zusammengepresst, als er sich für ein Stück mittlerer Größe entschied. Sein römischer Akzent war deutlich, während er um den Preis feilschte. Ohne Rücksicht auf seinen olivfarbenen Teint hätte ihn jeder als einen Hiesigen einstufen können, wenn er beim Sprechen die „s“ — Laute gelegentlich nicht zu einem „sch“ verrutschen ließe, was auf das venetianische Mundartgebiet deutete. Nachdem der Junge die paar Centesimi bezahlt hatte, steckte er den Sepiahappen in den Mund und tauchte wieder in der Menge unter. Langsam zerkaute er das knorpelige Fleisch, um dessen süßlichen Saft zu spüren und dessen Herbe sich in der Mundhöhle verbreiten zu lassen. Nachdem er das Ganze geschluckt hatte, waren seine Zunge und sein Gaumen durchtränkt von dem Geschmack, ja dieser verstärkte sich anfangs fast von selbst und blieb dann noch minutenlang spürbar, - mit reibenden Zungenbewegungen suchte er diesen Genuss weiter zu intensivieren.

Währenddessen verließ der Junge den Platz und begab sich über eine Nebengasse zum Tiber hin, aber die jubelnde Menge war auch hier nicht lockerer. Der gutaussehende Junge gefiel scheinbar den Mädchen, die sich jetzt ohne die üblichen Schranken vergnügen konnten. Mal kreischten sie ihm lauthals in die Ohren. Natürlich, in diesem Alter war er selbst für Mädchen noch nicht so begeisterungsfähig, und daher zeigte er „corno“ mit gestrecktem Zeige- und Kleinfinger, worauf ihm herausgestreckte Zungen noch zuteil wurden. Das Gedränge ließ dann an der Brücke allmählich nach, und während der Junge dort entlangging, guckte er auf die dunklen Umrisse des Janikulushügels hinauf. Er begab sich dorthin, um das Belvedere zu erklimmen, von wo man die beste

Aussicht auf die Engelsburg hat. Oben musste er sich aber schon durch Reihen von Damen mit breiten Hüten und mit Pelzkragen bewehrten Herrschaften drängen, bis er sich einen Platz auf der Brüstungsmauer erhaschte. Unten in der Tiberkurve, im Verlauf der Küste, auf den Brücken und an den Rändern der Engelsburg, begannen kleine Flammen zu zündeln: Boten des Festhöhepunktes. Ihre aneinandergereihten Lichtpunkte ließen bald dieses, auch tagsüber bezaubernde, Teilpanorama Roms als märchenhaft erscheinen. Für einen Augenblick aber schaute der Junge mit plötzlichem Interesse beiseite: er beäugte nebenan ein älteres Paar. Es sprach unter sich ungarisch. In diesem Moment ertönte aber die Kanone von der Engelsburg. Im Dämmerlicht zeigte die Uhr dort gerade Mitternacht. Mit sausen Raketen, die sich reihenweise von der Burg erhoben, begann die Feuerwerksschau: Auf dem dunklen Himmel zeichneten sich, in allen Farben spritzend, die Feuerfontänen ab, immer wieder anders; während unten aus einem Meer von Bengalischen Feuern heraus rote Brandfackeln in den Tiber schossen. Sie füllten den Flussverlauf mit glühendem griechischen Feuer auf. Als dann das die Ohren stark beanspruchende Geprassel, Gedröhn und Gesäusel erstarb - nur noch die Ausleuchtungsflammen und die Gasleuchter ließen die in die Dunkelheit gehüllte Stadt erahnen - entfaltete sich ein alles überdeckendes Brausen von Kirchenglocken, welche mit ihren Kadenzen die Nacht untermalten: vom Gingalang der nahen Onofriokirche, über den durchschlagenden Klang des Petersdomes bis zu einem allseits hörbaren, verwischten Summen.

Die Zuschauermengen auf dem Belvedere begannen sich aufzulösen, aber der alte Herr mit seiner Frau stand noch dort, schweigend jetzt. Der Junge stieg von der Brüstung, verbeugte sich und, - „mit Verlaub“ -, stellte er sich mit reiner ungarischer Aussprache vor: „Ich bin Adorjan Magyar“. Die Erwachsenen wandten sich sofort aufmerksam dem einsamen Knaben zu. Das unter dem hochgezogenen Schal versteckte Gesicht der Dame, beschattet noch dazu mit einem breiten Hutrand, war kaum erkennbar, aber die Haltung und die Stimme deuteten ein hohes Alter an. Der Herr mit der Melone auf dem Kopf und etwas längeren, silbernen Haaren, mit einem von dem altmodisch gestutzten Vollbart umrahmten runden Gesicht, und mit seinem hell-freundlichen Blick, war sofort vertrauensserweckend. Adorjan erzählte sogleich, dass er, nach der Volksschule in Ungarn und Dalmatien, vor zwei Jahren von seinen Eltern hierher zur künstlerischen Ausbildung gebracht worden war. Dann wurde die Unterhaltung auf die gerade abgelaufene Sehenswürdigkeit gelenkt, bis der alte Herr, seine Taschenuhr herausholend, sinnierend murmelte, dass man nun schon zwölf Minuten im zwanzigsten

Jahrhundert lebe. Wie merkwürdig – er schaute wieder den Jungen an - man unterhält sich ungarisch hier im Ausland, während der Vater des alten Herrn, vor hundert Jahren, im allseits vernachlässigten Ungarn und mit damals gängigem Latinum, trotzig behauptete: „Extra Hungariam non est vita“. Wie hat sich seitdem die Welt verändert! Heute kann der Bauer solche Pferde halten, welche damals nur vor die Kutsche des Grafen gespannt waren. Man musste sich damals tagelang, selbst bis nach Wien, durch Staub und Schlamm quälen. Jetzt dagegen steigt man in den bequemen Eisenbahnwaggon ein und ist mit weit weniger Zeitaufwand in Rom oder Paris angelangt. Er steckte seine Finger in die Westentasche und zog eine Visitenkarte heraus, die er Adorjan reichte. Er tätschelte noch seine Wange und drückte ihm die Hand, - die Dame streckte ihm ihre beschuhte Hand hin, - und so gingen sie dann, Arm in Arm, den Treppen zu. Adorjan schaute sich das Papierstück an: Er las den Namen von Ferenc Désy mit einer siebenbürgischen Adresse. Mittlerweile verlöschten dort unten um die Engelsburg einzeln die Ausleuchtungsflammen. Es verbreiteten sich immer mehr Lücken in den feierlichen Lichtreihen, die den Nachtzauber ernüchterten. Adorjan ging auch heim. Unterwegs watete er durch Lumpenkram und Gerümpel, was die Römer - nach altem Neujahrbrauch - durch ihre Fenster auf die Gassen geworfen hatten. In der Wohnung, wo er ein gemietetes Zimmer hatte, war noch niemand zuhause. Der Eigentümer hieß Giuseppe Givaruscio - ein Bildhauermeister. Als aufrichtiger Römer, samt Frau, erfreuten sie sich noch auf der Straße der seltenen Festlichkeit. Die Hauszofe war ja schon zu Weihnachten zu ihrer Familie in die Campagna gegangen, und die zwei Töchter fuhren gleich danach mit dem Onkel nach Palermo. Ohne die Gasbeleuchtung aufzudrehen, durchquerte Adorjan die einfache Wohnung und legte sich sofort ins Bett.

Als er aufwachte, quoll schon durch das auf die enge Gasse schauende Fenster das Tageslicht hinein. Aus der Küche hörte man das Werkeln von Signora Lidia. So stand Adorjan bald auf und ging zu ihr hinüber, um zu Neujahr zu gratulieren. Die Frau, sie wischte ihre Hand an der Schürze ab, nahm heiter die Aufwartung des Hausgastes entgegen und besprach mit ihm geschwätzig die Nachtereignisse. Ob die Jahrhundertwende jetzt war, oder vor einem Jahr - bei dem runden 1900 ? - egal!- Man hatte doch zweimal Spaß gehabt... Sie sprach immer so leidenschaftlich, dass sie dabei ihr sizilianisches „tschr“-Schnarren nicht lassen konnte. Lidia war eine jovial-heftige, ununterbrochen gestikulierende kleine Frau mit rabenschwarzen Haaren und Augen, bereits mit dem Fluch der hübschen mediterranen Frauen behaftet: dem Fettansetzen der späteren Jahre. Bald erschien auch

Signor Beppo. Er war der Sohn eines in Rom verwurzelten Stukkateurmeisters, aber er erweiterte das geerbte Geschäft noch mit einem Steinmetzbetrieb, und führte zusätzlich auch Bildhauerarbeiten aus. Er war ebenfalls von gesetzter Gestalt, seine schwarzen Haare waren ohne jede künstlerische Affektion gekämmt, aber sein Gesicht zierte ein buschiger Nietzsche-Schnauzbart, obwohl er kaum Vorstellungen über die Philosophie pflegte.

Aber doch, vielleicht aus einem inneren Antrieb heraus, überlegte er manchmal, was die Aufgabe des Künstlers sei: Eben die trefflichsten Naturgegenstände möglichst echt nachzuahmen. Zwar ist der Haken dabei, - das leuchtete ihm ein - dass man neuerdings so auch den Fotoapparat anwenden kann. Aber das war doch die Sorge der Graphiker und Maler. Die sollten sich mit Impressionismus und Sonstwas herumplagen, Skulpturen konnte man dagegen immer nur mit der Menschenhand herstellen. Und er selbst war ein Bildhauer. Unter diesem Aspekt wählte er seine Mitarbeiter aus und unterrichtete auch Adorjan in seiner Werkstatt, wo man, nebst Gipsornamenten, auch Tonportraits modellierte und Marmorstatuen meißelte: lauter solid-herkömmlich ausgeführte Gegenstände. Der Meister vertiefte sich in das Verhalten seines ausländischen Lehrlings nicht weiter, obwohl er sofort merkte, dass in diesem Jungen eine große Begabung steckte. Aber er sah auch, dass - wohl gerade deshalb - den Knaben ausschließlich die schöpferisch-bildnerische Tätigkeit interessierte, während er sich die zum Beruf gehörigen Fachkenntnisse nur lustlos aneignete. Auch in der Gewerbeschule, von wo er ihm anempfohlen war, zeigte er heterogene Erfolge: Besonders schlecht war er im Rechnen und damit auch in der Aneignung von Betriebsführungskenntnissen. Aber, meinte Beppo, das reiche Söhnchen brauchte wohl sowieso nicht den vollkommen auszubildeten Beruf. Überdies war bekannt, dass der Schulleiter von Adorjan recht begeistert war, weil er in seinem Fach ganz hervorragend dastand, nicht nur mit seiner zeichnerischen Begabung, sondern auch durch sein weitreichendes Interesse für die Stilkunde. Deshalb tolerierte der die Schule leitende Zeichenlehrer nicht nur Adorjans Schwächen, sondern auch seine heißblütigen Unbändigkeiten.

Der verhältnismäßig junge Lehrer führte die „Abendschule für Erwachsene“ im Borgo des Vatikan noch nicht lange. Diese Schule war eine Anstalt, die dem der päpstlichen Schirmherrschaft unterstellten Wohltätigkeitsverein für Künstler und Arbeiter gehörte. Entsprechend war hier der Unterricht sehr konservativ, und auch stark religiös durchsetzt. Warum die überwachenden Monsignori diesen, insgeheim doch oppositionellen jungen Raimondi, als Schulleiter eingesetzt hatten, bleibt

vielleicht ein ewiges Geheimnis. Er ließ zwar brav die Schüler Renaissance- und Barockornamente abzeichnen, lud aber die begabtesten - Adorjan auch - zu Sonderunterricht in die eigene Wohnung ein. Dort zeigte er ihnen eine bunte und aus Pflanzenmotiven frei erfundene Textil-, Tapeten- und Buchdruckornamentik des englischen Kunstgewerbe Unternehmers William Morris; und er ermunterte seine wissbegierigen - man könnte sagen – „Mitarbeiter“, auch selbst frei zu entwerfen. Ein Tapetenhersteller aus Mailand interessierte sich bereits für die Arbeit dieser kleinen Gruppe.

Für solche neue Gestaltungsformen begeisterte sich Raimondi besonders jetzt, seit er von der Weltausstellung von Paris zurückkam. Erst einmal war er vom italienischen Pavillon angewidert gewesen: eine billig hergestellte und zusammengewürfelte Nachahmung der Markuskirche und des Dogenpalastes aus Venedig. Allerdings unterschied sich dieses Gebäude von den anderen Nationalpavillons am Seineufer, die alle verkrampft einen Nationalcharakter vorzuweisen suchten, nur durch seine übermäßige Aufdringlichkeit. Aber auch kleinere Pavillons strotzten vor Kitsch; so das gläserne „Palais Lumineur“ am Marsfeld - ein Alptraum des Phantasiebarocks in Pagodenform. Aber daneben beäugte Raimondi mit Interesse den ungewöhnlichen „Pavillon bleu“, dessen Stilistik als „Art nouveau“ angegeben war. Die meiste Zeit verbrachte er selbstverständlich im Großen Kunstpalast - gleichfalls mit abgeschmackten Zuckerbäckerfassaden - aber großartig mit Glasdächern überwölbt. Er trat dort in die lichtdurchflutete Eingangshalle ein und suchte die italienische Ausstellung. Nur mit Mühe fand er sie in einer entlegenen Ecke. Beim Durchgang dorthin überraschten ihn aber neue Kunstformen. Er wusste zwar aus der Literatur, dass in Belgien das englische Kunstgewerbe weiterentwickelt wurde, aber, anstatt karger Illustrationen konnte er jetzt die neuen Formen - welche die Österreicher „Sezession“, also Trennung vom Alten nennen! - in der Originalausführung bewundern. Hier gab es keine Nachahmung der Natur oder von irgendeiner Überlieferung, sondern, man arbeitete mit dem Erkennen dessen, was ein Mensch der Gegenwart braucht: Man schuf eine Dolmetscherkunst! Diese „Neue Kunst“, wie man das französisch sagt, ist nichts anderes als ein Umprägen des Gesehenen! Nun überquerte Raimondi die traurig nichtssagende italienische Ecke und trat in die deutsche Galerie ein, die den Seiteneingang des Kunstpalastes beherrschte. Hier war nun eindeutig: Die Deutschen lernten zwar von den Engländern und Belgiern; was sie zeigten nannten sie aber „Jugendstil“. Es ist doch so, erkannte er: Mitteleuropa hat die Führung in der Kunstinnovation übernommen, das erstarrte Italien hat nichts mehr zu sagen, Frankreich ruht sich bereits auf den Lorbeeren

aus, und England wird allmählich überholt. Allerdings lassen sich die Skandinavier schwer einordnen. Die Norweger, die Schweden und sogar die russisch beherrschten Finnen zeigten eigenartige Kunstmerkmale durch die Besinnung auf ihre jeweiligen Volkskunstarten. Die Finnen waren besonders bewundernswert mit ihrem eigenen kleinen Pavillon, wo der ehrliche Nationalcharakter, im Kontrast zum Jahrmarkt an der Seine, mit größtem Feingefühl eingearbeitet war. Mit solchen Konsequenzen im Kopf, erreichte dann Raimondi noch den Saal der Plastiken. Hier verweilte er etwas länger vor der Skulpturengruppe des Italieners Ernesto Biondi, eines Autodidakten. Seine „Saturnalie“ hatte mit dem idealisierenden Jugendstil nichts gemein, der naturalistische Verismus der besoffen taumelnden Bronzefiguren verlockte aber doch zur Betrachtung. Trotzdem empfand dabei Raimondi doch keine Begeisterung.

Jetzt versuchte er seinem Kränzchen junger Talente die neugewonnenen Ansichten geordnet darzulegen. Es lag schon ein Vierteljahrhundert zurück, - begann er zu erzählen, - als in Paris das Manifest „Le Symbolisme“ veröffentlicht wurde. Dort hatte man folgendes dargelegt: Die Idee des Künstlers sollte nie ausdrücklich dargestellt werden, die Realität sollte nur spurenhaf symbolisiert sein, ein Kunstwerk sollte ohne Regel entstehen, nur der Auffassung des Künstlers überlassen, völlig individuell, bei vornehmer Abstandnahme vom gemeinen Alltag. Als Beispiel zeigte Raimondi ein Album des Malers Gustave Moreau. Er ließ die Blätter zuerst unter dem Daumen langsam rieseln und zitierte den Künstler: Ein Bild muss vom ersten Augenblick an den Eindruck des Reichtums und des Glücks oder der Trauer erwecken. Dann blätterte er in kurzen Abständen durch das Album und schilderte zwei Glaubensbekenntnisse des Malers: Erstens, ein Bild muss unheimlichen Reichtum zum Inhalt haben, um ein kunstfremdes Publikum mit Schönheit zu betören; und zweitens eine gewisse Reglosigkeit ausstrahlen, um mit keinem Hinweis auf Ort, Zeit, oder mit irgendeiner Bestrebung den Betrachter aus dem Idealen zu entrücken. Raimondi betonte nochmals den Sinn: Weg von der Realität ! Dann ging er zur Deutung von drei Reproduktionen über. Zuerst schlug er das Bild „Jupiter und Semele“ auf: Der Gott der Götter in seiner Unheimlichkeit wirkt sich tödlich auf die Geliebte aus. Seine Bekleidung und der Thron schäumen über vor Pracht, aufgelockert nur durch den Kontrast des schönen nackten Körpers der kleinen Frau. Für das andere Beispiel wählte Raimondi zwei Alternativen des Bildes „Erscheinung“ - beide mit dem biblischen Motiv des Verführungstanzes der mit Schleiern halb verhüllten Salome. Das eine mit dem vollständig ausgearbeiteten orientalischen Prunk, das andere unvollendet, nur mit skizzenhaft

angedeuteter überreicher Architektur, wo die schreckliche Vision des sich vom Boden erhebenden abgeschlagenen Kopfes die Bildfläche völlig beherrschte. War das ein Zufall, dass das Bild unvollendet blieb? Raimondi legte das Buch beiseite und zeigte noch auf ein Abbild der „Toteninsel“ von Böcklin, das an der Wand hing. Es schien da nichts Unrealistisches zu sein. Und doch! Wo gibt es eine solche Insel? Öfters hatte man schon wegen des Vorbildes gerätselt, jedoch kaum mit handfesten Nachweisen. Das Bild will aber nichts anderes, als die Melancholie heraufzubeschwören - eben die Entrückung vom Realen.

Nach dieser Einführung nahm Raimondi den Katalog der Kunstausstellung von Paris. Er wiederholte jetzt seine Eindrücke, - worüber er schon im Klassenunterricht allgemein gesprochen hatte, - wollte sich aber jetzt über den Jugendstil besonders auslassen. In der Gruppenarbeit beschäftigte man sich ja schon mit dem englischen Kunstgewerbe, das allerdings noch keine stilistische Absicht vertrat, sondern nur dem mittelalterlichen Vorbild des ehrlichen Handwerks zugewandt war. In Frankreich wiederum suchte man, vor der als bedrohlich empfundenen Modernisierung, in den Elfenbeinturm des Symbolismus zu flüchten. So tat es der eben besprochene Moreau. Hierzu gehört aber auch Gauguin. Den hatte man doch in der Klassenarbeit im Rahmen der Farbenlehre schon behandelt. Er hatte eine anders differenzierte Lebenseinstellung. Gauguin suchte die entrückte Inspiration vorerst bei den Bauern der Bretagne, aber, in seiner extremen Suche nach der Ursprünglichkeit, verbrachte er dann den Rest seines Lebens unten den polynesischen Eingeborenen. Seine dortigen Gemälde sind so von der zweifelhaften Moderne zwar abgerückt, liegen aber in einer anderen Realität, die man als die bessere empfindet – betonte es Raimondi. Nun griff in diese Umstände der Belgier van de Velde ein. Obwohl er auch malte, war er vornehmlich ein Architekt und, als solcher, stark an dem englischen Kunstgewerbe interessiert. Allerdings klammerte er daraus das Altmeisterliche aus. Er beschränkte die künstlerische Arbeit auf den Entwurf zur Vervielfältigung mit Maschinen. Formal übernahm er dazu die in England entwickelte stillose Linienharmonie - eben den Jugendstil. Andererseits knüpfte van de Velde an den farbenfrohen Symbolismus Gauguins an, um die Gefühls- und Stimmungseffekte zu steigern. Beispiele zeigte Raimondi aus dem Katalog und holte besonders die österreichische Ausstellung hervor, wo alles aufeinander abgestimmt war, von der Wanddekoration bis zur Möblierung, ja bis zum kleinsten Detail der ausgestellten Nippes - als Gesamtkunstwerk. Zum Schluss zitierte Raimondi noch Gauguin: Die Kunst kommt aus dem Geist und aus der Natur. Die Natur kann dabei dem Geiste dienen, oder den Geist beherrschen. Im letzten Fall haben

wir den schrecklichen Irrtum des Naturalismus. Raimondi verwendete da den italienischen Ausdruck „verismo“. Große Künstler, - fügte Raimondi noch hinzu, - können aber nur diejenigen sein, die irgendwie diesem Irrtum entgegenwirken. Und, als erschreckendes Beispiel, schlug er im Katalog jene gemeine Szene der Saturnaliengruppe auf. Ja, der Naturalismus bleibt in der äußeren Beobachtung stecken, die Romantik stellt aber innige Erfahrungen dar...

Adorjan verspürte erst jetzt eine Orientierung in seiner künstlerischen Neigung. Die Langeweile der historisierenden Klassenübungen, aber auch durch die Routinearbeit in der Werkstatt Givaruscios, ödete ihn schon längst an. Erholung fand er bisher in der freien Ausübung seiner Phantasie bei Raimondi. Den Begriff „verismo“ verband aber Adorjan bisher nur mit dem Operntheater. Er ließ sich einmal dazu verleiten, die „Cavalleria rusticana“ anzuhören, eigentlich mit der Vorstellung, dass man dort schneidige Husaren zu sehen bekommen könnte. Stattdessen handelte es sich bloß um Eifersüchteleien in einem sizilianischen Dorfe. Das war, im Theaterprogramm, als Verismus bezeichnet. Der Blick auf das Abbild der taumelnden Saturnalienfiguren weckte jetzt aber eine andere Erinnerung. Adorjan besuchte ja eifrig die Ausstellungen: Dort unterschieden sich die Skulpturen jedoch kaum von diejenigen, die schon seit Jahrhunderten im Vatikanmuseum herumstehen. Eine kleine Bronzestatue - sie war wohl ein Ausstellungsbeitrag aus Neapel - blieb aber in seiner Erinnerung, weil er sich da fast selbst abgebildet sah. Er hockte auch mal so auf einem Felsen, sein Gleichgewicht wahrend, während er den gerade geangeltten Fisch zu überwältigen suchte, genau wie diese Bronzeskulptur. Der Verismus will also Alltagsereignisse naturgetreu - eben naturalistisch - zeigen, aber auch erschreckende oder widerliche Umstände wie Leidenschaften, die zur Messerstecherei führen, oder ein besoffen taumelndes Frauenzimmer. Wie erhaben wirkt dagegen der entrückt idealisierende Jugendstil! Bei einer Schönheit, die zwar Ergebnis einer durchgedachten Stilisierung ist, aber eben dies ist ja so aufregend. Adorjan musste Raimondi noch fragen: Wie kommt es denn, dass in Rom doch keine Spur des Jugendstils zu sehen ist? So bekam er noch einen Begriff verdeutlicht: den des „Akademismus“. In Rom, deutete der Lehrer an, herrschen Kunstprofessoren über jede künstlerische Regung. Sie analysieren die historischen Vorbilder, suchen daraus ästhetische Regeln herauszufiltern und lassen nur solche Kunstwerke gelten, die ihren Rezepten entsprechen. Demgegenüber ist der Naturalismus schon ein Paradies der künstlerischen Freimütigkeit. Der Jugendstil konnte sich hier auch deshalb noch nicht durchsetzen, weil diese Kunstbewegung erst vor wenigen Jahren aufkam. Allerdings, im Norden Italiens hatte sein Einzug schon begonnen.

Mit solchen Erkenntnissen war aber das begonnene dritte Schuljahr in Rom bereits verdorben. Adorjan verlor jede Lust am Unterricht und auch an seiner - ohnehin volontären - Mitarbeit bei Givaruscio. Er zog aus der Wohnung weg und schwänzte die Arbeit. Lieber ging er mit dem Zeichenblock durch die Campagna oder an die Küste von Ostia. In die Abendschule ging er nur Raimondi zuliebe, begann aber dort - inmitten der bigotten Strenge, die nicht einmal laute Unterhaltung zuließ - Streiche zu treiben. Einer wurde fast verhängnisvoll, als er in der Klasse auf die Kehrseite der Mahntafel „SILENZIO“ aufschrieb: „FATE CAGNARA“, was gut römisch soviel bedeutete wie „macht Hundegezänk“ - und zwar bei der Paarung im Straßenrudel! Dass er deswegen nicht gleich aus der Schule flog, verdankte er nochmals Raimondi und einigermaßen auch dem Wohlwollen des Religionslehrers. Der war Adorjan zugeneigt, weil - so schien es ihm - unter seinem Einfluss der Junge ein besonders eifriger Gläubiger geworden war. Dieser Einfluss enthielt allerdings geradezu gegenteilige Suggestionen als jene von Raimondi. Alle Schüler waren sonntags verpflichtet, seiner Messe beizuwohnen. Dort pflegte er auch so zu predigen wie anlässlich eines Flugzeugabsturzes - als in Rom Autos auch noch kaum zu sehen waren: Wenn Gott gewollt hätte, dass die Menschen fliegen können, würden sie Flügel haben. Doch Adorjan hörte solchen Predigten mit tiefer Überzeugung zu und kehrte in die Kirche auch sonst öfters zum Beten ein. Während der Messen ergötzte er sich am Gesang einer herrlich klingenden Frauenstimme von der Empore - erst später erfuhr er, dass das ein Kastrat war... Aber als die winterliche Regenzeit eintrat, war es mit den die Ausbildung schwänzenden Seitensprüngen auch vorbei. Nur gelegentlich ging Adorjan noch nach Ostia wegen des schwermütigen Erlebnisses: während er den weiten Strand entlang trollte, an den donnernden Wellen vorbei, die sich unter dem bleiernen Himmel, vom Scirocco-Wind getrieben, heranwälzten. Dann schrieb er nach Zelenika, er wolle hier weg - nach Mailand. Damit löste er aber zuhause, bei den Eltern, erst recht Sorgen aus. Im vergangenen Sommer war gerade dort König Umberto von Anarchisten umgebracht worden, und wenige Jahre zuvor gab es auch Straßenschlachten, die aufgebrachte Arbeiter der Regierung lieferten. In dieses Wespennest will das Kind, sich dort Gefahren auszusetzen, vielleicht gar nicht gewünschten Einflüssen?

Der Vater reiste im Frühjahr über Bari nach Rom. In Folge reiflicher Überlegungen, gemeinsam mit Raimondi, - er meinte, dass Adorjan in Rom tatsächlich unterfordert war, - entschied man sich für den Umzug nach Firenze. Adorjan wollte nicht einmal mehr wegen des

Schulabschlusses in Rom ausharren, und so traf er unverzüglich im Kunstmekka Italiens ein. Hier kam er in der großen Werkstatt des reichen Bildhauers Ferdinando Vichi unter, der an die zehn gut bezahlte Mitarbeiter beschäftigte und die hergestellten Arbeiten über die Kunstgalerie seines noch reicheren Verwandten, in der Hauptstraße, an die Stadtbesucher feilbot. Adorjan besuchte keine Schule mehr und, da er auch hier als Volontär arbeitete, legte man fest, dass er montags nicht zur Arbeit erscheinen musste. Diese Zeit wollte er für seine Selbstbildung haben, für die Bibliothek und zu Übungen des Zeichnens und des Malens. Mit einem neugekauften Fahrrad erkundete er auch die Umgebung nach geeigneten Landschaftsmotiven, manchmal in tagelangen Ausflügen durch die Toskana, ja einmal sogar zurück bis nach Rom! Er fuhr am Lago di Trasimonto vorbei auf Assisi zu, ein Stückweit durch die Apenninen und dann von Passo Maggiore herunter über die kurvenreiche weiße Straße, die einem stürzenden Fluss ähnlich unter ihm wegzugleiten schien. Die Luft sauste um seine Ohren, die Bäume, Büsche, Häuser blieben rasch hinten ihm zurück, und die Menschen, die Karren, ließen sich alle nur als langsame und schläfrige zottelnde Wesen wahrnehmen. In Rom meldete sich Adorjan noch einmal beim Kränzchen Raimondis zurück, wo er sich mit seinen jungen Künstlerfreunden traf. Er ging auch einmal in die Campagna radeln, oder auch die Ufer von Tiber und Arno entlang spazieren.

Sonst widmete Adorjan seine Aufmerksamkeit, jetzt in Firenze, besonders den seltsamen Formen der mikroskopischen Welt. Um diesen abstrakten Formenkosmos nicht nur in den Büchern der Biblioteca Nazionale studieren zu müssen, leistete er sich den Kauf eines Mikroskops von seinem ersparten Taschengeld, und er züchtete sich auch kleine Wasserbiotope, zu Beobachtung dieser Mikrowelt Sonntags hielt er sich auch in einem Kaffeehaus auf, um dort in Zeitschriften zu blättern. Zwischendurch war Adorjan über seine Lieblingsliteratur, den Abenteuerromanen von Salgari, schon hinausgewachsen. Hier empfand er das ungarische „Új idők" - ein Wochenblatt für den „herrschaftlichen Mittelstand" - eher langweilig. Am liebsten blätterte er in „La scena illustrata", die er gelegentlich auch kaufte, um ruhig auf seinem Zimmer alles lesen zu können. Diese in Firenze aufgelegte Zeitschrift mit farbigem Deckblatt war in dem schon vertrauten Jugendstil gestaltet, graphisch üppig ausgestattet; inhaltlich wiederum war sie ein kulturell führendes Periodikum, stark auf die nationale Erneuerung Italiens ausgerichtet. Hier kamen die vornehmsten Literaten aller Richtungen zu Wort. Adorjan fiel einmal ein Gedicht auf: „Pioggia nel pineto". Schweig! - hieß es – Höre! Es regnet aus den verstreuten Wolken. Es regnet auf die versalzten und dürren Tamarisken, es regnet auf schuppige und borstige

Pinien, auf die göttlichen Myrten, auf dichte Wacholder, es regnet auf unsere Waldungen, es regnet auf unsere nackten Hände, auf unsere leichte Kleidung, auf die frischen Gedanken, die die Seele erzählt, auf das schöne Märchen, das du gestern träumtest, das ich heute träume...

Die Verse waren einer Abhandlung über Gabriele D'Annunzio hinzugefügt. Vor den geistigen Augen Adorjans erschienen die Waldungen Zelenikas, seine einsamen Streifzüge in der sonnigen Landschaft und manchmal auch die durch Regengüsse bewirkten besinnlichen Ruhepausen. Er begann sich für diese Abhandlung sehr zu interessieren und, als er sich weiter einlas, verspürte er eine unsagbare Affinität mit dem Dargelegten. Das Zitat gehörte dem dritten Teil eines lyrischen Zyklus', die man zusammen „Laudi“ nannte und seit einigen Jahren sukzessiv veröffentlichte. Die weitläufige Abhandlung schilderte alle drei Teile mit eingehenden Beschreibungen und sonstigen Zitaten. Im ersten Teil, als „Maia“ betitelt - nach der Göttin des Frühlings - schickte der Dichter Odysseus erneut auf die Reise, aber in der Jetztzeit! So kontrastierte der antike Held mit seinen klaren Erkenntnissen und seiner Dominanz zwischen Mythos und Realität, mit einem Willen zur Macht jenseits von Gut und Böse. Der Seeabenteurer war von Wollust und Egoismus stimuliert, heidnisch und orgiastisch, stolz und instinktvoll - sogar rassistisch. Der Dichter forderte die mythischen Gestalten zur Wiederkehr auf! Das zweite Buch „Elettra“ - sie war eine mykenische Prinzessin, Anstifterin zur Blutrache - ordnete historische Ereignisse und Persönlichkeiten auf seltsame Art zusammen, von Dante über Garibaldi bis zu Nietzsche hin. Hier kamen Zukunftserwartungen auf, die durch Vaterlandsliebe und Ruhm auf eine Ordnung durch Führergewalt zielte, und zwar in einem Frieden, der ständig unter kriegerischer Spannung dauern sollte; diesmal ohne zu mythologisieren, sondern als eine handfeste politische Utopie. Im dritten Buch, eben dem „Alcyone“, - der ein Gigantenführer und Kämpfer gegen die Götter war, - lässt ihn der Dichter ausruhen: entweder im dionysischen Rausch oder inmitten einer lyrischen Stimmung, unten der südlichen Sonne, in Oliven- und Oleanderhainen, im Lichte und in Farben des Meeres und der Gebirge. Der Dichter lobte die mediterrane Natur dermaßen, dass er sie, mitten im von goldenen Sonnenstrahlen überfluteten Sommer - zum Mythos erhob.



Die befestigte Insel mit dem unteretzten runden Donjon und den ihn umfassenden niedrigen Artilleriekasematten verharrte noch im Morgengrauen. Nur die entferntere Festung an der Spitze des Kap Ostro badete bereits in den ersten, fahlen Sonnenstrahlen. Die

Meeresoberfläche war unterschiedlich gestreift, gelegentlich nur gerunzelt unter der noch schwach anhaltenden Nachtbrise. Das kleine Boot, mit fast hängenden Segeln, zottelte gemächlich der offenen See zu. Adorjan hielt den ungefähren Kurs, wissend, dass er sich draußen dann nach dem Blick auf die zurückgelassene Küstenformation näher orientieren würde. Er musste dort die Stelle finden, wo der versteckte Gipfel über Perasto einmalig herausguckte. Dann schwebte er genau über eine seichtere Stelle des Meeresgrundes, wo sich wandernde Fischeschwärme gern aufhalten. Gestern hatte er dort sein Parangal niedergeworfen. Jetzt bemerkte er schon aus der Weite die in der Sonne blinzelnde weiße Boje. Er ließ die Segel in deren Nähe herunter. Das Heben des Parangals beansprucht eine Weile, dann würde er gar keinen Wind mehr zur Rückfahrt haben. Es wird noch einige Stunden dauern, bis die Tagesbrise den „Burinet“, der ihn hierher trug, zur Küste hin ablöst. Die Sonne stieg allmählich höher, und Adorjan zog sich splitternackt aus. Sein Körper ähnelte manchen knabenhaften Apollonfiguren im Antikenmuseum des Vatikans, war aber nicht marmorweiß sondern sonnengebräunt. Er war ganz allein da, auf offener See. Es gab vorläufig auch nichts anderes zu tun als die Boje im Auge zu behalten und gelegentlich mal nachzurudern. So streckte er sich auf die Liege im Boot aus, auf welcher er die zwei letzten Nächte verbracht hatte und ließ sich von der flachen Dünung schaukeln. Vorgestern Nachmittag war er aus Zelenika hinausgesegelt, um sich den Fischern am Strande von Žanjica zuzugesellen. Er verbrachte dort mit ihnen die beiden Nächte, half das Netz zu ziehen - was Nacharbeit ist, weil die Sardellenschwärme mit Petroleumlicht angelockt werden - und kaufte sich frische Sardellen als Köder für sein Parangal. Als er dann gestern früh diesen abwarf, brauchte man noch den ganzen Tag totzuschlagen. Wohin denn sonst? - Man ging wieder zu den Blauen Grotten. Diese hatte sein Vater entdeckt und die ersten Touristen hingeführt - was jetzt an sich Adorjans Anliegen war. Nur, wenn er Gäste an Bord hatte, konnte er sich dort nicht beliebig vergnügen: am ganz menschenleeren kleinen Strand unten den Olivenbäumen, am „Salzteich“, zwischen den Felsen, der von den im Winter tobenden Wellen immer wieder aufgefüllt und sogar mit kleinen Fischen versorgt wurde, oder im zauberhaft blauen Felsloch schwimmend, wo das Boot kaum wenden konnte und wo man durch eine Spalte kriechend die kleine von unten noch zauberhafter beleuchtete blaue Wasserkaverne fand. Dann die Fahrt durch die große torähnliche Grotte, wo albanische Schmuggler vor den Verfolgern verschwinden konnten. Daneben gab es die dunkle „Karadschin“-Grotte, vorn noch funkelnd blau, dahinter undurchdringlich dunkel, wovon schauerhaft gurgelnde geheimnisvolle Laute herauszuhören waren – die eines „schwarzen Dschin“? - und noch weiter draußen die Torklippe

mit seichtem Wasser und bunt bewachsenen Felsen, zwischen welchen Adorjan mit bloßer Hand eine ausgewachsene Languste herausgriff. Die schmachtete hier noch nebenan im Eimer...

Der aufkommende Maestral begann seine ersten dunkelblauen Sparten auf der Wasseroberfläche zu ziehen. Adorjan wandte sich seinem Fischergerät zu. Bald spürte er, die Kordel ziehend, dass Beute da war. Es kamen, nach und nach, acht stattliche Stücke zum Vorschein - an sich ein Riesenfang! Wohl ein ganzer Schwarm großer Merluzzas tat sich gütlich am Parangal, alle Köder waren weg samt einiger Haken, und die Zweigschnüre waren teilweise verheddert. Adorjan hakte die zahlreichen Angeln ein, so gut es ging, der Reihe nach um den Kistenrand herum. All das wieder in Ordnung zu bringen würde ja eine Stange Zeit kosten. Dann setzte er wieder die Segel. Als er die Gewässer der Bucht erreichte, trieb der Maestral schon Wellen mit Gischt vor sich her, das Boot war aber schneller, es schien über die Wellen zu springen, mit vollen Segeln und lang gelassenen Scotta, geradeaus zur „Pension“ hin - so stand es aufgeschrieben auf dem mittleren Turm mit großen weißen Buchstaben. Das breite Haus mit den roten Ziegeltürmen, dahinter mit dem grünen Wald, beherrschte den Küstenstrich schon von weitem. Knapp vor dem Strand kehrte Adorjan das Boot mit einer energischen Ruderbewegung gegen den Wind, die Segel flatterten, er sprang zum Bug und warf den Anker ab. Der versank im seichtem Wasser und hakte in den Sand ein. Die großen Fische wanderten in den Kühlraum und der Krebs gleich in den Topf - als Mittagssmal-Delikatesse für die Pensionsgäste.

Die Badenden vor dem Haus bewunderten schon die spektakuläre Ankunft, die dann auch Unterhaltungsthema im Restaurant blieb. Gäste, die bei der nächsten Fischerei-Unternehmung dabei sein wollten, meldeten sich so zahlreich, dass man noch ein anderes Segelboot einplanen musste, mit dem Bootsburken an dessen Steuer. Adorjan verfügte ja über einen Park von fünf Booten: Drei waren Segler, ein schneller Reisekutter mit vier Rudern, jedes mit marinemäßig uniformierten Burken besetzt, - Adorjan natürlich am Steuerruder, - und dann war noch ein Frachtboot da. Außerdem organisierte er die Karawanen mit Mulis und Eseln auf die Berge: Aufbruch war noch bei Dunkelheit, um oben den Sonnenaufgang zu erleben. Sonst ging es per Schiff oder mit jenem Kutter nach Perasto und Cattaro, mit der Eisenbahn oder dem Fiaker nach Ragusa, und, besonders ertragreich, nach Montenegro. All diese Einkünfte durfte Adorjan für sich behalten, seine Veranstaltungen hatten allerdings gar keine Konkurrenz, organisierte Ausflüge waren noch unbekannt

Die Gäste kamen überwiegend aus Ungarn, auch schon vornehme Herrschaften wie jener Baron von Bornemissza, der Adorjan für einen Wochenausflug in Anspruch nahm. Noch zwei Herren wollten mitkommen. Es wurde ein Fiaker organisiert. Die Reise ging nach Cattaro, unterwegs mit der über den Buchtkanal verkehrenden Fähre: ein größeres Ruderboot mit Plattform für eine ausgespannte Kutsche. Über Cattaro führten kühne Serpentinchen hoch zur montenegrinischen Grenze, bei sagenhafter Aussicht auf die gewundene Bucht. An der Grenze gab es keine Seele; sie war nur mit einem weißen Strich quer über die Straße angezeigt. Die erste Raststätte, Njeguši, war das Geburtsdorf des Fürsten Nikola und Stammsitz seiner Dynastie: zerstreute Steinhütten, aber mit stattlicher Schule und einer Kneipe, wo man sich mit leckerem Schinkenkäsebrod und schwarzem Kaffee gütlich tun konnte. Die Straße führte hier durch eine felsige Mondlandschaft weiter zur Hauptstadt Cetinje: ein ansehnliches Dorf mit knapp einem Dutzend diplomatischer Vertretungen, jeweils mit Staatswappen und Flaggen an der Fassade, mit dem Palast des Fürsten, mit Ministerien in der festungsartigen „Biljarda“ - benannt nach dem ersten Billardtisch, den einst fünfzig Burschen noch durch die Unwegsamkeit auf ihrem Buckel hertrugen. Ferner existierte ein kleines Theater und das Hotel „Grand“. Sehenswert war nur der altherwürdige „Manastir“ und ein Spaziergang oberhalb bis zur kleinen ehemaligen Bastei Belvedere, wo, noch nicht lange her, aufgespießte türkische Köpfe verrotteten. So erzählte es der in montenegrinische Tracht gekleidete Cicerone - Adorjan selbst.

Am nächsten Tag fuhr man herunter zum Skutarisee. Das Dorf Rijeka, an der Quelle eines breiten, fast unbeweglichen Karstflusses, überraschte mit einer vorbildlichen Küstenpromenade - der Fürst hatte ja hier seine Ausweichresidenz. Die Straße überquerte den Fluss über eine alte Steinbrücke und stieg entlang des Ufers an, am Wasser vorbei, das über und über mit Seerosen bewachsen war. Dann öffnete sich endlich der herrliche Blick auf die Weiten des Sees. In Virpazar - einem lebhaften Marktflecken - kümmerte sich Adorjan um die zweite Übernachtung. Frau Jelena dort kannte schon seinen Vater, er hatte ja die ersten Touristen zu ihr geführt. Sie kochte hervorragend und bot saubere Betten an. Am nächsten Tag erschien der jachtähnliche weiße Dampfer. Der verkehrte nicht jeden Tag und kam erst jetzt von Rijeka her. Das Schiff konnte nicht anlegen, weil keine geeignete Mole da war, die Fahrgäste wurden mit „Lundras“ ausgetauscht, - mit aus langen Brettern zusammengezimmernten Booten, - die man über das seichte Wasser mit Stangen schob. Das Schiff fuhr weiter, dicht an der Küste

entlang, wo das Wasser unter dem Berghang am tiefsten war, an vereinzelt kleinen Inseln und Dörfern vorbei. Frauen klopfen dort die Wäsche und badeten unbekümmert, einfach nackt. Das war schon albanisches Moslemgebiet und die Frauen - pflichtbewusst – verdeckten nur ihre Gesichter.

Die Stadt Scutari lag im Türkischen Reich. Landen konnte man auch nur mit Lunderas, sofort von Polizisten und Zollbeamten aufgehalten. Keiner trug Uniform, alle waren in türkischer Tracht, zu unterscheiden nur durch ein Abzeichen auf dem Fez und durch die Bewaffnung. Sonst durfte niemand Waffen in der Stadt tragen. Pässe wurden verlangt. Das war aber in Europa unüblich, Adorjan und seine Gefährten hatten solche Papiere auch nicht. Sie beklagten sich also, - man unterhielt sich italienisch oder serbisch - sie seien doch austro-ungarische Touristen, möchten die Stadt nur anschauen und mit dem morgigen Schiff wieder zurückfahren. Der Polizeichef wurde gerufen. Der verfügte: Ehrenwort, dass die Stadt nicht verlassen wird, und dass morgen keiner mehr da ist. Ehrenwort! Bakschisch wurde nicht verlangt, und Bornemissza sagte, bei so einem würdevollen Auftritt des Beamten wagte er die Bestechung auch nicht. Nun durften sie in das Gewirr der orientalischen Gassen eintauchen, geblendet vom Prunk türkischer und albanischer Trachten. Monumentale Sehenswürdigkeiten gab es kaum, die Stadt wirkte als Gesamtheit im Wechsel von Häusergruppen, weitläufigen Gärten, Rasenplätzen, eigenartigen Friedhöfen und zahlreichen himmelragenden Minaretts. Und mit dem unumgänglichen Basar: ein Labyrinth von Buden und Garküchen, Läden mit Teppichen, feinen Webereien, Schals, Stickereien, Goldschmiedearbeiten, Parfüms, jeweils in Gassen aufgeteilt. Sie waren mit unaufdringlichen, ehrlichen Kaufleuten besetzt, die nicht mit sich feilschen ließen, sondern ohne Antwort im Koran weiterblättern. Bornemissza war auf Tabak erpicht - auf „Jungferntabak“ - weil hier kein Zollbeamter damit zu tun hatte. Man konnte ganze trockene Blätter kaufen oder auch das Feingehackte. Der Freiherr drehte sich Eine - und war begeistert! Nie hatte er so was Gutes probiert, er musste einen Vorrat haben, egal wie viel Zoll er daheim zahlen würde.

Nach der gut verbrachten Nacht verabschiedeten die gestrigen Polizisten die Reisenden lächelnd. Zurück in Virpazar übernachteten sie wieder bei Frau Jelena und bestellten sich eine Karawane. So nutzten sie nicht die neue befahrbare Straße und die Postkutsche, sondern wanderten über alte Pfade, durch enge Pässe und weite Wälder, manchmal auch zu Fuß neben den Tieren. In Bar war die Ruinenstadt auf einer Berghöhe zu besichtigen. Vor knapp einem Vierteljahrhundert zerschossen die Montenegriner die befestigte Stadt, während sie sie von den Türken

eroberten. Kanonenkugeln lagen in den Trümmern, gefährlich überhängende Dächer drohten, aber in den verwilderten Gärten blühten noch die Irisblumen. In der Hafenbucht wurde wieder übernachtet, dann ging es mit einer neu zusammengerufenen Karawane der nahen Monarchiegrenze zu. Bornemissza meldete dort der ersten österreichischen Finanzwache, der sie begegneten, seinen Tabak an. Er wurde in die Amtsstube geführt, wo ein Beamter die Ware abwog und mit dem Bleistift die Gebühr ausrechnete. Es war eine gepfefferte Summe, der Baron zahlte mit zusammengepressten Lippen und wollte nun seinen Tabak holen. Der Beamte legte aber die Hand auf das Paket und sagte laut und streng: die Ware bleibt hier und wird verbrannt! Adorjan musste die Auseinandersetzung dolmetschen, weil der Beamte nur italienisch sprach. Es klärte sich erst durch große Mühe auf, dass der Adelige nicht beim Schmuggeln seines Tabaks ertappt worden war. Endlich taute der Beamte auf, bot Stühle an, rechnete den Zoll ohne Strafe nochmals aus, und Bornemissza durfte das übrige Geld und sein Paket endlich mitnehmen.

So in Zelenika angekommen, schenkte er dann fröhlich allseits den Pensionsgästen Proben von seinem mit solchen Abenteuern gewürzten Schatz. Dort ging es ohnehin vergnüglich zu. Wenn den Gästen die Lustbarkeiten am Strand reichten, zogen sie sich luftig an, wandelten unter Palmen und Zedernbäumen im Park oder gingen in den Wald spazieren. Dort saßen sie auf den an schönen Aussichtspunkten aufgestellten Bänken, oder, wieder zuhause, amüsierten sie sich bei Klaviermusik in der mit viel Grün vollgepflanzten Veranda. Geselligkeit ohne Zwänge, - so ergab sich der Stil des Hauses. Und dieser wurde so gepflegt, dass, wenn sich ein neuer Gast anmeldete, die anwesenden Gäste zwecks Zustimmung gefragt wurden! Einer war jedoch, auf Adorjans Empfehlung, gesondert eingeladen worden: Jener Ferenc Désy aus Siebenbürgen. Man wollte auch aus diesem entlegenen Teil Ungarns Gäste anwerben. Désy befand sich zur Zeit schon da - seine Frau lebte nicht mehr - wirkte aber immer etwas zurückgezogener als die übrigen Gäste. Am Strand hielt er sich nie auf, er spazierte aber gern durch entlegene Waldbereiche oder saß allein lesend im Séparé, wo ihn Adorjan auch ansprach. Schon längst faszinierte ihn, durch ein Sammlungswerk in der Familienbibliothek, die ungarische Mythologie. Diese Märchensammlung war aber auch aus fremden Chroniken zusammengelesen. Ob bei den abgeschiedenen Szekler-Ungarn, dort in Siebenbürgen, vielleicht Ursprünglicheres bewahrt sei? - fragte Adorjan. Besonders über die Sage des Wunderhirsches? Jener Geschichte über zwei Brüder, Hunor und Magor, die das Tier tagein tagaus vergeblich jagten, weil es in entscheidenden Momenten immer wieder rätselhaft

verschwand. An sich: Das Wundertier lockte die Gebrüder zu der Stelle, wo sich Feen zum Tanz versammelten. Die erfolglosen Jäger verliebten sich, raubten die zwei schönsten Feen und gründeten so die Volksstämme der Hunnen und Magyaren. Désy deutete nur zurückhaltend an, diese schöne Erzählung sei nicht bloß ein sinnloses Märchen. Er äußerte sich aber nicht, was darunter zu verstehen sei. Adorjan fühlte sich - trotz solcher Rätselhaftigkeit des alten Mannes - immer wieder zu ihm hingezogen und diskutierte dann über das Erhaschte mit gleichgesinnten Kameraden unter den Gästen. Allmählich bildete sich eine einmütige Meinung über den merkwürdigen Szekler: Er sei ein „táltos“ - ein heidnischer Schamane...

Désy verließ Zelenika, als im Spätnovember das Scirocco-Wetter aufkam. Der Dauerregen ließ seine ausgedehnten Spaziergänge nicht mehr zu. Die Berge hüllten sich in niedrige Wolken, die wie eine schwere, graue Decke die Landschaft erdrückten und mit dichten Regenvorhängen auch die Sichtweite einschränkten. Ein schwülwarmer Wind trieb große graue Wellen gegen die Pensionswand, deren Gischt manchmal auch die Verandaverglasung klirren ließ. Erst zu Weihnachten ergoss die Sonne wieder ihre milden Strahlen über die frischgewaschene Landschaft, die Berge oben glitzerten wie Zuckerhüte unter der neuen Schneedecke, und neue Gäste erstürmten nun die Pension – Flüchtlinge des bitterkalten kontinentalen Winters. Einen „Tannenbaum“ gab es aber für sie hier nicht. Gemäß der allmählich auch hier sich festigenden Sitte, hatte man einen von der überall wuchernden Lorbeerbäume gefällt, und mitten in der Ausbuchtung des Veranda-Erkers aufgestellt. Hinter dem geschmückten Baum färbte sich der rote Sonnenuntergang mit den dunklen Halbinseln des Buchteingangs. Später erschien der funkelnde Sternenhimmel - als einzigartiger Hintergrund einer stillen Nacht. Adorjan wurde jetzt auf einen neuen Gast aufmerksam. Dieser hielt einen entlegenen Tisch in der Veranda besetzt, wo er sich tagsüber, als die sonnenbestrahlte und palmengesäumte Veranda einen angenehmen Aufenthalt bot, mit einigen Büchern umgab und stets etwas schrieb. Der alternde Gast - er war als Elek Fáy, Protokollführer des parlamentarischen Oberhauses angemeldet - ließ sich dort auch mit dem Mittagssmahl bedienen. Adorjan, der sich gelegentlich als Kellner betätigte, nutzte den Vorwand zu einer Annäherung.

Sogleich war er fasziniert von der Gedankenwelt des Gastes. Nicht zu fassen: Die Abstammung der Ungarn ginge auf die Sumerer, also auf das älteste geschichtlich erfasste Volk, zurück! Fáy legte das so aus: dass die friedliebenden und hochkultivierten Sumerer, - welche die Keilschrift erfanden, - von akkadischen Aggressoren verdrängt, aus der

mesopotamischen Heimat an die Mittelmeerküste flüchteten und auch nach Italien kamen, wo sie die frühe etrusische Kultur schufen. Ein anderer Flüchtlingsstrom gelangte über Vorderasien auch in das Karpatenbecken, um hier den Stamm des heutigen Ungartums zu bilden. Grundbeweis: Sprachverwandtschaft der Sumerer, Etrusker und Ungarn, in einer noch breiteren Sprachfamilie, die älter ist als die indogermanische Sprachfamilie. Adorjans Kopf summt allmählich: Was ist denn dann mit der schlagartigen Landnahme, erst vor tausend Jahren? Fáy war antwortbereit: Dem gemäß wären die Ungarn Asiaten - sehen sie aber so aus? Und überhaupt: Asien ist ein verkommener Kontinent, von Europa tief verachtet. So passte es den Herrschern aus Wien genau in den Kram, das Ungartum in eine solche Verachtung zu stoßen. Nach der Niederlage im Befreiungskampf, vor fünfzig-sechzig Jahren, war Ungarn von fremden Beamten wie eine Kolonie besetzt, und diese förderten dann eben eine Theorie, die sich auf türkische Ansätze in der ungarischen Sprache stützt. Diese war wiederum mit dem von Osten anreitenden Nomadenvolk Arpads zu knüpfen, das sehr wohl eine türkische Mundart sprach. Richtig ist aber das Beispiel der Bulgaren: Gleichfalls kamen sie als Eroberer aus der Steppe, sie änderten aber ihre Sprache doch in das Slawische. So geschah es ja auch mit dem staatsgründenden Arpadenvolk, das ungarisch geworden war durch die Sprache der hier längst schon lebenden Sumerernachfahren. Fáy wusste diese Argumentation mit noch vielen Einzelheiten zu unterstützen, und Adorjan tauchte förmlich unter in diesen Neuigkeiten; er half sogar, Fáys Schriftkonzepte für den Buchdruck sauber abzuschreiben.

Die manchmal laut gewordene Unterhaltung Adorjans und Fáys zog die Aufmerksamkeit auch anderer Gäste an und, abends im beheizten Séparée, tat sich manchmal ein Debattierkränzchen zusammen. Fáy stand mit seiner Sumererthese so ziemlich allein da. Allerdings war gleichwohl ein siebenbürgischer Gast der Überzeugung, dass sein Stamm der Szekler-Ungarn in gerader Linie von Attilas Hunnen abzuleiten sei. Ein stämmiger Herr, geschmückt mit einem stechenden Husarenschnurrbart - hakte diese Darlegung kurzerhand als eine wissenschaftlich längst erledigte Frage ab. Die Ungarn sind ein turanischer Volksstamm, sprachlich mit Türken und Mongolen, - sogar mit Japanern! - nachweislich verwandt und haben als solcher Europa schon mehrmals Mores gelehrt. Auf eine solche Verwandtschaft, quer über Eurasien, könne man heute besonders bauen, und damit den Panslawismus in die Schranken weisen. Diese Darlegungen des resoluten Herrn fanden die breiteste Zustimmung der Zuhörerschaft, was auch die leisen Widersprüche eines Herrn mit Zwicker und Spitzbart

kaum ändern konnte. Er erinnerte ja an die wissenschaftlich zunehmend gewichtige finnougriische Theorie, wonach Teile eines mit der Zeit zersplitterten Urvolkes vom Südrural nach Sibirien, zum Baltikum und eben nach Ungarn hin wanderten. Ihre Ursprache sprechen sie allesamt noch, allerdings mit von Jahrtausenden bedingten Abweichungen. Der Herr mit dem Schnurrbart hakte da aber nochmals ein, jetzt mit einem maliziösen Unterton: Abgesehen von den ehrenwerten Finnen wüsste er nicht, wo und was diese Völkerschaften so treiben. Der Herr mit dem Zwicker war angehalten darzulegen, dass diese Volksstämme, in Wald- und Sumpfgebieten Russlands zerstreut, jagend und fischend noch ein primitives Leben führten. Nun triumphierte der die Debatte beherrschende Herr: Eine Verwandtschaft mit solchem Fischgeruch kann man doch getrost entbehren!

Adorjan wusste wieder nicht, was er denken sollte. Er saß da neben seiner Großmutter, die dem hohen Diskurs nur schmunzelnd zuhörte. Die praktische Frau Maria hielt, ohne unmittelbar zu wirken, sonst die ganze Kolonie im Banne. Selbst die Angestellten respektierten sie: Gelegentlich rief sie alle zusammen und verteilte, gegen Handkuss, der Reihe nach Goldkronen. Sie suchte Adorjan auf eigene Art patriotisch zu erziehen, indem sie ihn mit Prachtausgaben von Büchern beschenkte, wie eine Reproduktionssammlung der ungarischen Historienmalerei, darunter selbstverständlich der verwandte Madarász, mit seinem in Paris prämierten Gemälde „Beweinung des Laszlo Hunyadi“, - des ersten schändlichen Opfers der nach Ungarn gierenden Habsburger. Noch dazu erzählte sie Adorjan, dass der andere berühmte Verwandte, der Musiker Ferenc Erkel, eine Oper über Laszlo Hunyadi verfasst hatte, deren unmissverständlicher Inhalt für Unruhen während des Vormärz in Budapest gesorgt hatte. Aus der ebenfalls geschenkten Anthologie des Dichters Petöfi, sonst voll mit stimmungsvollen Gedichten aus dem Volksleben, lernte Adorjan nur eines auswendig, nämlich das die Märzrevolution auslösende blutauflallende Gedicht: „Auf die Beine, Ungar... Jetzt oder nie!“, - weil sich das irgendwie gerade mit den wieder aktuellen politischen Zuständen in Ungarn deckte, wo eine „48er-Unabhängigkeitspartei“ unter widrigen Umständen im Parlament zur Macht strebte. Adorjan selbst blickte aber bereits in eine ganz bestimmte Richtung durch einen Zufall. Er habe abermals mal einen Ausflug nach Cattaro geleitet, auf dem Dampfer „Pannonia“, wo im Salon ein Buch über ungarische Volkskunst lag: Trachten, Schnitzereien, Stickereien - alles in einem einprägsamen „Stil“. Es kam wie eine Erleuchtung über ihn: Er lernte doch in Italien, dass es Renaissance- und Barockstilformen gibt; jeweils nationale Stilausprägungen sind aber nirgends vorhanden, weil die historische Ornamentik immer international ist. Hier ist aber die

ungarische Ornamentik! An diesem Stil wird das Ungartum immer erkennbar sein! Diese Eigenart kann ja niemand übersehen...

Die Eltern drängten Adorjan schon seit einiger Zeit, dass er nach Budapest ziehen sollte. Erspartes von Ausflugsveranstaltungen hatte er reichlich und - jetzt auch den Anlass: diese Volkskunst näher kennen zu lernen. Eine Wohnung stand der Familie in Budapest noch immer zu Verfügung. Die Mutter legte ihm auch ans Herz, den berühmten Maleronkel dort voll in Anspruch zu nehmen. Adorjan kannte übrigens die Hauptstadt wie die eigene Tasche, zwischendurch war er schon mehrmals mit dem Vater dort gewesen, in Budapest war er geboren und hatte auch eine Volksschulklasse besucht. Einen Busenfreund hatte er da außerdem noch: den Sohn seiner Tante Etelka. Béla, - er trug den Namen seines Vaters Béla Ferdinándy, - wartete auf ihn schon auf dem Ostbahnhof. Er war von weitem erkennbar: ein allzu rasch hochgewachsener Junge, dessen Kopf nicht entsprechend nachwuchs, was auch seine Stimme in einem höheren Register beließ. Er schaute mit diesem Kopf über die Menschenflut mit träumerischen Augen hinweg. Trotz solcher äußeren Unterschiede verstand sich Adorjan mit ihm prächtig, und - während sie jetzt mit dem privaten Zweiräder Ferdinándys geradeaus in die Stadt trabten - planten die beiden für die bevorstehende Zeit bereits neue Streiche. Die breite Straße führte zwischen den Palästen der Innenstadt zur neuen Elisabethenbrücke hin, - Béla sagte mit der vom Vater gelernten adeligen Nonchalance: Sissi-Brücke, - und Adorjan genoss wieder einmal den herrlichen Blick entlang der Donau auf die beiden Stadtprospekte. Drüben wandten sie sich dem Burghügel zu: Darunter stand das alte Eckhaus, das Adorjans Großvater gehörte. Hierher zog die Familie um, als das ererbte Stammhaus in der Innenstadt verkauft wurde. Der Großvater lebte aber nicht mehr da. Er war in die Provinz gezogen, nach Gyula, in die Heimat der Erkel. Adorjan hatte seinen Großvater, aber auch die dortige Tante, nie kennen gelernt. Das kümmerte ihn aber auch nicht, er machte sich hier nun häuslich. Béla half das Gepäck in das Obergeschoss zu tragen und die Hausmeisterin - sie wusste schon, dass Adorjan kommen werde, - übergab ihm die Schlüssel. Sie machte die für die Lüftung geöffneten Fenster zu und bereitete ein Bett vor. Von den überschwänglichen Gründerzeit-Möbeln mussten noch die Staubdecken abgenommen werden. Mit Béla schwatzend, zog sich Adorjan um, zwecks unverzüglichem Besuch bei dessen Mutter, der Tante Etelka.

Die Ferdinándys wohnten in einem Landhaus mit Glasveranda, an der Peripherie gelegen. Etelka, eine jung wirkende Frau mit sportlicher Statur - sie ritt noch Parforce - empfing den Neffen mit herzlichen

Küssen. Sie war nicht ausgesprochen schön, besaß aber doch eine angenehme Ausstrahlungskraft. Adorjan besuchte sie mehrmals sehr gern. Ihr Mann war allerdings nicht zugegen. Béla hatte ihm schon angedeutet, dass sich sein Vater auf dem zurückgewonnenen Familiengut zu Hidasnémeti um den neuen Rennstall kümmerte. Die scharfsinnige Etelka, die das gesellschaftliche Leben der ungarischen Hauptstadt zuweilen bis ins Knochenmark durchschaute - und mit eigenständiger Ironie betrachtete! - nahm sich vor, den Neffen in die notwendigsten Kenntnisse einzuführen. Budapest ist, deutete sie nach und nach an, scharf dreigeteilt. Oben sitzt die unerreichbare Aristokratie, die reichen Grundbesitzer mit dem geduldeten neuen Geldadel. In ihr Kasino kann kein sonstiger Sterblicher eintreten. Unten sind wiederum die Kleinbürger und organisierten Arbeiter mit ihren Vereinen, wo ein gutbürgerlicher Sohn nichts zu suchen hat. Dazwischen liegt eine bunte Mittelschicht, mit Clubs von verschiedensten Interessen, wo man sich seine Gesellschaft aussuchen kann. Auf dieser Ebene kreuzt sich mit dem arrivierten Bürgertum auch der niedere oder seiner Güter verlustige Adel. Man muss bestrebt sein, sich dessen Manieren anzueignen. Allerdings, - und Etelka hob lächelnd ihren Finger, - sollen diese nicht allzu ernst genommen werden. Solche Adelige gibt es zuhauf, ohne echte Privilegien, die ihr Auskommen als gemeine Beamten im Staatsdienst fanden: Gentry ist ihr Spottname. Allenfalls haben sie als amtstragende Funktionäre, und auch durch ihren Zusammenhalt, doch ein Gewicht: als Machtvermittler von der Oberschicht herab. Die großen Herrschaften schützen diese Leute, und die dienen wiederum jenen. Obwohl: Die Grafen verhalten sich ja sehr distanziert zum Gentry, manchmal zeigen sie auch ihre Verachtung.

Der Gentry wird, - Etelka betonte es diesmal ernst, - von den Bürgerlichen unterhalten, weil man meistens nicht weiß, dass man nur seinem Unterdrücker gefällig sein möchte. Aber der Gentry will auch untereinander nicht gleich sein: Sie rechnen sich vor, wie viele Ahnen einer hat, und, dementsprechend, was für eine Behandlung einem zusteht. So kann der aus eigener Kraft hochgekommene Bürger nur mit Herablassung rechnen. Oder, wenn nicht einmal das mehr möglich ist, darf er sich eine Kugel durch seinen Kopf jagen. Bei einer anderen Gelegenheit - Etelka war besonders gut gelaunt - untermalte sie diesen Unterricht mit der eigenen Hochzeitsgeschichte. Sie nannte das eine echte „Mikszathiade“, weil sie den ironischen Erzähler Mikszath so gern las. Sie sollte eine traditionell adelige Hochzeit haben. So wurde sie mit den Eltern, die sich ziemlich mulmig fühlten, in eine befreundete Adelskurie unweit von Hidasnémeti (der eigene Hof war damals noch entfremdet) eingeladen, wo sie auf die Ankunft des Bräutigams warten

sollten. Der joviale alte Hausherr habe noch in der Schlacht bei Königgrätz teilgenommen, dessen historische Folge dann der österreichisch-ungarische Ausgleich war, und weil er über seine damaligen Heldentaten ewig und gern schwadronierte, - unter den Portraits seiner Freunde, berühmter Generäle, - habe die haute Crème ihn deswegen nur noch Königgrätz-Papa genannt. Die Hausmatrone, assistiert von der Gouvernante, legte noch die letzte Hand an den mit großen Blumenbouquets dekorierten Tisch, als die Hochzeitsgäste einzutreffen begannen. Allmählich füllte sich der Hof mit Prachtkutschen, die Herrschaften stiegen unter höflichen Invitationen des Hausherrn ab und wurden den Brauteltern aus Budapest vorgestellt: de genere Tass, aus dem Geschlechte Kund, Töhötöms Nachkommen - fast jeder gab sich mindestens als Abkömmling von einem der landnehmenden Fürsten neben Arpad aus. Selbst die im Sattel Hergerittenen gaben zum Besten, dass ihr Ross mal aus dem Stalle Metternichs abstamme. Sie wurden zu Tisch geladen: „Geruhren Sie bitte, nur ein paar Häppchen, - nur so in der Eile!“, es kam aber die livrierte Bedienung mit vollen Tellern heran, so ein bestrumpfter Lakai, Maria-Theresia-Husar, sogar ein Pandur-Uniformierter. Als das Auftragen von phantasievollen Gerichten nicht aufhören wollte, rebellierten allmählich die Gäste: Man ist doch nur unterwegs zur Hochzeit, wann geht es endlich los!?

Erst jetzt durfte Etelka unter die Gäste treten, begleitet von Damen, die bei dem beginnenden Aufruhr rasch von Tisch gingen, um die eigene Toilette zu ordnen. Alle gingen nun zur nahen Kirche los. Als aber die in vollem Weiß trippelnde Etelka vor einer Pfütze innehielt, warf einer der Gäste ihr sein goldbesticktes, samtenes Attila vor die Füße. Nach dem Ritual, das Etelka und Béla zu „einem Brot und Salz“ vereinte, folgte erst recht das verschwenderische Bankett. Auf jeden Gast wartete jetzt, vor seinem Tischgedeck, eine Tokajer-Bouteille des eigenen Geburtsjahres - und zwar aus dem Keller von Königgrätz-Papa. Als sich die Toastsprüche reihten, übergab, - eifrig beklatscht, - Bélas Brautvater seinem allerliebsten Sohn als „etwas Haushaltsgeld“ eine Obligation auf fünfzigtausend Forint. Dem Vater Etelkas blieb nichts anderes übrig, als auf der Stelle auch ein sechzigtausender Wertpapier an die Tochter zu überreichen. Schon damit hätte das Brautpaar normalerweise für sein Leben ausgesorgt. Und sogleich brach das Paar zur Hochzeitsreise nach Abbazia auf.

Von den Eltern erfuhr dann Etelka, wie es mit der Hochzeitgesellschaft weiter ging. Das fröhliche Zeitvertreiben, Tarockspielen und Tanzen zog sich bis zum Morgengrauen hin. Endlich brach die Gesellschaft auf. Die Damen und Herren stiegen in ihre laternenbeleuchteten Vierspanner ein,

und die Erde bebte unter den Pferdekufen. Allerdings, wie es heller wurde, zeigte sich, dass die zahlreichen Phaetons, Landauer, Borutschas irgendwie ihre Pferde unterwegs zu verlieren begannen, manche Gespanne verschwanden ganz. Die nunmehr zerknittert anmutenden Chevaliers drängten sich zu sechst bis siebt in den einzelnen Kutschen. Es stellte sich heraus, dass sie geradewegs zu ihren Amtsstuben in Kassa eilten: Grundbuchregistratoren, Komitatsschreiber, Steuerbeamte. Die noch verbliebenen Pferde waren ja aus dem Militäraerum ausgeliehen gewesen, die prächtigen Dienerlivreen waren auch geliehen, und jene Obligation völlig wertlos, weil sie, mangels Vermögen - ungedeckt war. Königgrätz lebte nur von seiner kargen Pension, daher war ohnehin ausgemacht gewesen, dass der Hochzeitsaufwand zu Lasten von Etelkas Mitgift geht. Zur Mitgift gehörte übrigens auch die standesgemäße Einrichtung dieser Wohnung, - wo jetzt Adorjan saß, - samt dem Ferdinándy-Wappen in der ledernen Rückenlehne der Sessel im Speisesaal. Aber warum denn all das? - tippte Adorjan nach. Etelka seufzte schmunzelnd: „Alles Rauch und Dunst!“.

Andersherum, sie wollte mal Adorjans bürgerliches Bewusstsein aufpäppeln, und er staunte jetzt, dass sein ursprünglicher Familienname eigentlich Unger gewesen war. Darüber hatte man zu Hause nie geredet, obwohl sein Vater noch mit dem alten Familiennamen geboren war... Etelka unterrichtete ihn über seinen Großvater, der dort in der Provinz lebte. Ihre Schwester Irma hielt sich meist auch dort auf. Den deutschlätigen Familiennamen ließ der Großvater übersetzen, als er in Wien wegen seiner ungarischen Tracht einmal von der Polizei belästigt worden war. Das tat man dort allerdings mit gutem Recht, - Etelka verkniff ihre gesunde Ironie nicht - weil damals, vierzig Jahre ist es schon her, die ungarische Tracht noch Gang und Gebe gewesen war, ostentativ gegen die absolutistische Unterdrückung aus Wien getragen. Man hatte den Freiheitskampf, eben für die bürgerlichen Rechte, damals statt Waffen durch solche und viele anderen Sticheleien gegen die Obrigkeit weitergeführt, und zwar mit Erfolg, wie dann der Ausgleich mit Österreich zeigte. Der Großvater musste danach auch einen katastrophalen Börsenkrach überwinden, wonach er schon ruiniert schien, er stieg aber mit eigenen Kräften wieder auf die standesgemäße Ebene hoch. Allerdings musste er stets mit der Macht des Adels rechnen. Das blieb leider unumgänglich, aber, mit diesem Umgang erwarb man wenigstens gute Manieren. Etelka schmunzelte erneut. Im Budapester Parlament - fügte sie hinzu - kommt es gelegentlich doch vor, dass irgendein Abgeordneter ein Bürgerlicher ist. Solche werden dann dort zurechtgerückt, so wie es einem mal im Sitzungssaal

zugerufen wurde: „Schweigt! Sie essen den Fisch doch mit dem Messer“...

Adorjan hörte Etelka immer vergnügt zu, besondere Konsequenzen zog er aber nicht. Es schien ja alles so fern zu sein, was sie ihm erzählte. Trotzdem ging er das Parlament besichtigen. Es ist doch ein sehenswürdiger Prachtbau, mit vielen Türmchen und einer mächtigen Kuppel, der die Donauufer eindrucksvoll schmückt. Drinnen führten überdimensionierte monumentale Treppen hinauf, - dank der Farbenfröhlichkeit doch angenehm zu besteigen - in den großartigen Kuppelsaal. Von dort konnte man dann die Galerie des prunkvollen Sitzungssaales erreichen. Hinter dem Pult des Vorsitzenden prangte das kombinierte Staatswappen. Obenauf die rundliche Stefanskronen mit dem schiefen Kreuz, mittig das gestreifte und doppelt-kreuzbelegte ungarische Wappen und, da herum, die unter dieser Krone seit Jahrhunderten liierten Länder: die vertrauten Löwenköpfe Dalmatiens, das rote Schachbrett Kroatiens, beidseitig Slawonien und Siebenbürgen, darunter Fiume. Plötzlich wurde aber Adorjan von der Gafferei abgelenkt. Ein Abgeordneter, vor dem Vorsitzendenpult stehend, sprach - kroatisch! Es waren kaum Zuhörer da, auch nicht unten im Saal. Der Kroatier las die Leviten mitten im ungarischen Parlament: Ihr Ungarn - warf der Abgeordnete vor - beschuldigt uns, dass wir, Kroaten, während des Aufstandes 1848 an der Seite Wiens kämpften. Was tat aber ihre 48er Unabhängigkeitspartei jetzt? Mit dem Sohn des damaligen Unabhängigkeitskämpfers Kossuth voran, statt die Revision des Österreich-ungarischen Ausgleichs durchzusetzen - diese ist ja für die Kroaten gleich so unzulänglich! - geht ihr mit Wien faule Kompromisse ein, nur um der eigenen politischen Macht willen. Und diese Macht werft ihr dann gegen das autonome Selbstverständnis Kroatiens ein. Diese Gesetzesvorlage, welche die ungarische Sprache für die Bahnbehörden Kroatiens als Amtssprache festlegen will, ist ein Affront gegen unser Selbstverständnis. Ich warne! - und die Stimme des Kroaten wurde bedrohlich, - ihr schüttet Öl auf die Glut jener südslawischen Ideen, die Kroatien zu das gleichsprachige Serbien zuzuführen bestrebt sind.

Allmählich verspürte Adorjan Sehnsucht nach Zelenika. Dort war doch alles so schön einfach. Einen Trost fand er bei seinem Künstleronkel auch kaum. Viktor Madarász war bereits ein greiser Mann, seine schütterten Haare längst grau, und er trug die zwei breiten Zwirbelbärte und das kleine Kinnbärtchen noch immer so, wie er sie noch während des „Empire liberal“ zu Paris angelegt hatte. Die standen ihm nicht mehr allzu gut, auch wegen der zugenommenen Leibesfülle. Nichts an ihm erinnerte mehr an den rebellierenden Revolutionär, der, nach den im

Ausland eingeheimsten Erfolgen, zu Hause nur einen widerwilligen Empfang fand. Allmählich lebte er nur noch von dem ererbten Kupferwarengeschäft, allerdings nicht einmal mit Grundkenntnissen zur Geschäftsführung. Es war nicht lange her, dass sein Geschäft versteigert werden musste und er auf die Unterkunft im Wohlfartshaus für mittellose Künstler angewiesen war. Hier fing er - wenn er nicht seine französischen Zeitungen las - erneut zu malen an, und zwar immer wieder herkömmlich verfasste Portraits, was Adorjan doch langweilig fand. Trotzdem kehrte er öfters hier ein, weil ihn Viktors Tochter, Tante Babiska, zu faszinieren begann. Sie neigte schon zur Altjüngferlichkeit, war aber keineswegs sauerböfisch geworden. Im Gegenteil! Abgesehen davon, dass sie auch gern malte, sprühte sie nur so von heiterem Geist. Als sie von Adorjans Kirchgängen erfuhr, schockte sie ihn mit der Frage: warum bete er denn zu Gott? Warum denn nicht zu Luzifer!? Während Adorjan die Puste ausging, nahm sie mit hinterhältiger Ernsthaftigkeit die Logik dieser Befragung auseinander: Gott verlangt von uns stets nur Zurückhaltung, Armut, Demut; während uns der Teufel jedwede Lebensfreude zubilligt und zum Erwerb aller Begünstigungen verleitet. Was gibt es denn dann von Gott zu erbeten? Man kann ihm zwar mühelos gefällig sein, die Hilfe des Teufels braucht man aber eher. Viktor legte vergnügt seine Zeitung beiseite, wissend, dass Babiska erst jetzt loslegen würde mit ihren erheiternden Nachdenklichkeiten über biblische „Wahrheiten“. Sie stieß mit dem Zeigefinger gegen Adorjans Brust: Die Bibel ist ein vieltausendjähriges Kompendium der Gedanken von Kameltreibern! Wo ist denn jenes Himmelsgewölbe, das Gott am zweiten Tage schuf? Was ist denn wahr: der Heilige Himmel hier in der Wolkenhöhe, oder ein Kosmos von Lichtjahrmillionen? Unsinn auf der ersten Bibelseite, aber so geht es stets weiter: Kain sollte ja allein mit seinen Eltern auf der Welt geblieben sein, nachdem er Abel erschlug. Er fürchtete sich aber wegen seiner Missetat vogelfrei zu sein, so dass er von jedermann erschlagen werden könne. Von wem denn in einer leeren Welt? Ein verwirrter Gott verspricht ihm trotzdem freies Geleit! Kain darf nun heiraten - aber wen? - und gründet eine Stadt - woher kamen die Leute? Dann, Gott bereute, - Babiska wiederholte das „bereute“ zweimal mit scharfem Blick, - dass er sündhafte Menschen in die Welt gesetzt hatte, will sie nun ausrotten, und weist Noah an, dass er von allen Tieren ein Gattungspaar retten soll. Waren Kängurus aus Australien auch dabei? Mit den Flöhen war das wohl auch nicht so genau gewesen. Und so weiter, bis zum letzten Kapitel des „heiligen“ Buches, wo Johannes grauenhaft ankündigt, dass Jesus als Weltrichter bald wiederkommt - seit zwei Jahrtausenden schon eine falsche Prophezeiung!

Adorjan war ziemlich perplex, aber Babiska setzte noch eins drauf: nicht, dass die Bibel voller Widersprüche und Irrtümer sei, sie ist sogar gotteslästerlich! Was heißt es denn sonst, wenn dem allwissenden und allmächtigen Gott eine Reue zugemutet wird? Aber man lässt ihn auch geschwätzig werden – mitten in einem albern lodernden Busch?! In diesen Flammen hockend wird der Erhabenste von einem Hirten, von Moses, belehrt: dass ihm - dem Gott! - entgangen sei, dass Moses doch nicht redegewandt genug ist, um dem ägyptischen Pharao göttliche Aufträge zu übermitteln. Der liebe Gott fasst sich darauf an seinen Bart, und pflichtet verlegen bei: Moses darf einen Vorsprecher mitführen. Babiska lehnte sich zufrieden zurück: So eine Gemeinheit! Gott ist viel erhabener, als dass man ihn überhaupt mit einem „Menschenbild“ - mit verzogener Miene zitierte sie hier nochmals aus der Bibel - vergleichen könne. „Er“ ist nicht ansprechbar, und nicht einmal ein Name gebührt ihm. „Er“ erschuf zwar die Welt, begehrt aber gar nichts, durchdringt alles, wohnt in jedem Atom, und jedes Atom ist in Ihm. „Er“ vereint und differenziert alles.

Babiska war, - Adorjan wusste es noch nicht, - eine überzeugte Theosophin. Sie hing jener modisch gewordenen Sekte an, welche die „Göttliche Weisheit“ erschlossen zu haben glaubte, durch vergleichende Essentialisierung aller Religionen. Alle Religionen, glaubte Babiska, haben solche Gesamtheiten inne, die auf eine „Urweisheit“ zurückführen. Diese wurde, im Kindeszeitalter der Menschheit, durch eine weltumspannende Bruderschaft von großen geistigen Lehrern gehütet und gelehrt. Diese okkult gewordenen Priester haben aber ihre Spuren in der Mythologie aller Völker zurückgelassen. Ihre grundlegende Lehre bildet den Ursprung aller Religionen, somit steht diese Urweisheit ja in keinem Widerspruch zu jedweder Religion. Was immer in einzelnen Konfessionen abweichend geworden ist, sind bloß spätere naive und verständnislose Zutaten, wie der verschwatzte Herrgott oder der auf der Wasseroberfläche herumspazierende Messias. Babiska holte drei Bücher aus dem Regal: die neueste deutsche Übersetzung einer „Geheimwissenschaft“, die eine amerikanische Russin verfasst habe. Wenn Adorjan wolle, könne er diese Bücher mal studieren.

So ist er fast ein Tagesgast bei den Madarász geworden. Ihn faszinierte der ungefesselte Gedankenlauf, dessen einzelne Thesen oft bizarr wirkten und doch ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. Die angesprochene Urweisheit, - so fasste es jene merkwürdige Frau Blavatsky in Amerika auf, - stamme aus der Wiege der Menschheit, aus Atlantis. Als der sagenhafte Kontinent unterging, zerstreuten sich einzelne Volksstämme, die jene Urkultur mittrugen, über die Welt. Die

älteste Spur dieses Vermächnisses blieb in China erhalten. Dorthin gelangte es von Westen her über die Turaner, oder durch ihren Unterstamm, die Mongolen. Eine dort erhaltene Niederschrift lehrt: Gott ist die Einheit, aber die Welt besteht aus Zweigkeiten wie heller Himmel und trübe Erde, oder aktive Männlichkeit und rezeptive Weiblichkeit, nebst vielen anderen solchen Kontrasten. Der Mensch ist wiederum dreifältig: aus Geist, Vernunft und Körper gebildet. Geplagt ist er von Begierden. Wenn er die Vereinigung mit dem göttlichen Einem - also mit dem Kosmos - erreichen will, muss er sich von Begierden lösen, weil die Vernunft mit seinen Begierden die Reinheit des Geistes stört. Das erreicht man mit der Erleuchtung, und diese durch Meditation. Sie fördert den Blick nach innen, - in den eigenen Kosmos, - weil der Blick nach außen von dem Inneren ablenkt und Wünsche weckt. Der Blick nach innen lässt keine Wünsche aufkommen, damit erlangt man allmählich die absolute Reinheit und damit die Erleuchtung. Die durch Begierden unerfüllte Seele wandert von Körper zu Körper, belastet von Taten während des Lebens, dessen Folgen auf ihn zurückwirken. Das ist das Karma: aus dem „Keim“ einer Tat folgt die „Frucht“ der Vergeltung.

Adorjan las all das, kümmerte sich aber nicht so sehr um die modischen Begriffe wie „Karma“; er eignete sich allerdings die Idee der ethischen Beziehung eines Ursache-Folge-Naturgesetzes an: eine begangene Missetat schlägt auf den Verursacher als Strafe irgendwie doch zurück. Wenn nicht anders, dann wohl als seelenquälerische Selbstrechtfertigung - vor dem eigenen Gewissen. Noch weiter erfuhr Adorjan die Essenz des Theosophieglaubens: die Dreifaltigkeit von menschlichen Daseinsebenen. Die erste sei die physisch-materielle Ebene: Alle Körper sind in göttlicher Einheit da, wie stoffliche Schleier, die ein Individuum überhaupt sichtbar machen und existieren dank den Lebensströmen, die die Sonne ausstrahlt. Zweite Daseinsebene ist ein Astralkörper, der den physischen Körper durchdringt und umfasst, bestehend aus einem ätherischen Stoff von zersetzten Atomen. Den Astralkörper besitzen Menschen und Tiere ihr Leben lang. Nach dem Tode wandeln die Astralkörper herum, solange sie sich nicht auflösen - auf der Suche nach neuen physischen Verkörperungen. Sie tragen das Bewusstsein der Verstorbenen mit, und so auch seine Begierden. Zuletzt gibt es die Mentalebene: Bewusstseinsbedingt ist sie nur menschlich, als Vernunft ausgedrückt. Im Sanskrit sind „Mensch“ und „denken“ gleichbedeutend, Bewusstsein ist ein Wesen an sich. Es äußert sich zwar durch das Gehirn, stofflich ist es aber unabhängig: Es ist ein Geist-Stoff, dem großen Schöpfergeist, - dem Gott, - ähnlich. So ist das kleine innere System des Menschen auch dem Kosmos ähnlich. Es kann die

Urideen begreifen, womit das Bewusstsein des Einzelnen in den Kosmos eingeht und keine Verkörperung mehr braucht.

Allmählich wurde all dies zu hoch. Adorjan versuchte mal zu „meditieren“, fand es aber bald albern, so für Nichts und Wiedernichts stundenlang herumzusitzen. Babiska hatte aber noch sonst was Aufregendes für ihn parat. Vorerst empfahl sie ihm, die zwei Bände von A. N. Aksakow „Animismus und Spiritismus“ zu kaufen, und dann führte sie ihn in eine neue Gesellschaft ein. Sie trafen sich beim Südbahnhof, hinterm Burgberg, und spazierten zusammen den Kleinen Schwabenhügel hinauf, in ein neues Villenviertel. Die zweistöckigen Familienhäuser waren am Südhang angenehm in die schön begrünten Gärten gesetzt. Babiska sagte, dass die Anlage den englischen Gartensiedlungen gemäß geplant war. Adorjan wurde aber auf die an den Fassaden angebrachte Dekoration aufmerksam. Das war doch kein Jugendstil. Allmählich dämmerte es ihm: Das sind doch etwas abgewandelte ungarische Volksornamente! Babiska hielt vor einem solchen Haus mit hohem Giebel an und zog an der Glockenkette. Ein halbwüchsiger Junge kam heraus, mit freundlicher Begrüßung, um das Tor aufzumachen und die Gäste ins Haus zu begleiten. Auf den Treppen wartete die Hausdame, tauschte Küsschen mit Babiska, ließ sie alle in den kleinen Hall mit geschnitzten Holztreppen hinein und, weiter, in den durch große, erkerartig ausgebuchtete Fenster hell beleuchteten Salon treten. Hier stand der Hausherr, mit der wenig älteren Tochter als der Sohn und, nach obligaten Vorstellungen von Adorjan, bat er alle, auf der Sofagarnitur Platz zu nehmen.

Herr Dr. Bárdi war ein Maschinenbauingenieur mit einträglichen Schutzurkunden für seine Erfindungen und, seit einigen Jahren, auch Professor an der Technischen Universität. Damals ließ er dieses Haus bauen und bestellte das eigene Porträt, nebst Frau, bei Viktor Madarász. Die goldgerahmten Bildnisse hingen, mittig gegenüber der Zimmertür, mit sonst üblichen Bildern wie Plattenseelandschaft und Pusztaszene nebeneinander. Die Einrichtung war auch neu, dem Jugendstil zugeneigt. Als die Hauszofe - sie trug eine einfache Tracht: enges Leibchen mit plissiertem rot gerändertem Rock - Tee und Süßigkeiten reichte, begann die Unterhaltung über die bevorstehende Seance. Frau Bárdi entdeckte an sich, dass sie ein empfindsames Medium war. So entseelt sah sie auch aus: magersüchtig, mit breit toupiert und am Scheitel zusammengefasster Frisur, und in langem, dezent buntem Gewand. Sie fand, dass durch etwas Spiritismus die vorhandenen materialistisch strengen Berufsumstände einen feineren familiären Unterton erhalten könnten. Gern erwiderte sie das Ersuchen Babiskas,

den jungen Neffen in eine solche Veranstaltung einzuführen, warnte aber, dass der Versuch nicht unbedingt erfolgreich sein müsse. Allenfalls benötigte man dieses gemütliche Zusammensein jetzt, um gegebenenfalls störende Aufregungen abzubauen. Auch die Anwesenheit eines nicht erprobten Zirkelmitglieds, wie Adorjan, könne die Sitzung zum Scheitern bringen. Wie es einerseits besonders positiv begabte Mediums gibt - legte die Frau dar - so kommt es vor, dass besonders negative Begabungen die Kraft des Mediums neutralisieren. Die eigene Kraft setzte Frau Bárdi nicht allzu hoch: Sie beschränkt sich auf Klopfphänomene und Tischrücken. Nur in seltenen Fällen gibt es Mediums, die es bis zu geisterhaften Materialisierungen bringen können. Adorjan, schon etwas angelesen, meinte, dass die Seele während des Schlafes den Körper bis in entfernte Orte verlassen könne, - und die Träume sind jene Eindrücke, die die Seele dabei erlebe. Babiska widersetzte sich: Gemäß theosophischer Lehre verlässt der Astralkörper nie ganz den lebenden physischen Körper, so kann der Geist auch nicht fortkommen. Es schien nun so, dass die notwendige Gemütlichkeit gestört würde, und Herr Bárdi schlug den Beginn der Seance vor. Die Gesellschaft erhob sich und begab sich die Treppen hinunter in das Tiefgeschoss.

Dort war ein dämmeriger Raum, - das Nachmittagslicht drang kaum durch die verhängten Fenster hinein, - nur mit den nötigsten Möbeln eingerichtet: ein einfacher runder Tisch, aber mit bequemen Sesseln herum; Platz für sechs Personen, die sich, abwechselnd Mann und Frau, anordneten. Frau Bárdi zeigte, wie die Hände flach auf den Tisch gelegt werden sollten: Die Nachbarn berührten sich mit den kleinen Fingern, um die Kraftkette herzustellen. So durfte man abwarten, bei leiser Unterhaltung... Adorjan langweilte sich schon allmählich, als Frau Bárdi begann, laut und tief zu atmen. Obwohl es fast dunkel war, sah Adorjan, dass sie ihr Gesicht zur Decke hob. Ihre Augen fielen zu. Und - trotz des verschlossenen Raumes - spürte er einen kühlen Luftzug. Knistertöne wurden laut, und es klopfte irgendwie an den Tisch, wie mit Fingernägeln. Adorjan bekam das Gefühl, als ob unter seinen Händen die Tischplatte Wellen werfe. Die Klopföne verstärkten sich, und der Tisch begann, zur Seite zu kippen. Die Bewegungen wurden immer kräftiger, man musste aufstehen, um dem abrückenden Tisch folgen zu können. Mitunter steigerte sich alles zum tollen Treiben, der Tisch raste herum, man konnte ihn - wenn man auch wollte - gar nicht aufhalten oder die Hände auf der Platte halten. Der Bárdi-Junge fasste einen Fuß, Adorjan sprang dazu von der anderen Seite, beide wurden aber mitgeschleift. Die Sessel wirbelten auch herum. Herr Bárdi schrie: „Alle weg und auseinander!“ Erst dann kehrte nach und nach Ruhe in das

Zimmer ein. Frau Bárdi hielt ihren Kopf mit beiden Händen und starrte Adorjan an. Noch nie war es so intensiv gewesen! Und sie sagte es auch: Nicht, dass seine Anwesenheit mindernd gewirkt hätte, sondern dass Adorjan ihre medialen Kräfte noch gesteigert hatte...

Adorjan war noch tagelang verwirrt. Kann das Udenkbare doch sein? Oder war all das nur ein Schwindel? Bárdi ist ja ein hervorragender Techniker. Könnte ein solches Phänomen in einer anderen Räumlichkeit und mit anderen Teilnehmern wiederholt werden? Adorjan schlug wieder die Bücher Aksakows auf, wo der Autor wissenschaftliche Begründungen des Spiritismus' sucht. Allerdings - Adorjan fand jetzt den Passus - führte der Autor nicht alle übernatürlichen Erscheinungen auf die Geisterwelt zurück, sondern auf die parapsychischen Kräfte des Mediums. Er missbilligte deshalb den Ausdruck „Spiritismus" und schlug den Begriff „Mediumismus" vor. Aksakow stellte sich die Aufgabe, Methoden zur Erklärung von parapsychischen, - mit herkömmlichen Methoden undeutbaren, - Tatsachen zu entwickeln. Oder: die Grenzlinien der Unerklärbarkeit zu verschieben. Adorjan fasste sich nun endlich: Alles ist doch gültig, bis es nicht widerlegt wird! Aber er fühlte sich auch schon ein bisschen geschmeichelt durch die spontane Bemerkung von Frau Bárdi, dass er selbst okkulte Eigenschaften haben könne. Seitdem blätterte Adorjan gut kritisch auch in seiner Bibel. Geschwätziger Gott, barbarische Opferforderungen, Fetisch des bluttriefenden Kruzifixes, und dann noch Scheiterhaufen im Namen all dessen! Adorjan fühlte sich, plötzlich frei und flügge geworden zu sein...

Zwischendurch sorgte sein Onkel für eine neue Ablenkung, endlich wegen der künstlerischen Bildung. Viktor habe Adorjan die Vorstellung beim Leiter der Fachhochschule für Zeichenlehrer empfohlen und unterrichtete ihn, wer dort ist: Bertalan Székely war etwas jünger als Viktor, daher nicht unmittelbar vom gescheiterten Aufbruch 1848 geprägt, sondern vom stoisch-passiven Widerstand danach. Vielleicht ist seine Historienmalerei deshalb etwas zurückhaltender. Adorjan war dieser Hinweis geläufig, schon aus seinem Album, das er von der Großmutter in Zelenika geschenkt bekam, und erwähnte gleich das erste bedeutende Werk Székelys: die Vorfindung der königlichen Leiche nach der Schlacht zu Mohács. Eine Pietà - nickte Viktor bestätigend; es war der Beginn des nationalen Untergangs durch die Türken. Zum Nachdenken und nicht, wie heutzutage üblich, zu Übermut verleitend. Gerade wegen solchen Auffassungen spielt wohl auch Székely keine große Rolle in der Kunstszene. Er leitet gewissenhaft und theoretisch vertieft seine Schule und führt meistens Wandfresken aus, die nie in Galerien ausgestellt werden können.

Viktor wies Adorjan an, er solle sich für die Begegnung vorbereiten, besonders durch Kennen lernen Székelys neuerer Werke, allerdings auch derer, die bereits ein-zwei Jahrzehnte zurückliegen. Die Gemälde in der Krönungskirche kannte Adorjan schon; vornehmlich die Darstellungen des ersten ungarischen Königs Stefan. Schon bei seinen Kirchgängen fand er Gefallen an diesen Fresken, die, von üppiger Ornamentik begleitet, fein in die gotische Architektur einkomponiert waren. Die meist statisch aufgestellten, mit Umrissen deutlich gezeichneten und in hellen Farbtönen gehaltenen Figuren strahlten eine ungewöhnliche Frische - fast jugendstilartig! Adorjan nahm sich daher vor, noch ein anderes Hauptwerk Székelys zu besichtigen: die Ausmalung des Rathauses von Kecskemét. Um so eher, weil er dort Freunde aus der Pension in Zelenika hatte und auch neugierig war, eine Musterstadt der Tiefebene kennen zu lernen. Kecskemét war nur ein wichtiges landwirtschaftliches Zentrum, aber seit dem Mittelalter sind seine Bürger - pardon, die „civis“! - zwar Landwirte gewesen, aber keine Bauern. Deshalb, obwohl nur ein dörflich aussehender Flecken, bauten sich diese stolzen Civis ein eindrucksvolles Stadtzentrum aus, und zwar im „ungarischen Stil“, mit einem großzügigen Rathaus. Ein Architekt gewann den Wettbewerb mit dem Hinweis, dass er sich von der gängigen Stilauswahl bewusst distanzieren, und, dass er damit auch gegen die Abhängigkeit von Wien demonstriere. Der dortige Freund Adorjans erzählte all das, während sie über den weiten und trotzdem belebten Marktplatz zum prunkvollen Rathaus schritten. Das Haus war tatsächlich mit nichts Gewöhnlichem zu vergleichen. Oder doch? Wenn man aus der Nähe besser hinschaute, begann sich ein orientalischer Eindruck zu entfalten. Stimmt, bestätigte der Freund: Der Architekt war für die Detailgestaltung nach London gereist, um in der Asienabteilung des Kensingtonmuseums - indische Dekoration zu studieren! Die Ungarn ritten ja aus Asien hierher - oder? Adorjan wunderte sich irgendwie - ihm fiel hier die dezente ungarische Dekoration in jenem Villenviertel ein - aber, gegen die allseits gelehrte nationale Ursprungstheorie war doch nichts einzuwenden. Die Innendekoration des Hauses war auch eigenartig und entzückend farbig, die Fresken von Székely eindrucksvoll. Oder sagenhaft! In jener zu Stilisierung neigenden Manier griff hier der Maler weit zurück in die legendenumwobene Zeit vor der ungarischen Landnahme. Wie jene monumentale Komposition, wo sich die Stammesfürsten zu einem Volk feierlich zusammenschlossen. Adorjan wurde währenddessen dem Bürgermeister Elek Kada vorgestellt. Es war dabei unausweichlich gewesen, über die Landnahme und über die asiatische Idee zu sprechen. Kada sagte plötzlich kurz angebunden: „Wir

waren immer da, wo wir sind!" Adorjan und sein ebenso junger Freund verstummten nur...

Die Vorstellung bei Bertalan Székely fiel günstig aus. Der Künstler war auch schon betagt, ein schlicht aussehender Mann. Die Empfehlung von Viktor Madarász hatte zwar sein Gewicht, der Kunstpädagoge erkannte aber selbst, in Adorjans mitgebrachten Skizzenbüchern - romantisch thematisierte Zeichnungen, Sepiapinseleien und Aquarelle mit stilisierten Figuren und Landschaften - die förderungswürdige Begabung. Das neueste Skizzenbuch war schon mit Volksornamentik gefüllt, die Adorjan im Ethnografischen Museum kopierte. Székely merkte sich dieses besondere Interesse des Jungen und lud ihn zur Künstlerkolonie nach Gödöllő ein - er selbst hatte ein kleines Atelierhaus im benachbarten Dorf. Gödöllő ist ein beliebter Ausflugsort von Budapest, vornehmlich durch das dort stehende königliche Lustschloss aber, und nicht zuletzt, auch durch die seit Jahren etablierte Künstlerkolonie. Einer der dort führenden Meister war Székelys Schüler: Aladár Kőrösfői. Der alte Meister fand zutreffend, dass Kőrösfői einen künstlerischen Werdegang auf Korfu begann, nicht weit von Adorjans Heimat, um dann die eigene Profilierung durch das Studium der ungarischen Volkskunst aufzubauen. Oft in symbolistisch-jugendstilhafter Manier geformt, und auch in die Gewerbekunst übertragen. So fanden sich Adorjan und Székely am Bahnhof zusammen und stiegen zur Mittagszeit in Gödöllő aus. Nach einer bekömmlichen Gulaschmahlzeit in der örtlichen Csarda suchten sie Kőrösfői auf: ein Spaziergang weit hinaus, wo Székely die Glocke am Gartentor läuten ließ. Kőrösfői stieg von der Veranda herab um zu öffnen. Er war in den besten Mannesjahren, mit beträchtlichem Bart und eigenartig gekleidet: nur in schlichtem Leinenhemd über der breiten Gatya-Hose. Auch seine Frau und die drei Töchter waren einfach bäuerlich gekleidet. Die Besucher wurden in die gute Stube eingeladen, wo erst einmal Adorjan reichlich zu staunen hatte. Kein gewöhnliches Einrichtungsstück war da. Das Holzmöbel war rustikal gezimmert, aber mit erlesenen Maserungen und ausgewogenen Schnitzereien, deren Einkerbungen gelegentlich sogar dezent farbig betont waren, die sichtbar belassenen Beschläge auch kunstvoll geformt. Ebenso das alte Deckengebälk, während die Türen und Fensterrahmen offensichtlich neu gestrichen, und mit dezenter Volksornamentik verziert waren. Dasselbe auch an gut platzierten Stellen, an den Wänden und am gemauerten Bauernofen. Und überall - deswegen besonders gemütlich - gestickte Drapierungen, Decken und Kissen, damit abgestimmte dekorative Teppiche am Boden, wenige stilisierte Bilder und eine volkstümliche Szene darstellende Tapisserie über dem Sofa. Die Nippes, meist doch echte Gebrauchsgegenstände, waren laute Kunststücke für sich. Nichts

war überladen und doch überall angenehme Blickfänge. All dies waren Körösföis eigene Entwürfe und Herstellungen oder stammten aus den übrigen Werkstätten der Künstlerkolonie. Und zwar ohne irgendeine Doktrin, nichts anderes - klärte man den begeisterten Adorjan auf - als dass man die Lebensfreude suchen und pflegen soll, und was dabei herauskommt ist die Kunst der Künstlerkolonie von Gödöllő. Die nationalgerichtete Inspiration kam von den „verwandten Finnen“; während die Aufrechthaltung der Künstlerkolonie selbst auf dem Einverständnis beruht, dass man eine Ursprünglichkeit in der Kunstschaffung suchen soll: durch das traditionell ehrliche Handwerk und, noch tiefer, in der Volkskunst selbst. Jeder Kunstschaffende hier pilgerte schon zum Volke. Und zwar besonders nach Siebenbürgen, wo moderne Einflüsse die Ursprünglichkeit der Volkskultur am wenigsten erreicht haben. Und das tun nicht nur die Künstler von Gödöllő, Ethnografen arbeiten daran ohnehin, aber auch Musikforscher und besonders eine Gruppe von jungen Architekten. Apropos, fragte jetzt Adorjan, was ist denn dann mit dem Asienursprung? Beispiel Kecskemét? Ach, das ist doch der alte Architekt Lechner - aber er widmete sich nachher auch schon der Volksornamentik. Und mit der Asientheorie ist es überhaupt so eine Sache, - das bestreiten schon längst die Finnougriken. Wie immer, die herrlich stilisierende Volkskunst liegt hier vor der Tür, braucht nur aufgelesen zu werden, und die finnischen Künstler haben ihrerseits damit schon einen Welterfolg erzielt. Körösfői führte Adorjan noch in sein Atelier in den Hinterhof. Er skizzierte gerade eine Sagen-Illustration über Attila, die als Mosaik die Fassade des in der Diskussion befindlichen Pavillons für die Biennale in Venedig schmücken sollte.

Dann verabschiedete sich Adorjan und ging allein zur Bahnstation, mit der Einladung, jederzeit die Kolonie eingehend kennen lernen zu dürfen. Doch fühlte er sich irgendwie überfahren. Seine Idee, aus der Volkskunst einen ungarischen Stil zu entwickeln, war offensichtlich nicht so sehr originell gewesen. Trotzdem, was er da gesehen hatte, war doch irgendwie ein hergebrachter und ungarisch verbrämter Jugendstil gewesen. Also, doch nicht ganz eine richtige Sache. Während er nach Budapest fuhr, fiel er seine Entscheidung: alles ignorieren und selbst weitermachen. Das Ethnografische Museum war provisorisch im Stadtpark untergebracht, so konnte Adorjan sein Verweilen dort ohnehin abwechslungsreich gestalten: Er ließ sich gelegentlich von Béla Ferdinándy entführen, mal auch in den naheliegenden Vergnügungspark. Dort besichtigten sie das berühmte Panoramabild der Landnahme. Das Riesenbild benötigte einen eigenen runden Bau und zeigte Arpad auf einem Fels hoch zu Ross, wie er seine vorpreschenden

Reiter beobachtete. An einer anderen Stelle hielt Adorjan etwas länger inne. Ein Schamane stand dort mit hochgestreckten Armen vor loderndem Scheiterhaufen. Ein weißes Ross wird ihm zur Opferung zugeführt. Im Museum arbeitend schien es Adorjan erkennbar zu sein, dass das Ungartum - national zwar einheitlich - doch mit geographisch abweichenden kulturellen Eigenschaften gezeichnet ist. Als besonders bemerkenswert fand er die naiven Menschendarstellungen von Transdanubien; in der Tiefebene wiederum eine bezeichnende Ästhetik von dichten Stickereien, kontrastvoll auf ganz freien Flächen verteilt; dann wiederum eine lebhafte Erzählfreudigkeit auf dem Hochland. Und in Siebenbürgen - eigentlich alles! Er ordnete allmählich seine Notizen und Skizzen, kaufte Bücher und schickte sie paketweise nach Zelenika, dazu abonnierte er Zeitschriften: den Ethnografischen Anzeiger und, doch, die führende Kunstgewerbezeitschrift. Zwischendurch nahm er sich vor, auch ein größeres Bild zu malen: Attila einfach gekleidet und sitzend, inmitten einer Architektur, die eine Kombination von siebenbürgischen hölzernen Prunkportalen ist. Attila stützt sein Kinn sinnierend. Neben ihm der Gepidenkönig Ardarich mit gehörntem Helm. Der bedingungslose Vertraute des Hunnenkönigs flüstert etwas Attila zu, der ja nicht wissen kann, dass nach seinem unerwarteten Tode Ardarich die Germanen gegen die Hunnen führen wird, um in dieser selben Residenz Attilas Sessel verräterisch einzunehmen... Bevor Adorjan verreiste, schenkte er das Bild seinem Onkel Mano Jaczko. Bei ihm, in der aufwändig eingerichteten Wohnung im Burgviertel, weilte Adorjan diese ganze Zeit auch gern, obwohl sein Onkel „nur“ ein nüchterner Beamter war.

Zelenika ist derzeit ein sichtlich aufstrebendes Dorf geworden, und Adorjans Vater wurde dort fast als der Begründer dieser neuen Ortschaft bewundert. Seine touristische Kolonie sah wie ein Paradies aus: einzigartig mit der großen Pension am Strande, mit den aus dem Wald herausschauenden Villen, der mit edlen Bäumen und Palmen gesäumten Parkanlage, blühenden Oleandern und neuangelegten Wandelwegen zwischen niedrigen Blumenbeeten. All das war von Zelenika aber von dem Steilhang des abgetragenen Hügels und von der Bahnhofanlage getrennt. Dort, neben dem Bahnhofshaus, an der zu den Hinterlanddörfern abzweigenden Straßenkreuzung - oder des Hafenzugangs - wucherte das neue Ortszentrum mit Post und Hafenbehörde, nebst einer neugegründeten Speditionsfirma. Der findige Obren Dundjerović nützte die Chance aus, die mit der Endstation und mit dem Hafen geboten war und baute ein eigenes Zwischenlager dazu. Für die Verladearbeiten benötigte er Tagelöhner, die kamen aus den umliegenden Dörfern; und das verdiente Geld gaben sie für ihre

Bedürfnisse und Vergnügen aus: Kneipen, Läden, Schuster, Barbier reihten sich nacheinander auf mit schnell gebauten, herkömmlich verputzten Häusern. Wenige Schritte weiter waren die ausgedehnten Anlagen der Militärmagazine nebst Stallungen, Remisen und Kasernen der Traingarnison – den Offiziersklub nicht zu vergessen. Dann allerdings gab es eine Brache: Die hier mündenden Bäche wurden zwar reguliert, ausnahmsweise drohten sie aber noch mit Überschwemmungen. Die Fläche war also Militärübungsplatz geworden, eine Sehenswürdigkeit für sich, oder gar ein Vergnügungspark - wenn sich hier wandernde Schausteller aufpflanzten. Dahinter dann das gemächliche Alt-Zelenika mit ihrer noch aus Naturstein gebauten, spärlichen Häuserreihe und mit dem vertrauten Kramladen von Vujnović, wo aus den hinteren Dörfern die Bauern ihre gewohnten „provista“-Einkäufe tätigten, aber eigentlich zu zeitraubendem Geschwätz zusammenkamen, während ihre Esel unter dem breit verästelten Maulbeerbaum vor sich hin dämmerten. Die neue Geschäftigkeit zeigte sich auch hier: Eine Baumaterialienhandlung mit dem bis dorthin reichenden Gleis und, andererseits, mit überdachtem Lager, wo auch Frachtbrazzeras unmittelbar anlegen konnten. Ein Weingrossist und ein Bäcker dazu. Schule, Kirche, Friedhof gab es allerdings nicht, diese Institutionen behielten die alten Mutterdörfer noch im Hinterland.

Adorjan genoss wieder die Landidylle. Er konnte sich an Budapest gar nicht gewöhnen. Oft saß er wieder auf der Pensionsterrasse, gegen Abend, als die Gäste noch draußen waren, aber die Verladearbeiten im Hafen, nebenan, schon ruhten. Die Tagesbrise hörte derzeit auf, und die See glättete sich. Er schaute zu, wie sich die Natur einlullte und ließ, in dieser lieblichen Ruhe, müßige Gedanken aufkommen. Es war unvergleichlich innig gewesen, dort zu sein, wo alle so sprachen wie er. Obwohl er vier Sprachen beherrschte, beneidete er manchmal jene, die nur ungarisch konnten. Hier konnte er sich doch mit niemandem so unterhalten wie - es ist schon so lange her - er als kleines Kind plapperte. In jenem Dorfe bei Budapest, wohin sie damals aus Siebenbürgen zurückkehrten. Aber selbst dieses Dorf war jetzt kein Dorf mehr - Albertfalva war ein Vorort von Budapest geworden. Wie schön war es damals, dort noch unter den Fliedersträuchern zu spielen, mit Schwester und Dorfkindern. Oder als er unter den blühenden Akazien durch das Dorf zur Schule ging. Das Haus mit dem Säulengang, wo sie wohnten, stand jetzt aber auch nicht mehr. Ebenso der Hof nicht, wo zwei große Linden blühten, von Hunderten und aber Hunderten Bienen umsummt, in der gleißenden Sonne. Als kleines Kind ging er damals in den mit Fliederhecken eingefassten Hinterhof, schlüpfte darunter hinaus und guckte über die Ackerfelder hinweg, zu den niedrigen Hügeln

drüben, an denen die Eisenbahn vorbeieilte. Er schaute der fort dampfenden Lokomotive nach, den ratternden Wagen und dem aufsteigenden Rauch. Es war so schön gewesen, die duftenden Fliederblüten zu pflücken, die kleinen Blümchen von der Rispe zu zupfen und ihre spitzen Kelche zusammensteckend, Kränzchen zu bilden. Manchmal kamen auch kleine Mädchen aus der Nachbarschaft, um an der Hecke zu spielen und er, veranlasst von einem geheimnisvollen Gefühl, schmückte sie mit den am schönsten gelungenen Kränzchen. Besonders war er einer bezopften Blondine zugeneigt, mit jenem Gefühl, das man erst als Erwachsener als Liebe erkannte...

Jetzt blieb es ihm nur noch übrig, in den vom Postboten immer ungeduldig erwarteten Ethnographieanzeigen zu blättern. Das war keine trockenwissenschaftliche Zeitschrift. Die Forscher erzählten da manchmal unvermittelt ihre subjektiven Eindrücke, wie eine erlebnisreiche Beschreibung der Thaisschifferei, stromaufwärts mit Pferdeschlepper. Selbstverständlich war sehr viel über alle Arten der Volkskunst dabei, und manchmal in die Gesamtdarstellung eines Dorfes eingefasst, alles mögliche von der Bauweise über Tracht und Bräuche bis zu Aberglauben. Seltener gab es auch Berichte über finnougriische Forschungen, aus dem Norden Russlands, oder aus dem Uralgebiet - wie eine Darlegung von Saunas in Karelän. Manchmal waren die Hefte mit Streuberichten gefüllt, gelegentlich aber auch thematisch belegt. Mit einem solchen Heft zog sich Adorjan, von niemandem ansprechbar, tagelang zurück. Es handelte den Schamanismus ab: von den Zauberpriestern, weit in Sibirien, und von dessen Ableitungen in den ungarischen Volksglauben. Diese sonderbaren Menschen, in Sibirien aber auch in Lappland noch leibhaftig, seien von höheren Wesen für Vermittlungen aus dem Jenseits berufen. Sie versetzen sich in Trance durch trommelnden Reigen und schicken ihre Seele zu den Ahnen, oder sie lassen diese in den eigenen Körper eintreten. So verwandeln sie sich in einen leibhaftigen Ahnen, der dann durch ihren Mund spricht. Dadurch können sie weise Kundgebungen leisten: zur Abwendung von Unbill, zur Krankheitsheilung oder, - für diese Jägervölker von besonderer Bedeutung, - um Jagd- und Fischfangvoraussagen zu verkünden. In manchen Gegenden tragen sie Rehhörner als Kopfschmuck zu ihrer Verkleidung. Ihre allgemein üblich gewordene Benennung - Schamane - ist nur ein tungusisches Wort und bedeutet schlicht „Asket“ oder „Zauberer“. Die Benennung und Inhalte sind daher nicht allgemein maßgebend, vergleichbar sind sie auch mit den völlig verschwundenen Druiden des frühen Abendlandes. Die moderne Abschätzung gegen das Schamanentum ist aber von den Finnen bereits Lügen gestraft worden. Dort sind Jahrtausende alte mündliche Überlieferungen im

letzten Moment aus der Vergessenheit gerissen worden und in einer monumentalen Liedersammlung mit hohem nationalem Identifikationswert festgehalten. In der ältesten finnischen Gesangsgruppe „Kenner der Zauberkunde“ ist, hinter märchenhaften Schamanenhandlungen, eine gewisse Parallele zu den in Sibirien noch lebenden Schamanenkulturen erkennbar.

Der Autor dieser ethnographischen Abhandlung wandte sich dann dem ungarischen „táltos“-Aberglauben zu. Die irgendeine Mattigkeit bedeutende „tal“-Wortgruppe - der Autor deutete sie durch etymologische Analysen - wurde von den aus dem Süduralgebiet nur sehr langsam am Schwarzen Meer entlang heranwandernden Ungarn, mit zahlreichen anderen Turk-Leihgaben, übernommen und mit der eigenen Urkultur verschmolzen. Es folgte dann die Darlegung des Taltosch-Phänomens, auch mit der Herausdeutung von Abwandlungen zum Schamanentum: Durch die vom Christentum herbeigeführte Ignoranz konnte das Taltosch-Wesen nur noch als Aberglauben fortleben. Oder es reduzierte sich bloß auf die Sprichwörtlichkeit: Ein Kind mit besonders gutem Auffassungsvermögen sei ein Taltosch. Nichts Neues für Adorjan: Als Taltosch war er schon geneckt worden, als die verschiedenen Sprachen an ihm wie hingeklatscht hafteten. Gemäß des Aberglaubens wiederum zeigt ein Kind seine Taltosch-Bestimmung schon voraus: Es wird mit Zähnen geboren, hängt lange an der Mutterbrust und wird außergewöhnlich stark, es kann das Wetter voraussagen. Im siebten Lebensjahr kommt es weg von zu Hause. Wieder zutreffend: Adorjan ging doch nach Italien und er kann, wenn er morgens auf die See und den Himmel schaut, für diesen Tag das Wetter abschätzen. Der Taltosch weiß alles - kein Kommentar mehr! Eine Geschosskugel kann ihm auch nichts anhaben! Erwachsen, kann er nunmehr die Wetterlage gestalten, und das verrichtet er so, dass er auf einen Baum klettert und sich dort mit den Verstorbenen berät. Oder er trifft sich auch mit Feen in irgendeinem Walde. Jedoch, um sich durchzusetzen, muss er aber mit anderen Taltoschs kämpfen, die das Wetter auf eigene Art bestimmen wollen. Die Kämpfenden verwandeln sich in Eisen- und Feuerräder, in verschiedenfarbige Flammen, oder in Grau- und Brandrösser, meistens aber in schwarz- und hellhaarige Bullen. Wenn der heimische Taltosch verliert, kommt Hagelwetter. Meist wandern sie aber friedlich und ersuchen um Nachtunterkunft in den Häusern, und um etwas Milch zu trinken. Böse werden sie nur, wenn das verweigert wird; dann entfachen sie Sturm und, auf einem Drachen reitend, entschwinden sie in die Wolken - zur Sonne hinauf. Der Taltosch-Verdacht haftet meist an gutmütigen und nur etwas sonderbaren älteren Männern, die so den weißen Gegenpart zu

schwarzzaubernden Hexen bilden. Ursprünglich wohl - beschloss Adorjan - sind das besonders weise Männer gewesen, die in den längst vergangenen Zeiten lehrend und beratend gewirkt haben.

In der zur Pension gehörenden Waldung gab es eine außergewöhnlich schwer zugängliche Stelle. Vom Berg im Hintergrund liefen Wildbäche herunter, die nur bei Regen Wasser führten. Ihr Becken war steil und felsig. Es erforderte etwas Klettergeschick, - wenn das der Bewuchs überhaupt zuließ, - um darin voranzukommen. Unten war das Becken noch breit und grobsandig, dort liefen zwei solche Bäche zusammen, aber wenn man sich in die linke Seite begab, geriet man sofort in eine enge Schlucht. Darüber wölbten sich die dichten Eichenkronen und, im Dämmerlicht, wenig weiter begann schon die schwierige Überwindung des ausgewachsenen Felsbodens und des Gerölls. Adorjan kletterte umsichtig, eine etwas ebenere Bank seitlich des reißenden Wasserlaufs suchend. Die gefundene Stelle befreite er vom Bewuchs und begann, mit den herumliegenden Steinen eine Art Altar zu bauen. Mit der Arbeit wurde er ziemlich spät fertig. Der Wind, der die Baumkronen rauschen ließ, legte sich, und die unheimliche Stille beherrschte völlig die versteckte Stelle. Adorjan suchte noch trockenes Holz, duftende Zweige des Lorbeers und der Myrte zusammen, pflückte Blumen, ordnete alles auf dem Altar und zündete es an. Dann schaute er dem langsam prasselnden Feuer zu und trauerte dem verlorenen heidnischen Glauben nach. Einem vom Christentum vernichteten Schatz... So wie die stumpfsinnigen schwarzen Mönche die strahlende Antike in das dunkle Mittelalter stürzten, so haben sie auch das lichte Heidentum zertreten. In Ungarn haben sie - fremd hergelaufen - zusammen mit einem Urenkel Arpads, mit dem machtgerigen König Stefan, das stolze Heidentum im Blut ertränkt, das Volk mit Gewalt getauft, die Menschen unter Prügelstrafe in ihre Kirchen getrieben. István war ein Usurpator; er hatte die rechtmäßigen Machterben ausgehebelt: dem Onkel Vazul die Augen ausgestochen und in seine Ohren Blei gegossen, Koppány gevierteilt und auf die Stadttore genagelt. Er konnte sich nur auf Mönche und fremde Abenteureritter verlassen und lieferte das eigene Volk als Leibeigene an sie aus. Seinem Sohn lehrte er ausdrücklich: Ein gleichsprachiger und gleichgesitteter Staat ist schwach und hinfällig, deshalb ordnete er dem Sohn an, die Fremden wohlwollend zu unterstützen und zu schätzen. Dieser Sohn war aber ein bigotter Schwächling, der dann sehr wohl von denselben Fremden gemeuchelt wurde. Dann beging István abermals einen Rechtsbruch, sogar gegen abendländisches Erbrecht: Um ja keinen ungarischen Nachfolger zu haben, setzte er einen venezianischen Abenteurer als Thronerben ein mit der Folge jahrzehntelanger Bürgerkriege. Die vertriebenen

Arpadenerben konnten zwar zurückkehren, die Mönche erreichten aber doch, dass István zum Heiligen erhoben wurde und ließen die heidnischen Überlieferungen endgültig verschwinden. Wie jener chronikschreibende Mönch, der sich, noch zwei Jahrhunderte später, damit brüstete, dass er sich um Märchen der Bauern und um Bardengeschwätz nicht kümmere. Diese alten Bardengesänge sind fast völlig getilgt worden. Schwache Spuren haben vielleicht in jenen Märchen überlebt, die erst jetzt aus dem Volke in umfangreichen Büchern aufgesammelt werden konnten.

Das dichte Laubdach war allmählich dunkel geworden, und zwischen den heranragenden Ästen rötete sich schon der Himmel. Das Feueropfer, das den Seelen der Ahnen und dessen Gott, - Adorjan wusste nicht einmal welchem, - gewidmet war, erlosch. Aus der Glut strömte nur noch ein dünner, grauer Rauchstreifen hinauf. Er hob seine Arme kniend vor dem Altar und schwor, dass er alle seine Geisteskräfte zur Erkundung von alten Weisheiten einsetzen werde, wo immer sie versteckt überliefert sein könnten: in Märchen, in der Volkskunst, in Bräuchen, auch im Aberglauben. Ein Taltosch des wiederentdeckten uralten Naturglaubens zu sein - das wollte er werden, um damit der Erneuerung des wahren Ungartums mit allen Kräften zu dienen. Das sollte sein Lebensziel sein. Was er immer im Leben tun wird oder tun muss, dahinter soll immer die Bemühung zur Annäherung an dieses Ziel stecken...



Die Rekruten besangen schon ihr Los: Man entführte sie zu Kommissbrot Ferenz Joschkas, mit der voraneilenden verrauchten Dampfmaschine. Man war auf den schwarzen Dampf aufgestiegen um, nur Gott weiß wo, auszusteigen. Und dort will man dann seine Kraushaare abschneiden. Das will der Rekrut aber nicht zulassen, nur so wollte er dem König dienen. Die Kraushaare fielen doch zu Boden, und man setzte ihm den kupferbeschlagenen Tschako auf. Oben auf der Schreibstube steht geschrieben: Königs Soldat für drei Jahre. Wehmütig besangen sie auch die Mädchen im Dorfe: Nur wenn diese Eine nicht da wäre, fiel der Abschied doch leichter... Ratternd lief die aus Viehwagen zusammengesetzte Komposition durch die herbstliche Landschaft. Jeder Waggon hatte Strohsäcke in beiden Enden aufgestapelt und Bänke in der Mitte, um den Blechofen herum, wo die Burschen die Langeweile, wie auch immer, totzuschlagen hatten. Adorjan saß unter ihnen, er wusste aber, wohin die Fahrt ging. Als vorausgeeilter Freiwilliger durfte er wählen: nach Kronstadt in die entlegenste Ecke von

Siebenbürgen. Dort hatte er mütterliche Verwandte, und dort wählte er das II. Husarenregiment als Dienststelle aus. So konnte er seinen Genossen jetzt eröffnen, wohin denn die Fahrt wohl führte, und alle hofften nun fest, an der schönen Husarenuniform auch teilhaben zu dürfen. Alle ungarischen Burschen hoffen das, obwohl sie von ausgedienten „Althusaren“ zu Hause gut gewarnt wurden, dass man das bald bereut, weil dort zehnmal mehr zu tun und zehnmal mehr Arbeit zu leisten ist als bei den Landsern. Das nützt aber nichts. Jeder ersucht, dass man ihn zu den Husaren setzt, was aber selten geschieht, weil man doch zehnmal mehr Landser braucht als Kavallerie. Trotzdem können sich die Burschen das nicht aus dem Kopf schlagen: Wie wäre es denn, wenn er auf Urlaub heimkommt und in seiner schönen verschnürrt-gezierten Uniform, mit dem Säbel und mit klirrenden Sporen, durch das Dorf stolzieren dürfte! Hei-hai! - denkt er - wie immer dieser Dienst schwer sein soll, wenn das die Anderen aushalten, kann ich das ja auch, zum Donnerwetter! So kommt dann einer zum „Miklós-Husarenregiment“ nach Kronstadt hin, und von dort wird er in eine dörfliche Schwadronkaserne eingeteilt.

Wenn die Rekruten erstmals in die Stallung zu den vielen schönen Pferden treten, schauen sie sich um, weil sie schon gut wissen, dass sie hier die meiste Zeit ihres Dienstes verbringen werden. Der Zugführer leitet jeden zu einem Ross, tätschelt es mit der Hand und sagt: „Nun, Söhnchen, das wird dein Pferd sein. Es ist ein braves, zahmes Fohlen, behandle es gut. Pflege es,bürste, und wenn die Haare schön glänzend werden, bekommst du Urlaub zu Weihnachten“. Der arme Rekrut sieht und hört nicht, wie listig die Althusaren kichern, dort hinter den anderen Pferden: Der wird aber in Urlaub gehen, der wird doch seinen Spaß haben! Wer würde denn die vielen Pferde dann pflegen, wenn alle in Urlaub gehen? Wenn Einer weg ist, muss dessen Pferd - nebst dem eigenen - ein anderer pflegen. Der „Herr Führer“ zeigt noch auf jenen Althusaren, der bei dem benachbarten Pferd steht: „Da hast deinen Altvater, er lehrt dich, das Pferd zu pflegen, das Saumzeug putzen, füttern, tränken, aufsatteln. Sei ihm folgsam“. Und der Führer geht fort. Der „Mußka“ - man nennt den Rekruten auch so weil er alles muss - ahnt nicht, was ein Husarenpferd ist und folgt vertraulich der Zureden seines Alten: „Nur mutig, Söhnchen, hab' keine Angst, geh zu ihm, tätschele schön seinen Hals, zahm ist er wie ein Lamm“. Der bedauernswerte Mußka geht zum Pferd hinein, um es zu tätscheln. Das beißt ihn aber in den Arm, weil er unbekannt ist. Der Rekrut flieht erschrocken zurück, und das Pferd tritt noch einen nach ihm. Die Alten lachen aus vollem Halse, und der Erste nörgelt: „Hast du nie ein Pferd gesehen? Du müsstest ihm vorerst was sagen. Sein Name ist Csatakos. Sag ihm

schön: nee Csatakos nee! Dann tut er dir nichts". Viele Rekruten widert es an, wenn sie mit der bloßen Hand die Pferdäpfel unter dem Hintern auflesen müssen, und zwar so, dass nie ein Strohalm mitgeht. Wenn man nämlich Stroh vergeudet und die Unterbettung verdirbt, wo sich das Pferd hinlegt, verschmutzen sich seine Haare. Dann ist die Arbeit aufwändig und bitter, alles wieder auf Spiegelglanz zu wischen und zu fegen. Ein Husarenpferd muss gleißend sauber sein. Hinauszurücken mit dem ungepflegten Pferd ist undenkbar - dafür sind drei Tage Arrest unausweichlich, mindestens mit einem Tag nur auf Brot und Wasser. Der große Gott hat aber jenen Husaren bestraft, dem ein Grauschimmel zuteil ist, weil sein Hintern morgens oft gelb ist. Mit der Zeit wird der Rekrut doch schlau, er muss aber vorerst die Leidensschule durchmachen, bis er lernt, dass beim grauen Pferd die Kreide mehr Wert ist als der Wischbüschel. Da schauen der Herr Führer und Herr Korporal auch mal beiseite. Aber der Feldwebel merkt es manchmal, weil der kreidebestrichene Hintern nicht glänzt. Er droht also mit Arrest. Aber der Mußka lernt es auch, dass er den Nachtwächter bestechen kann, dass er vor dem morgendlichen Ausrücken den Grauen nachtsüber zu stehen zwingt. Der ist korrumpierbar, auch wenn die Unterbettung nicht im besten Zustand ist, dass er das Pferd so an die Futterkrippe bindet, dass es sich nicht hinlegen kann. Obwohl: wenn der dienstführende Korporal das merkt, ist der „Rapport“ so gut wie sicher, mit ein paar Tagen Einlochung als Folge.

Mein Gott, was für eine große Sache ist diese Pferdepflege bei den Husaren! Wie mühevoll ist das, was für eine große Sorge, aber auch wie viel pfiffige List steckt darin. Was für eine Angst hat der Rekrut auszustehen, wenn der Herr Feldwebel, oder gar der Hauptmann, Pferdevisite hält! Aber auch die „alten Knochen“, sogar der Zugführer und der Korporal auch. Fürwahr überstreichen sie dann ihre Pferde ein bisschen mit einem petroleumgetränkten Lumpen, um mehr Glanz zu erzeugen. Der Rekrut sieht das und kommt zur Einsicht. Der Herr Führer und der Herr Korporal wollen das nicht sehen, weil sie auch zur Verantwortung gezogen werden, wenn die Pferde nicht schön gepflegt sind. Aber wenn die Pferdevisite vom Rittmeister abgehalten wird, dann schaut auch der Feldwebel beiseite, er freut sich ja doch auch, wenn der Herr Rittmeister zufrieden ist. Obwohl der Feldwebel sehr wohl weiß, dass ein bisschen Petroleum dahinter steckt. Wenn aber nur er die Visite hält, dann schnüffelt er eben mal nach, und sofort ist der Betrug entdeckt. Der Feldwebel war ja auch einmal ein Rekrut, bis er „Suppas“ geworden ist: ein vertraglich weiterdienender Soldat, der zu seiner „Minage“ gesondert einen Teller Suppe bekommt. Alle jene Geheimnisse weiß ein Offizier eben nicht, weil er nie ein gemeiner Husar war, und weil

er bei den Pferden „nur so“ stand. Das Fegen! Dadurch glänzen ja die Haare des Pferdes, aber das ist sehr mühsam zu erreichen. Die Alten machen das schon singend, aber bedrängt ist der traurige Rekrut, der früher nur so „zivilmäßig“ fegte, wenn überhaupt. Oft bekommt er Schläge über den Rücken und auf den Hintern; es gab auch solche Feldwebel, die dem Korporal zuredeten: Wenn der Hundemußka faul ist, schlägt ihn tot und werft ihn zum Pferd. Sagt, totgetreten ist er. Den Staub aus den Pferdehaaren musste man aus dem Striegel auf den Stallboden klopfen, jeder vor seinem Pferdestand in schönen regelmäßigen Reihen. „Wer das wenigste hat, macht Vorwärtsbiegen!“, - schreit der Korporal, - und das bedeutet, dass man fünf-sechsmal auf den Hintern mit dem Klöppel bekommt. „Aber seien die Staubreihen so, dass der Strohalm darin aufrecht stehe!“. Der Mußka zagt, die Alten singen nur, die sind geschickter zwar mit dem Striegel und Besen, aber ohnehin kann es nicht vorkommen, dass sie den wenigsten Staub zusammenkriegen. Sie wissen doch, wenn es nötig wird, kann man von der Stallmauer etwas Staub abbekommen.

Eine besondere Plage ist die Mannschaftsschule, wo die deutschen Kommandos einzubüffeln sind. Ungarn hatte zwar eine eigene Honvedarmee, in der „gemeinsamen“ österreichisch-ungarischen Armee war aber die deutsche Sprache amtlich. Der arme Bauerbursche, der nie im Leben ein deutsches Wort gehört hatte, musste plötzlich auf eine Sprache harren, - auch selbst einiges sagen können, - die ihm völlig fremd in Klang und Artikulierung war. Das ging dann zum Beispiel so: Die Meldungsformel (die Meldung selbst durfte dann ungarisch geleistet werden) musste in ungarischer Orthographie auf die Tafel geschrieben werden - „Herr Rittmeister melde gehorsamst“ - was der verschwitzte Bursche so gestaltete: „Herrikk májszter meddige hozzám“. Aber der Zugführer schreit ihn an: Es ist nicht gut, du! So muss man schreiben und sagen: „Her rikkmájszter meldige horzám!“ Und dann die vielen, katastrophalen Kavalleriekommandos: „Einzelreiten auf rechter Hand, Schrittmarsch!“. Oder: „Links umkehrt, wechseln!“. Bald beginnen die „rukkolás“: Ausrücken der ganzen Schwadron. Der Rekrut setzt sich auf sein Pferd und, unter der Führung der Unteroffiziere, darf er losreiten. Sie ziehen schön in Zweierreihen durch das Dorf, hinaus auf die Wiesen, im Schritt, und dann in leichtem Trab. Aber, als man zu galoppieren beginnen muss, - heisa los! – rennt jedes Pferd wohin es will! Im Galopp tritt es auch noch in die Luft. Das gut gepflegte Ross, dieser Schelm, bockt und wiehert voller Freude, weil es genau spürt, dass es den Rekruten trägt und endlich tun kann, was ihm beliebt. Es rennt querfeldein und tobt sich einmal nach Herzenslust aus. Ein Rekrut fällt herunter, der andere gerät auf den Hals des Pferdes und umarmt ihn

fest. Ein anderer verliert beide Steigbügel aus den Füßen, lässt die Zaumzügel weg, hält sich mit beiden Händen am Sattelkopf, und das Pferd trägt ihn in solchem Trab, dass der arme Mußka glaubt, es reißt ihm die Seele von der Rüttelei heraus. Der Schimmel hält aber bis zum Kasernentor nicht, wo der dienstschiebende Husar und einige daheimgebliebene alte Knochen mit großem Gelächter und Spott den Unglücklichen empfangen.

Die anderen Rekruten und Pferde werden mit großen Huj und Geschrei von den Alten und von Unteroffizieren zusammengetrieben. Ach, wie stolz sind die im Sattel Gebliebenen, die das Pferd auch beherrschen können! So einer wähnt sich, schon Husar zu sein. Aber die „rácsuj" (Reitschule) und „loncs" (Longe) warten noch! Dort verwünscht der Rekrut auch den Tag seiner Geburt, dort beginnt er zu bedauern, dass er sich zu den Husaren meldete. Anfangs bleibt auch der Steigbügel im Zeuglager zurück, und so muss er ausrücken im ewigen Trab. Oft sickert auch Blut aus dem Po des Rekruten in seine rote Hose, vom harten Kommisssattel aufgerieben, - gepolsterte Sattel haben nur die Offiziere - was nur die Alten nicht mehr spüren, weil ihr Fell dort schon gewöhnt ist. Zu klagen wagt aber kein Rekrut, zum einen aus Scham, aber auch weil der Feldwebel oder ein anderer Unteroffizier dort in der Mitte steht, mit der Peitsche in der rechten Hand und mit der langen Longe in der Linken. Er treibt die Rekruten im Kreis um sich herum, und, wenn der zu klagen wagen würde, träfe die Peitsche ihn, anstatt des Pferdes - nur so aus Zufall. Besser war es früher, als die Hosen hautnah zugeschnitten wurden, dann nützten sie sich aber zu schnell ab. Günstiger seien also breitere Hosen, die jedoch Falten werfen, und jede Falte reibt die Haut noch zusätzlich. Soll es auch sein, soll sich die Haut des Rekruten abnützen, gegebenenfalls auch des Althusaren, wenn er beim Manöver den ganzen Tag im Sattel verbringen muss. Seine Haut heilt ja umsonst. Der Mußka in der Reitschule, bei all dieser Plage, soll auch den verballhornten Kommandos folgen. Wer was verfehlt, hat mit dem Rohrstock über seinem Schenkel zu rechnen. Der Rittmeister ruft ihn vor sich her, und er muss ihm seinen eigenen Stock überreichen, wenn der Offizier zufällig keinen bei sich hat. Oder er muss sich herunterbeugen, dass seine Wange dem am Boden stehenden Rittmeister für die Ohrfeige erreichbar wird. Der notleidende Bursche verliert manchmal auch Tränen, bis er den Unterschied zwischen „kurckerdáj" (kurz kehrt euch) und „linckurckerdáj" (links kurz kehrt euch) lernt. Viel wird des Rekruten Gottvater auch beschimpft, wegen der Streuung in der Reitschule, die sie im „áncelrájten" (Einzelreiten) anfangs gar nicht einhalten können. So sehr der Hauptmann flucht, es nützt nichts. An einer Seite des Kreises befindet sich immer alles auf einem Haufen, an

der anderen Seite zotteln nur ein oder zwei Reiter. „Bei dem weißbefirnten Heiligtum eurer Väter“, schreit er, „mache jetzt ich da die Streuung!“ - und knallt erbarmungslos mit der Peitsche dazwischen, ohne zu schauen ob er Menschen oder Pferde erreicht. Was nun für eine Zerstreuung durch den Rácsuj! Aber nichts bei Áncelrájten gegenüber „kurcelkalupp“ (kurzer Galopp), der immer „faros“ (falsch) ausfällt. Viele gehen deshalb zum Rapport und in die Einzelzelle, auf die harte Pritsche mit einer schäbigen Decke. Doch, es gibt ein Kommando, das sie gern und schnell lernen: „azderácsuj!“ (aus der Reitschule). Damit ist der schwerste Teil des Tages vorbei.

Der Rekrut kann sich kaum noch auf den Beinen halten, als er vom Pferd steigen darf - aber dann muss er gleich das verschwitzte Tier mit dem Strohbuschel trocken reiben, Hufe waschen, Hafer geben und erst dann kann er selbst zu „minázs“ gehen. Die zwanzig Minuten, bis er isst, sind seine ganztägige Rast, weil gleich schon das Hornsignal zum Tränken ertönt. Alle müssen sich mit dem Eimer zum Wasserholen beeilen, unter dem Geschrei des „berácsaftos“ (bereitschaftsleistenden) Korporals: „Noch seid ihr nicht fertig, tränken, Donnerwetter, an die Pferde!“, und wer der letzte ist, bekommt immer was mit dem Rohrstock. Zu dieser Zeit beginnt auch die Pferdepflege. Jeder muss Besen, Striegel und hartgeflochtene Strohbuschel haben, oder, wenn man etwas nicht hat, in die Kantine laufen, um das Fehlende einzukaufen. Für das kunstvoll hergestellte Büschel muss man einen Alten bezahlen, der in seinem Kasten immer eine Reserve verstaut, bis der Rekrut die Herstellung selbst lernt. Während der Arbeit schallen die Gesänge. Die Wehmütigen trösten sich damit. Gewöhnlich beginnt das so, dass einer von den Alten loslegt, - meist ein Soldatenlied, - welches die anderen Alten aufnehmen. Die Rekruten können sich anschließen, wenn sie es auch lernen. Plötzlich schreit ein Alter: „Schiß, duuu!“ Die benachbarten Mußkas müssen dann springen, einer oder zwei, um unter einem Pferdhintern den frischen Mist unverzüglich aufzulesen, dass er nicht in das Stroh hineingestampft wird, weil der „alte Heilige“ mit seinen hochwohlgeborenen Händen, sowas nicht zu berühren geruht, bis er einen Mußka sieht. Und wenn einer nicht schnell genug ist, sagt der andere Alte schon bedrohlich: „Du würdest nicht springen, wenn der Altgepeinigte ruft?“ Dann geht es weiter mit dem Singsang, auch beim Saumzeugputzen. So geht es während des Sommers draußen im Säulengang, im Winter im Hafer- und Sattellager. Aber im kleineren Sattellager sitzen eher die Alten. Der Rekrut darf nur dann in den wärmeren Raum treten, wenn er vor dem Korporal oder seinem Altvater mit geputztem, geglättetem Sattel und sonstigem Zeug zur Kontrolle vorstellt. Wenn seine Arbeit probat ist, bekommt er kaum Lob,

Beschimpfung eher, wenn die Riemen und Schnallen nicht glänzend genug sind. Dann kann er erneut anfangen, vielmehr, wenn der Alte gerade schlechter Laune ist, schlägt er den ganzen Zaumriemen zu Boden, in den Staub, und brummt: „Putz ihn, der Teufel soll dich holen. Fang wieder an, er soll wie die Sonne und die Sterne sein!“. Der gramgefüllter Rekrut geht wieder, sein Zeug zu glätten mit dem Rippenstück oder einer runden Porzellanscherbe, zu bürsten und zu wischen. Er schmiert, glättet, bürstet, wischt die Riemen, reibt und schleift die Schnallen, Zaumeisen, Steigbügel - und singt, singt nur so aus dem Kummer heraus. Diejenigen, die viele Lieder wissen, - man nennt sie „Liederbaum“, - sind deshalb die beliebtesten Gesellen, die auf den intimsten Saiten des verwaisten Rekruten spielen können: Es regnet schön langsam, Frühling wird es, rote Rose in deinem Garten möchte ich sein. Nie werde ich eine rote Rose; Ferenz Joschka lässt mich welken, in Kronstadts großer Kaserne...

So werden langsam glänzender die Riemen, funkelnder die Schnallen, Zäume, Bügel; bis der Korporal zufrieden ist und das Zeug auf Hängehaken abgestellt werden darf. Nach dem Abendmahl-Kaffee beginnt das Putzen von Uniformen und der Stiefel. Manches Übel bereiten die vielen Zierschnüre, die hier oder dort immer ludern. Wenn auch die Stiefel geputzt und auf Hochglaz gebracht sind, besichtigt diese der Herr Korporal. Wenn ihm etwas nicht gefällt, schlägt er das Werk zu Boden, und der Rekrut kann es neu beginnen, aber bei eigener Kerze, weil das elektrische Licht danach ausgeschaltet werden muss. Ein Paar Stiefel richtig auf Glanz zu bringen dauert eine gute Stunde. Sie werden auf Stiefelholz geschlagen, ganz fest, dann werden sie mit der Bürste geputzt, langwierig geglättet, wachsgeschmiert, erneut geglättet und wieder wachsgeschmiert, zum dritten mal geglättet, gebürstet und letztlich mit weichen Lumpen überwischt. Danach kann man sich in einem solchen Stiefel wie im Spiegel betrachten. So ein Kunstwerk ist hellleuchtender als jede Lackstiefel, aber wenn man vom Ausrücken zurückkommt, ist alles dahin. Später kam jedoch der Befehl, die Stiefel dürfen nicht mehr „herausgezündet“ werden, weil sie durch diese Gewaltbehandlung schnell abgenützt werden. So kam es, dass zwei Rekrutengenerationen deshalb geohrfeigt wurden, weil ihre Stiefel nicht glänzend genug waren, um dann, als Althusaren auch, weil sie trotzdem ihre Stiefel - aus reiner Eitelkeit - doch herauszündeten. Wie hätte man sonst den Mädchen nachstellen können? Man hat heimlich die notwendigen Stiefelhölzer geschnitzt und in den Strohsäcken, Haferkisten oder sonst wo versteckt.

Aber das „Husarentempo"! Jener stählerne Drill, der nur die geeignetsten Burschen als Linien Soldaten überdauern ließ. Wer so Althusar werden konnte, verdiente in der Tat, dass man ihn als den „ersten Soldaten der Welt" nennt. Schwierig ist das Husarentempo zu begründen; nur einige Beispiele: Abends, wenn der Althusar etwas brauchte, ging er dafür nie in die Kantine. Der Mußka musste laufen. Aber, wenn er eine solche Not hatte, wofür man niemanden schicken konnte? Was soll er dann tun? Auf einmal brüllt er: „Antritt hierher, alle Rekruten!" Alle müssen springen, aus dem Bett oder vom Briefschreiben und sich vor dem Bett des Alten in Reih' und Glied aufzupflanzen. Sie wussten schon, daß „Paradeausrücken" bevorsteht. Das kam zwar nicht oft vor, weil es die Unteroffiziere nicht zuließen, trotzdem schauten diese mal auch weg. „Alle ausziehen! Anz-zowaj! Noch nicht fertig!? Noch seid ihr nicht in der Parade!?". Alle mussten Hals über Kopf ihre Säbel binden und Tschakos setzen - alle splitternackt! - und sich wieder vor dem Bett des Alten aufreihen. Nicht zu gehorchen war undenkbar, weil die übrigen Alten, ihre „Lodungen" - Gürtel mit zwei schwer beladenen Patronentaschen. - zum Zuschlagen schon bereitgenommen haben. Oder auch die Stiefelhölzer. Vier Burschen wickelten dann den Alten sehr zart in eine Decke, aber wirklich zart, denn, wenn er einen Klagelaut von sich gab, sausten schon die Schlaggeräte. Er klagte mal aber auch ohne tatsächlichen Anlass. So wurde dann der Altknochen hinausgetragen samt Paradebegleitung mit blanken Säbeln, durch den ganzen Gang, quer über den gegebenenfalls verschneiten Hof zu jenem stillen Raum, und dann auf die gleiche Art wieder zurück. Eine andere, weniger verbotene Weise war das „Regalenklettern". Regelmäßig nach neun Uhr, wenn sich der Rekrut auf seine Ruhe schon freut, brüllt plötzlich wieder ein Alter, - dem gerade so zumute geworden ist, - mit der Lodung fuchtelnd: „Noch seid ihr nicht auf den Regalen!?". Die übrigen Alten sind auch sofort dabei. Jener Rekrut, der als letzter aufklettert, wird mit der Lodung traktiert - und einer muss ja immer der letzte sein. Aber es reicht nicht, schnell zu sein: von den Regalen darf kein Tschako, Essnapf oder Brotstück herunterfallen, weil es dafür auch Lodung gibt. Kaum haben sich die Mußkas oben aufgereiht, schon schallt es wieder: „Noch seid ihr nicht unterm Bett!?". Hals über Kopf herunter, weil, wer als letzter unter das Bett kriecht, hat es wieder mit der Lodung zu tun. Kaum ist aber der letzte heruntergekrochen, wieder das Geschrei: "Noch seid ihr nicht auf den Regalen!?". So geht es mehrmals, bis die Mußkas erschöpft sind, dann der Befehl: „Antritt hier mit der Kerze!" Meist hat jeder welche. Nochmals hoch aufs Regal, jeder zündet zwei Kerzen an und muss kniend mit zusammengelegten Händen beten: „Väterlicher alter Herrgott, befreie die Alten bald, die Jüngeren auch einmal und die Elendigen nie bis zum Weltuntergang". Gerade bei so einem Rummel fiel dem

dienstleistenden Hauptmann die außergewöhnliche Idee doch ein, den Inspizierungsgang durch die Kaserne zu leisten. Im ersten Schlafrum herrscht Ordnung, einige bürsten noch ihre Stiefel, aber im Nachbarzimmer - durch die Wand hörbar! - Riesenkrach. Was zum Teufel? Er geht, tritt drüben hinein. Und dort sitzen alle Rekruten oben auf den Regalen wie Hähne. Die Kerzen leuchten. Und mitten im Zimmer Fazakas Altvater mit Lodung in der Hand. Was ist denn hier los? Stille. Der Hauptmann befiehlt die Leute herunter und fängt an, sie auszufragen. Die Rekruten deuteten endlich die Sache an. Draufhin gab es Rapports, Einlochungen für Alte und Unteroffiziere und wohl auch weiterreichendere Konsequenzen, so dass man sich allmählich mit Sehnsucht erinnerte: Es gab früher Husarentempo und echte Husaren, danach kein Husarentempo, aber auch keine echten Husaren mehr.

Eine andere Art des Husarentempos war die Klauerei, besser gesagt das Klauen von Kleinsachen, wozu nur Geschicklichkeit erforderlich war, aber es ging nie um den verruchten Einbruch. Es gibt wohl keinen Soldat auf der Welt, der geschickter klaut als der geübte Althusar. Der neuhergekommene, noch tölpelhafte Rekrut muss das bitter erfahren und daran leiden, bis er auch selbst ein Schelm wird. So ist das: Der Althusar klaut vom Rekruten, bis der auch schlau wird. Allesamt üben sie sich in dieser wendigen Aufgewecktheit, welche die Grundlage für die umsichtige, aber doch draufgängerische Art des Begriffs „Husarenstück“ ist. Davon sind Zivilisten auch nicht verschont, mal müssen sie an unerklärlichen Verlust von Obst oder einem Hähnchen glauben. Als der Rekrut einrückt, bekleidet man ihn schön mit neuem „Mondur“, er bekommt Stiefel, Tschako, alles schön und neu. In der ersten Nacht, als er sich hinlegt, stellt er alles unbekümmert auf das Regal. Aber morgens, wenn er sich anziehen will, merkt er befremdet, wie sich all das über Nacht verschliss. Bis er schlief, wurden seine Sachen ausgetauscht. Eben! Weil ein altgepeinigter Heiliger nicht schäbig rumlaufen kann, während ein Mußka in neuer Montur stolziert. Mancher läuft zum Korporal, um sich zu beschweren. Der herrscht ihn sofort an: „Hast du Mondur!“ Der bestätigt schüchtern, aber... „Dann halte die Schnauze, sonst hau' ich dich, dass du sofort beim Herrgott ankommst!“ Der Rekrut ist nun eingeweiht. Aber die Monturklaue ist noch das kleinere Übel, weil, wenn einer ganz ohne Hosen bleibt, sich der Führer darum kümmern muss, dass sich sein Soldat wieder anziehen kann. Ausreiten in der Unterhose geht ja doch nicht!

Das größere Übel liegt in diversen Putzmitteln und anderen Kleinigkeiten: Pferdebürste, Striegel, Stiefelbürsten, Wachs, Wachs, Glättegerät, Sattelleder-Fett, Hufeisennägel, die Hufeisenschrauben

unterschiedlich für Winter und Sommer und, besonders, der Rohrstock. Was für Probleme für den tölpelhaften, von daheim nicht an die Klauerei gewöhnten Bauerburschen! Die Althusaren bestehlen ihn mit Vergnügen, weil sich um sowas der Führer oder Korporal nicht kümmert. Die fordern nur das Vorhandensein. Woher, egal. Eines Tages gibt es Antritt mit Pferdebürste und Striegel, andermal mit den harten SrohbüscheIn, wieder andermal mit Hufeisenschrauben, oder mit Dem oder Jenem. Wenn es fehlt: „Trab in die Kantine, kaufe!“. Die Alten stacheln sich noch an, den Tölpeln sollen auch die Augen herausgeklaut werden, die haben ja Geld, von zu Hause mitgebracht, und es wird ihnen allemal Geld wieder zugeschickt. Der soll sich die Sachen kaufen, nicht wir. So wird der Rekrut immer aufgeweckter; er lernt, auf alles so aufzupassen, dass er nicht mehr beklaut werden kann. Er gewöhnt sich daran, nichts herumliegen zu lassen, sondern alle Geräte immer in seinem Beutel zu halten, den er während der Arbeit um den Hals hängt, und sonst in seinem Kasten verschließt. Dort einzubrechen war kein Kavaliersdelikt mehr. Wer dabei doch erwischt wurde, den lochte man auch für eine ganze Woche ein. Andersherum, wer seines Rohrstocks - des begehrtesten Klauobjekts - verlustig war, ging selbst zum Rapport und in Arrest für ein-zwei Tage, weil man in der Reitschule ohne Stock nicht antreten durfte. Und der Kaufpreis war nicht unbedeutend. Wenn einmal die ganze Sache dann doch überaus ernst zu werden drohte, gab es Kastervisite und Bettdurchsuchung. Da kam die „forhant“ - vorhandene Reserve für den Schwarzhandel - zuhauf zu Tageslicht. Der Zugführer teilte die ganze Beute dann den Notleidenden gnädig aus.

Während der langen Winternächte, wenn sich alle Zimmergenossen um den Ofen versammeln, Stiefel putzend und Montur flickend, ruft oft ein Unteroffizier: „Gibt es Märchensagen?“. Die anderen, wenn sie zuzuhören auch willig sind, pflichten bei: „Märchen ja!“. In der Regel sollen die Rekruten die neuen Märchen vorsagen, aber wenn ein besonders guter Erzähler da ist, dann wird eben der genötigt. Die Unteroffiziere lassen sich die Besten untereinander sogar ausleihen. So war ein Altgedienter als echter „Märchenvater“ bekannt. Er wusste nicht nur viele schöne Märchen, sondern erzählte sie auch ergreifend. Wenn er Lächerliches erzählte, sagte er das sehr ruhig vor, nur die Zuhörer lachten, er selbst nie; ebenso bei den wunderbaren oder schrecklichen Passagen. Die oft lang andauernde Erzählung quoll aus ihm manchmal noch auch zu später Stunde. Die Leute gingen schon zu Bett, der Erzähler selbst auch, der Zugführer löschte das Licht. Der Märchenerzähler warf gelegentlich ein: „Knochen!“ Die Zuhörer antworteten „Suppe! - Suppe!“. So lange die Beantwortungen häufig kamen, floss das Märchen weiter, als dann die Repliken nach und nach

ausblieben, erlosch auch die Stimme des Erzählers. Adorjan hörte immer mit Aufmerksamkeit zu, lernte, und allmählich bekam auch er den Ruf des guten Erzählers. Dann, sechs Monate nach seinem Einrücken, wurde er zum Korporal befördert. Damit war er kein Rekrut mehr: Ihm gebührte fortan die Anrede Herr, auch von den alten Heiligen. Zu seinen neuen Pflichten gehörte sogar die Inspizierung der Alten, so gelegentlich auch von Nachtwachen in der Stallung. Und wen findet er einmal schlafend da? Seinen Altvater Szilvási! Der hatte den Rekruten Adorjan nie geschont. Wie oft hatte er ihn mit seinem Saumzeug hinausgejagt aus dem Sattellager, weil die Riemen nicht glänzend genug waren! Er tat auch das schlimmste, er schlug das Zeug zu Boden. Adorjan ließ jetzt seinen Säbel am Boden klirren. Szilvási wachte sofort auf und drehte sich schnell um, als würde er Stroh ordnen oder den Kot sammeln. „Kannst du das sehr wohl tun, du Szilvási. Seit wann beobachte ich dich, wie du schläfst!“, herrschte ihn Adorjan an „da ist der ganze Dreck, die Pferde werden sich hineinlegen. Zum Rapport gehst du deshalb. Und auch weil du mit mir soviel zu tun hattest, als ich Mußka war!“ Der stolze Althusar war jetzt ganz zahm geworden: „Herr Korporal...“ Trotzdem war er nicht unterwürfig, er bettelte nicht, aber seine Stimme war doch flehend. In dieser großen Stallung ist die Nacht so wunderbar, wehmütig, dort zwischen den vielen Pferden, wo der durchsichtige rote Schleier das elektrische Licht dämpft, und in der Dämmerung hört man, wie eines oder das andere Pferd auf seiner Bettung leise das Stroh kaut oder schnauft, haucht ab und zu... Soll man rachgierig sein? Adorjan wiederholte jetzt leiser: „Da ist der ganze Mist unter den Pferden. Seit wann liest du das nicht auf? Morgen wird es übel sein für die Männer, die Pferde wieder sauber zu wischen... Deinetwegen.“ Und meldete ihn nicht an. Das tat er aber sehr gut. Beim Einrücken der neuen Rekruten wurde Szilvási zum Korporal befördert und bald danach zum Zugführer. Er ist so wieder Adorjans Vorgesetzter geworden. Aber es ist bald bekannt geworden, dass die bestbefreundeten Unteroffiziere in dieser Kaserne fortan Szilvási und Magyar sind. Szilvási wurde erst in seinem letzten Dienstjahr befördert, recht spät, obwohl er das längst verdient hätte. Ein Bauernbursche war er, dem das Schreiben nicht besonders lag, aber in Reiten, Zielschießen, Entschlossenheit überragte er alle in der Schwadron. Wenn sich ein Rekrut im Reiten besonders auszeichnete, es war schon eine Redewendung geworden: er sitzt auf wie der Szilvási. Als seine Generation befreit wurde, lud man ihn zu Suppaschen ein. Er blieb nicht und sagte auch zu Adorjan: „Weißt du, Magyar, ich bliebe da nicht einmal als Rittmeister“. Er ging heim in sein Szeklerdorf und heiratete Ilonka, deren Bild immer dort bei ihm war, in die Innenseite seines Kistendeckels eingeklebt.

Seit Adorjan Unteroffizier geworden war, und wenn er nicht gerade Dienst schob, konnte er über seine Freizeit selbst verfügen. Er versuchte, sich nun dem eigentlichen Ziel seines Daseins zu widmen, den unmittelbaren ethnografischen Studien. Weit kam er allerdings damit nicht. Das Dorf Zeiden, wo er seine Kaserne hatte, war sächsisch und rumänisch, knapp 15 km. von der industriellen Kronstadt westlich entfernt. Ursprüngliche ungarische Dörfer befanden sich dort aber noch weiter östlich. Und das waren keine Szekler, sondern Csangos, eine etwas unbestimmte Stammesgruppe. Zu den Szeklern, im benachbarten Háromszék-Komitat, brauchte man mindestens einen Tagesausflug mit dem Zug, ordentliche Studien wären dort nur durch seltene Beurlaubungen möglich. Man konnte Szeklern aber am Markt von Kronstadt begegnen. Statt jener ungarischen Ursprünglichkeit, die Adorjan hier anzutreffen hoffte, stand er gerade vor einer vielfältigen Buntheit da. Die zu Kronstadt gehörende Burzenland-Ebene war früh von deutschstämmigen „Sachsen“ besiedelt: Die mittelalterlichen Könige vertrauten ihnen die Verteidigung der Pässe in den Südkarpaten an, während die Ungarn des Székely-Stammes die Ostgrenze zu schützen hatten. Beide Völker sind bewaffnete Bauern gewesen, die sich auf die fruchtbaren Täler lehnten. Oben in den Bergen fanden rumänische Hirten ihr Auskommen. Es gab noch Csangos, etwas abgesonderte Szekler, die hier in Burzenland an die Sachsen angelehnt waren. Adorjan blieb nichts anderes übrig als die Besichtigung ihrer sieben Dörfer, genannt Hétfalú, die an ein Vizinaleis ab dem Bahnhof von Kronstadt angereiht waren. Eines von diesen Fotos, als Postkarte, schickte er seiner Mutter nach Zelenika, mit der Anmerkung: „Hier sind die chinesischen Häuser aus Brassó“. Die Siebendörfler Csangos waren, mangels ausreichenden Landbesitzes, als Pächter auf die Kronstädter Landbesitzer angewiesen; sie beschäftigten sich deshalb auch als Fuhrleute und Handwerker, vornehmlich aber als Möbeltischler: Diese mit Blumen und Vögeln bunt bemalte Ware zierte nicht nur die Märkte in der Umgebung, sondern gelangte auch nach Rumänien und sogar bis Bulgarien hin. Mit den Szeklern aber fast benachbart, unterschieden sich diese Csangos äußerlich doch wenig: Ihre Blockhäuser waren gleich und auch der Brauch, mit prachtvoll ausgebildeten Toren die Hofeingänge zu betonen. Adorjan fotografierte diese Prachtbauten mit einem ungeschickt handzuhabenden Apparat, und mit entsprechend schäbigem Bildresultat. Die Männer trugen ihre Hemden über die engen Hosen, mit breitem Leibgurt tailliert, dadurch unterschieden sie sich von den Szeklern. Allesamt aber - so auch die Frauen - waren sie überwiegend weiß gekleidet. An die Husarenuniform erinnerte allerdings die Oberkleidung der Männer: schnurverzierter Leib und darüber gehängter Rock. Seinerseits nützte Adorjan sein Inkognito des einfachen Soldaten, um

bei seinen Erkundungen kein Misstrauen bei diesen schlichten Menschen zu wecken. Alles war aber ohnehin vermischt mit seinem Husarenleben: wilde Galoppreiten durch die Wiesen des Burzenlandes und Feldmanöver in den schönen siebenbürgischen Bergen. Oder auch Einladungen seines Hauptmanns zu Skifahrten in die Bärenkälte, zwischen den von Schnee und Raufrost blitzenden Tannenwäldern, wo nicht nur Wolfsspuren zu sehen waren, sondern in der Tat auch Bärenstapfen.

Was aber Adorjan selbst betrifft, so sah er wirklich schneidig aus. Und zwar wortwörtlich, weil er sich eine Nadelstreifuniform fertigen ließ, mit Sonderstiefeln und, als Säbel, trug er des Vaters Offiziersschlepper aus echtem Damaskusstahl. Dieser Prachtsäbel wurde übrigens von den Verwandten aus dem naheliegenden Zernest, wo Adorjan auch oft einkehrte, einmal weggebeten und - nie mehr zurückerstattet... Nun, wenn Adorjan so mit klingenden Sporen durch die Gassen spazierte und ins Kaffeehaus trat, den Säbel auf dem Boden ein bisschen klirren lassend, - wurde er von Frauen gern beäugt. So verwickelte er sich in ein Liebesverhältnis mit einer verheirateten Frau. Später überlegte sich aber Adorjan, dass das kein gutes Ende haben kann und wollte das Verhältnis abbrechen. Die Frau drohte aber, dass sie sich umbringt. Sie richtete plötzlich eine Pistole auf ihre Brust. Adorjan sprang auf und fasste sie an der Hand, um den Lauf abzuwenden. Die Frau drehte aber die Waffe zu Adorjan und - schoss! Offensichtlich wollte sie dann den Selbstmord doch begehen. Ein Wunder geschah aber: Das Geschoss ging unter Adorjans Schulter durch und schlug ein Loch in die Zimmerwand dahinter. Die Frau wurde ohnmächtig und fiel zusammen. Sonst passierte nichts, nicht einmal Adorjans Dolman war beschädigt. Auf den Schuss liefen andere Leute zusammen und dachten erst einmal, dass Adorjan die am Boden liegende Frau abgeknallt hätte. Aber die Lage klärte sich doch sofort, der Vorfall blieb dann diskret gehalten und, weil eigentlich nichts geschehe--n war, endete so Adorjans Affäre folgenlos.

Doch musste Adorjan an das Schussloch in der Wand denken: Eine Geschosskugel kann ihm wohl nie etwas anhaben.



„La Comunità di Topla“ wurde im Jahre 1718 vom Dogen in Venedig als Selbstverwaltungskommune zugelassen, auf Antrag einer hiesigen Delegation, unter der Anführung von Michele Comnenovich. Die durch die Seefahrt bald prosperierende Gemeinde lag etwas westlich von der Festung Castell' Nuovo, auf deren Küstenzitadelle der Confalon mit dem

Markuslöwen die Schutzmacht der Serenissima kundtat. Die zerstreute Ortschaft daneben lag in einer vom dem Bora-Wind geschützten Senkung, daher fast mit einem subtropischen Mikroklima. Topla heißt ja „die Wärme“. Von hier öffnete sich schon beinahe ganz die Sicht zum Horizont hinaus. Die beste Aussicht, hoch auf einem an der Küste hervorspringenden Fels, genoss das Palazzo Comnenovich: ein breites, eingeschossiges Haus mit dezenten Profilierungen und einem Ballustradenbalkon. Der Belvederegiebel war jedoch anspruchsvoll mit Barockschnörkeln verziert. Davor befand sich der seitlich vermauerte Eingangshof mit dem Durchblick zum blauen Horizont, und daneben der Gartenpark: Palmen und andere Zierpflanzen, aber auch nützliche Orangen- und Zitronenbäume beschatteten diesen Grundstücksteil.

Frau Ida Magyar, ganz im Schwarz, stieg aus dem kleinen Lokalzug an der Haltestelle von Topla. Der Fels, oben mit dem Palast, war jetzt mit einem kurzen Tunnel durchbohrt. Man hat sie dort schon erwartet: Die Haushälterin half ihr über die steile Treppen hinauf und führte sie in den Hof hinein, wo Frau Olga Komnenović mit ausgebreiteten Armen zu ihr eilte. Der Wortwechsel dauerte nur kurz - Frau Olga wollte wissen, wie es Ida geht nach dem schrecklichen Ableben ihres Gatten - und schon kam auch Herr Mirko Komnenović aus dem Haus. Ein stattlicher, kaum vierzigjähriger Mann mit deutlichem Schnurrbart im ausdrucksvollen Gesicht. Er besuchte Ida schon sofort nach dem Trauerfall und bot ihr jede mögliche Hilfe an. Auf seinen Einfluss konnte man allerdings bauen: Er war in Triest und Slowenien als Volkswirt ausgebildet, dazu lernte er auch Französisch in der Schweiz. Er kam etwa gleichzeitig heim, als die Magyars hierher gezogen waren und, während er sich um das wirtschaftliche Fortkommen in der Bucht kümmerte, verfolgte er mit Interesse auch die Schritte der touristischen Gründung in Zelenika. Dieser beispielhafte Erfolg diente ihm dann als Argument für weitere solche Maßnahmen, so auch zur Gründung einer Aktionsgesellschaft für Hotelbau in Castelnuovo. Jetzt wollte er nicht zulassen, dass dieses Vorbild einfach weggespült wird. Nachdem er die Hilfsmaßnahmen ausgetüftelt hatte, rief er nun Frau Ida zu sich.

Frau Olga lud sie zum Garten weiter hinein, zur weißgetünchten Flechtgarnitur im Palmenschatten, wo sie Kaffee und Kuchen auftragen ließ. Herr Komnenović legte seinen Plan dar. Vor allem die Gaststätte in Zelenika sollte reibungslos weiter bestehen, am besten durch sofortige Verpachtung. Ein geeigneter Pächter aus Ragusa ist bereits interessiert. Dort ist auch die Verschuldung bei der Bank von Zara geregelt. Es kostet nur noch eine Reise nach Ragusa, - er wird Frau Ida begleiten, - um alles hieb- und stichfest zu machen. Das Gericht in Castelnuovo wird in

diesen Tagen den Erbschaftsbescheid erlassen, - in gleichen Anteilen für Ida und ihre rechtlich noch nicht volljährigen Kinder, - um die erforderlichen, Verträge autorisiert zustande bringen zu können. Was die Hauptlast betrifft: Beide unwirtschaftliche Schiffe sollen veräußert werden, auch um die akutesten Schulden zu begleichen. Die Hauptschuld ist dann bei besagter Bank aus den Pachtbeträgen abzutilgen.

Ida konnte etwas getröstet nach Zelenika zurückkehren. Dort herrschte allerdings eine leichenfleddernde Habgier. Jovo Vuković, Antals Auserwählter, wurde nach Ragusa geschickt um seine Leiche zu identifizieren - Fischer haben sie gefunden - und kam mit einem ausgeklügeltem Plan zurück: Er riss die eigenen Abrechnungsblätter aus dem Personalbuch heraus und klagte dann für beliebige Lohnrückstände, in gutem Einvernehmen mit Blagoje - die Beiden waren mittlerweile verschwägert. Auch Tante Irma reiste schleunigst heran, - sie ähnelte unheimlich der Mutter Maria, - um ihre Mutter zu umsorgen. Die bisher so energische alte Dame war plötzlich zusammengebrochen und wollte hier nur weg. Irma packte nun alles Wertvolle ein, selbst das riesige „Himmelbett“ wurde zum Bahnhof geschickt. Um die Geldanlage der Mutter auch einzulösen, fuhr Irma zur Bank in Cattaro - fand aber nichts... Ida schaute nur ihre Tochter an: Hat die Raffsüchtige das Geld veruntreut? Adorjan kam erst später nach Zelenika, als die Lage schlecht und recht irgendwie schon im Lot war. Er war aus dem Militärdienst frühzeitig entlassen worden, wegen - Lungentuberkulose! Die Familie - da war auch die geistig behinderte kleine Jolanka, während die treue Ilka entlassen werden musste - zog sich in die bescheidensten Umstände zurück, das heißt in die kleine Villa der nach Nordungarn verreisten Großmutter. Alles andere wurde verpachtet und vermietet. Bei solcher Not war es eine zusätzliche bittere Pille, zuzusehen, wie Jovo und Blagoje einen Prachtbau mitten in Zelenika hochzogen und die Firma „Hotel Boka“ an die Fassade schlugen.

Der Kochscher Bazillus ist ein winziges Stäbchen, das schwerelos durch die Lüfte schwebt und eingeatmet werden kann. In die Lunge geraten, wenn die Abwehrkräfte nicht wirksam genug sind, wie bei unverhältnismäßigen Dauerbelastungen des Körpers, - zum Beispiel vom Militärdress, - kann er die Lungengewebe angreifen und sich darin vermehren. Die erste solche knotige Kolonie streut sich aus, neue Knoten können beide Lungenflügel vielfach befallen, sich miteinander verschmelzen, immer breitere und tiefere Kavernen bildend. Das zersetzte Lungengewebe wird ausgehustet, ausgespuckt, manchmal durch Blutstürze entfernt. Der Lungenraum ist gemindert, der Kranke

atmet immer schwerer, verliert auch seinen Appetit, er ermattet und magert ab - die Schwindsucht überwältigt ihn, und die Abwehrkräfte schwinden weiter mit. Der Kranke wird von irgendeinem gemeinen Leiden hinweggerafft, oder er geht einfach ein. Die Ärzte konnten dieser Plage nichts entgegensetzen. Sie empfahlen nur gute Luft, gute Ernährung und sonst eine ausgewogene Lebensweise, um die Abwehrkräfte zu stärken, weil, doch eine Hoffnung zur Unterbrechung des Schwindvorgangs existierte: Die Knoten konnten vernarben, die Kavernen verkalken. Allerdings Millionen dort verschlossener Keime warten dann nur auf die nächste Gelegenheit. In Zelenika, am Strande, in den umgebenden Wäldern und auf den nahen Bergen gab es gute Luft genug. Eine wechselhafte Ernährung bot der Mediterran ohnehin mehr, als sonstwo denkbar wäre, und Adorjans Lebensweise stand dort unten keinem Zwang. Er durfte den ganzen Tag hindurch auf der Wiese am Waldrand ruhen und lesen, herumspazieren und die Landschaft malen, oder wieder viel zu segeln. Und er bildete sich noch ein, dass ihm die immerwährend strahlende Sonne besonders gut tut. Eines Tages teilte ihm der Familienarzt mit, dass er keine hohlen Laute beim Abklopfen seiner Brust höre, und auch keine schlürfenden Geräusche durch das Stethoskop mehr kommen. Die athletische Konstitution Adorjans, meinte Doktor Korleit, ließ für eine tuberkulöse Veranlagung ohnehin keinen Raum zu, schonen sollte sich aber Adorjan weitgehend trotzdem noch.

Diese Jahre der Genesung und der Gesundheitsschonung sind vielleicht die schönsten im noch langen Leben Adorjans geworden. Erst einmal konnte er sich seiner künstlerischen begabung voll widmen. Allmählich ließ er von seinen jugendstilartig wirkenden Landschaftsbildern ab und, in seinen Zeichnungen und Aquarellen, wandte sich er zunehmend einem statischen Dekorativismus zu: Grundlegend war dabei die ungarische Volkskunst. Er entwickelte einen differenzierten Stil: Man kann - leuchtete ihm ein - die primitiven Menschendarstellungen der transdanubischen Hirten anatomisch korrekt ausbilden, sie in ethnographisch erlesene Trachten kleiden und mit den eindrucksvollen, stilisierten Pflanzenornamenten aus der Tiefebene umgeben. Und daraus szenische Kompositionen bilden, wie die elegische Szene „Beim Brunnen“ - oder patriotisch: „Lajos Kossuth ruft zur Waffe“. Diese Bilder ließ Adorjan als Postkarten vervielfältigen und in dem verpachteten, jetzt „Hotel-Pension Zelenika“ genannten, Hause den immer anwesenden ungarischen Gästen anbieten, und auch nach Budapest paketweise verfrachten, wo sich Tante Babiska gern um die Vertreibung kümmerte. Außerdem modellierte er in Ton, wo das Ausbrennen in der nicht weit entfernten Ziegelei vonstatten gehen konnte. Eine erste Probe machte er

mit einem einfachen Widder-Totenkopf, dann modellierte er zwei sonderbare Trinkgefäße, deren Vorbild ein archäologischer Fund, genannt „Attilas Goldschatz“, war. Noch gewagter ist dann ein größerer, sitzender Wolf geworden und, als Höhepunkt, die stattliche „Kumanerstatur“. Beide Skulpturen wären Modellteile eines Tumulusgrabes, wie sie auf vorderasiatischen Steppen etwa nachgewiesen sind.

Elek Fáy schickte nun auch sein Buch, genannt „Urheimat der Magyaren“, an Adorjan als Geschenk zu. Das Buch veranlasste ihn, alle seine Grübeleien einmal zu ordnen, die er vorerst schon durch jenes Modellieren des Tons zum Ausdruck bringen suchte. Fáy legte dar, dass in Vorderasien schon eine hohe Kultur existierte, bevor sie durch die indogermanische Invasion zersetzt wurde. Er bewegte sich aber vorwiegend auf linguistischer Ebene, wo er Konsequenzen aus der nachweislichen Urtümlichkeit der ungarischen Sprache zog. Dazu - Adorjan kannte das aber aus seinen ethnographischen Studien - existierten doch sonstige Zusammenhänge auch, bis hin zur Mythologie. So dämmerte Adorjan allmählich: All diese Elemente sollten in der Lebensweise von einzelnen Volksstämmen einen Zusammenhang haben, verständlich ist das aber nur noch durch die ungarische Sprache. Etwa: Ein Kuschitenvolk, das in biblischen Zeiten vom Euphrat nach Äthiopien und Sudan zog, ist mit dem ungarischen „kos“ = Widder linguistisch identisch. Kein Zufall, - meinte Adorjan, - dass eine Art Widder, mit deutlichen Spiralhörnern in Kirgisien „Katschgar“ heißt, wo auch ein Fluss und die Stadt Kuschgar vorhanden sind; „kacsARINGÓ“ heißt aber die Spirale auf ungarisch (!), und dabei ist das häufigste kirgisische Ornament die Spirale! Gewisse altertümliche Goldgefäße, die in Ungarn vorgefunden wurden, zeigen auch eine Spiralförmigkeit, deren Epizentrum zwar als Stierkopf ausgebildet ist. Das muss aber - korrigierte Adorjan - irgendeine Umdeutung sein, weil dort eigentlich ein Widderkopf hingehört. Und weil das eine noch viel tiefere Bedeutung habe. Nämlich: Das griechische Wort „chaos“ steht ja alleinbedeutend für sich da; jedoch das ungarische „kusza“ = wirr, und das chinesische Chaos-Symbol - Ying-Yang - deuten gleichfalls auf die Weltentstehung hin, nämlich zu den Spiralnebeln im Weltall! Da sind dann auch die Kumanen, ein Steppenvolk das erst im Mittelalter in Ungarn siedelte und hier einfach „kún“ heißt - kurz und scharf! So wie auch „ék“ = Keil, ein deutliches Symbol der eindringenden Männlichkeit. Merke dazu: ein männliches Tier heißt ungarisch - „kan“! Woher dann im Latein „conus“ und „cuneus“?! Die alten Tumulusstatuen in Russland tragen keilförmige Hüte, und auf mittelalterlichen Darstellungen der Ungarnkumanen sind diese Hüte sogar sehr hoch, spitz und rot - wie das Geschlechtsteil des

Hundes. Hund heißt ungarisch übrigens „kutya“! Und die Schäferhunde, oder die identisch aussehenden Wölfe, sind durchwegs mit spitzen und zackigen (keilförmigen!) Linien naturgegeben gezeichnet: von der Bezahnung und Schnauze über Ohren und Mähne bis zum Schwanz hin. So ordnete Adorjan, sprachlich und formharmonisch, noch manche Volksstämme ein - die Magyaren nicht zu vergessen: „Mag“ = Same - sagt ja von sich aus, woher jene überreiche pflanzliche Ornamentik beim ungarischen Volke kommt. Darüber hinaus aber ist Pflanze ja das Leben schlechthin, während „mogyoró“ = Haselnuss, eine Wortkombination von „mag“ und „erő“ = Kraft ist. Das deutet schon auf eine Glaubensart hin, zu einer Religion der Lebenskraft. Diese ist mit der assyrischen Lebensbaum-Deutung vergleichbar, einer fruchttreibenden Pflanze, die von der kraftspendenden Sonne überstrahlt ist. Die Darstellung kommt auch in Indien vor und - in ungarischen Volksmärchen auch! Wenn dann schon eine Religionsspur so zu erahnen sei, sollte der griechische „Magos“ nicht vergessen werden - der Mag-ier! - eine übernatürliche Fähigkeiten besitzende Person... Mit solchen Assoziationen füllte Adorjan, handschriftlich, einen dicken Wälzer, - den er mit „Urreligion“ betitelte, - als Essenz seiner bereits archivisch angesammelten Notizen, und Niederschriften. Ab und zu wechselte er Briefe mit Tante Babiska und bezog regelmäßig noch die Zeitschrift „Teozófia“ aus Budapest, wo gelegentlich Babiskas geistsprühende Beiträge auch zu lesen waren. Da die Theosophen nach den Ursprüngen des Glaubenswesens forschten, meinte Adorjan, dass diese Lektüre ihn inspirieren könnte, schlüssige Konsequenzen zu eigenen Überlegungen ziehen zu können. Seine Gedankengänge haben diese Spur auch mit Anlehnung an die "verwandte" japanische Kultur verfolgt, wo der Shinto eine Naturreligion mit Sonnengottheit - Urvater des Tenno ist. Die Vergötterung der lebenden Sonne ist aber seit Urzeiten schon vielfach nachweisbar - nebst Lob an die lebensempfangende Erde. Menschenkinder haben schon immer Vater und Mutter verehrt! Hier muss man ansetzen! - leuchtete Adorjan endlich ein.

Frau Ida erhielt eines Tages eine dringende Einladung in das Hotelrestaurant. Ferdinand, Kaiser von Bulgarien, wolle sie kennen lernen! Ein Spross des ungarischen Zweigs der Koburger, dazu ein Enkel des Französischen Königs Louis Philippe. Wie denn es sein sollte: Er war mit einem Motorboot an den Hotelstrand gekommen, badete dort und ging auch zum Restaurant hinauf. Der verdutzten Ida plauderte er aus, dass er, wie Idas seliger Mann, seine Militärkarriere bei den ungarischen Honvéd-Husaren begonnen habe. Nun wollte er die Gelegenheit hier auch mal nutzen, mit einer solchen Witwe doch einige ungarische Sätze zu wechseln. Was sollte aber diese Auszeichnung?

Mehr verriet er nicht. Allenfalls sprach sich die Gegebenheit herum und trug zur Besserung des Ansehens der Familie doch bei; Zudem waren deren vormals krisenhaften Zustände ohnehin schon leidlich stabilisiert.

Allerdings, neue Bredouille braute sich um die ausgewachsene und hübsch gewordene junge Ida zusammen. Offiziere der Garnison erblickten in ihr eine begehrte Heiratspartie. Die da aber herumzuschwärmen begannen, waren doch alle von niedrigen Rängen - also keine adäquate Gegenpartien. Doch Ida verliebte sich in einen Leutnant. Zudem, der war ein Österreicher, der kein Wort ungarisch sprach. Noch schlimmer aber; er verriet sich gerade als Mitgiftjäger, als er anderwärts witzelte, dass er, im Besitz des Vermögens, dem Bruder seiner Braut - jenem asiatischen Künstler - gelegentlich noch welche Farbentuben kaufen werde. Das hat man dann Adorjan zugeflüstert, worauf die Mutter dem Offizierchen Hausverbot erteilte. Der ließ aber nicht locker: Er begann eine Zettelkorrespondenz mit Ida, durch das Dienstmädchen als Postträgerin. Als die Korrespondenz doch aufflog, wurde dem Mädchen angeordnet, künftig sowas der Ida nicht mehr auszuhändigen. Und den nächsten Zettel übergab sie tatsächlich dem Adorjan. Darin stand sehnsüchtig umschweifend: Er erwarte Ida oben im Walde; und wenn sie miteinander ein Kind zeugen würden, könne niemand mehr ihre glückliche Vermählung verhindern. Adorjan griff zu seiner Hundepeitsche und rannte in den Wald, zur bestimmten Stelle. Als der Offizier ihn so aufgebracht sah, lief er weg, stolperte aber in den Säbel, landete auf dem Bauch und, ohne noch aufgestanden zu sein, bekam er drei Peitschenhiebe ins Gesicht. Adorjan trat dann einige Schritte zurück, in Erwartung der Reaktion. Der Elende raffte sich auf, klopfte sich ab und ging wortlos fort, mit eingebeultem Tschako auf dem Kopf. Die Affäre war damit eigentlich erledigt, trotzdem wurde Ida geradeaus nach Budapest geschickt, in die Obhut der findigen Tante Etelka und in der Hoffnung, vielleicht gelingt es dort, eine ordentliche Partie zustande zu bringen. Diese Hoffnung war sogar sehr hoch gesteckt: Etelka trennte sich mittlerweile aus ihrer unseligen Ehe mit Ferdinándy, weil sie Trost beim Baron Tiborc von Máriássy fand. Mann und Buhler rechneten miteinander in einem blutigen Säbelduell ab, nach allen Regeln der Ehre, - und Etelka stieg als Baronesse in den Stammbaum einer der ältesten Adelsgeschlechter ein.

Ida ließ ihre Freundin, die Tochter des Postmeisters von Castelnuovo, zurück. Wie gehabt, die Beamtenfamilie war italienisch, - und man unterhielt sich auch so. Natalia war eine betörende mediterrane Schönheit. Ihre pechschwarzen glatten Haare schimmerten schon ins Blaue, das runde Gesicht mit fein geformtem Kinn war olivbraun, die

roten Lippen sinnlich gewunden, und die abgrundschwarzen Augen funkelten, - als sie Adorjan anschaute! Adorjan, manchmal auch von verheirateten Frauen begehrt, oder mit Flittchen sonst beschäftigt, kannte das Mädchen bereits längst, aber seit sie öfters bei Ida zu Besuch erschien, - das war noch vor jener Affäre, - wurde er allmählich von ganz anderen Gefühlen überwältigt: Adorjan verliebte sich von ganzem Herzen. Als Natalia einmal länger da blieb, - auf dem dunkelblau werdenden Himmel zeigten sich schon die ersten Sterne, - bot sich Adorjan an, sie nach Hause zu begleiten. Man verkehrte mit Fahrrädern bis zur vier Kilometer entfernten Stadt, manche Straßenabschnitte sind dort unbewohnt und zu dieser Zeit auch schon vereinsamt. Und mancherorts muss man das Fahrrad bergauf schieben. An einer solchen Stelle schmiss Adorjan sein Fahrrad polternd beiseite und fasste Natalia an beiden Schultern: „Ti voglio tanto bene!“. Sie ließ das Fahrrad auch fallen, schmiegte sich zwanglos an seine Brust und bot jene Lippen zum Kuss an... Es war eine Liebe wie Feuer und Flamme. Allerdings, als Ida weg war, hatte Natalia keinen Vorwand mehr, nach Zelenika zu kommen und Adorjan ohne Mutter auch keinen Zutritt in die biedere Beamtenfamilie. Die seltenen Zusammenkünfte waren daher umso leidenschaftlicher und die Sehnsucht manchmal schon quälend. Adorjan porträtierte sie mehrmals und gab ihr auch das eigene Selbstporträt. Einmal gelang es ihm, Natalia für einen Tag in das Segelboot zu bekommen, - hinaus zu den Blauen Grotten und zum abgelegenen Strand unter den Olivenbäumen, - den ganzen lieben Tag splitterackt beisammen. Diesen Tag verewigte Adorjan in einem fein gezeichneten und aquarellierten Bilde: Das ornamentenverzierte und „Traum“ genannte Segelboot in voller Fahrt - und doch statisch dekorativ - mit gewundenem Bug wie die Donauschlepper, aber mit Lateinsegel. Dieses ist gelb-rot verziert nach „ciosoti“-art, wie die berühmten Fischersegel aus Chioggia. Adorjan hält die lange Ruderpinne und umarmt die vertraulich angeschmiegte Natalia - beide in Szeklertracht. Das rot-gelb-schwarz dominierende Fahrzeug erhebt sich vor dem blau-weißen Grund des Wassers und Wolkenhimmels. Das bunte Bild ist fest braun-ocker umrahmt, mit stark stilisierten Blumenzierden in den Ecken, beidseitig mit folkloristischen Pflanzenmotiven, unten mit schwimmenden Fischen und oben mit fliegenden Zugvögeln. Ein Traumbild, - durch und durch von den Sehnsüchten eines Volksliedes inspiriert: Meine liebste Taube, ich träumte, mit Dir im bunten Boot über das Meer des Lebens zu fahren...

Dann rief man Adorjan wieder zum Militär ein. Die Balkankriege brachen aus. Natalia fand einen anderen Verehrer. Es folgte dann auch der erste

Weltkrieg. Bombardierungen. Ihre Eltern wollten weg. Und fanden alle den Tod durch einen - italienischen Torpedo.

Der italienische Kolonialkrieg in Libyen gegen die Türkei veranlasste Montenegro, Serbien, Bulgarien und Griechenland, dem kranken Mann am Bosphorus in den Rücken zu fallen. Um dann, über die Beute, noch einen Krieg gegen Bulgarien auszutragen. Aus den Verwirrungen entstand der neue Staat, Albanien, während Montenegro seine Grenze nach Norden ausdehnte und Fürst Nikola sich zum König ernennen ließ, - all das in der Nachbarschaft der österreichischen Militärbasis in der Bucht von Cattaro. Adorjan war in die Festungszitadelle oberhalb von Castelnuovo eingeteilt, wo er, als Reservist, mit dem Dienst bei den Artilleriepfunden voll ausgelastet war. Seine Schwester war mittlerweile zurückgekehrt. Als Erbe eines solch' abgelegenen Vermögens, weit im finsternen Balkan, war sie in Budapest keine Partie. Allerdings, Ida wurde hier sofort wieder begehrt. Jetzt von einem Artillerieoberleutnant namens Károly Baumann. Der Name stammte aus Bayern, sein Großvater geriet als Schiffsmaschinist über die Donau irgendwann nach Ungarn, und der Enkel schaffte es, in „Kaisers Rock“ eine bürgerlich akzeptable Ebene zu erreichen. Nichts mehr: Die übliche, offiziersstandsgemäße Vermögenskaution für die Heiratsgenehmigung hatte die Brautfamilie vorzuweisen.

Sodann knallten die Schüsse in Sarajevo. Adorjan musste wieder die Uniform anziehen. Diesmal aber - dank der Vielsprachigkeit - als Telefonist in der eigenen, vom Militär beschlagnahmten Familienvilla. Baumann wurde auf eine Festung geschickt, an die Montenegrinische Grenze. Die übrige Familie, nun auch mit dem neugeborenen Sohn von Baumanns, flüchtete nach Budapest. Die Montenegriner hatten, hoch auf den Kämmen über Cattaro, Kanonen aufgestellt, - wo sie die ganze Bucht wie auf dem Präsentierteller hatten, - und sie amüsierten sich gelegentlich mit der Beschießung des Kaiserreichs. Die kleinen Feldkanonen richteten zwar kaum Schaden an, zeigten aber, welche Gefahren hier lauerten. Die waffenstarrende Basis in der Bucht war allerdings von See blockiert: durch die Übermacht der alliierten Flotte. Die österreichische Flottille hier, die eigentlich den Kanal von Otranto zu kontrollieren hätte, dümpelte daher meist in der Bucht herum, geschützt von Minenfeldern und Küstenartillerie. Ein Durchbruchversuch rief die einzige Seeschlacht hervor, zwar mit unentschiedenem Ergebnis, zeigte aber die Vergeblichkeit solcher Versuche. Der anführende österreichische Kreuzer blieb so beschädigt, dass er heimgeschleppt werden musste. Adorjan sah die Ankunft der Novara: allseits hingen die Eisen von ihr herab. Der Kommandant dieser Aktion, Linienschiffskapitän

Miklós Horthy, wurde selbst schwer verletzt. Auch die Küstenoffensive, zur griechischen Grenze hin, kam nicht weiter von Durazzo. Montenegro wurde allerdings völlig überrannt, und König Nikola flüchtete nach Italien. Es kehrte dann doch Ruhe in die Bucht ein, und so kamen die Frauen mit den kleinen Kindern aus Budapest wieder heim.

Die vorher noch bevorstehende Offensive erlebte Adorjan wortwörtlich zu Hause. Die Pension war für den Generalstab des Angriffs auf Montenegro beschlagnahmt, mit dem Nebengebäude, der großen Familienvilla. Ganz Zelenika war von dem Militär überflutet, die Soldaten waren in den mit Eile gezimmerten Baracken untergebracht. Und - nie gehört! - überall sprach man plötzlich ungarisch: Regimenter von Soldaten aus der ungarischen Tiefebene, von der Isonzo-Front hierher kommandiert! Selbst das 8. Bosnische Regiment, uniformiert mit dem roten Fes - rein ungarisch!? Adorjan fragte nach: Die ursprüngliche Mannschaft des Eliteregiments war im Kriege schon längst ausgerottet oder desertiert, aus Bosnien aber nicht mehr auffüllbar, weil die muslimischen Burschen dort alle in die Wälder flüchteten. Auch in der großen Villa war es eng geworden: Adorjan musste seine Telefonzentrale mit der Befehlsstelle für zwei 42-Kaliber-Mörser teilen; die nannte man „Dicke Berta“, weil ihr Feuer unmittelbar vom Generalstab gelenkt werden sollte. Zu Neujahr 1916 leerte sich aber Zelenika unvermittelt. Es begann ein Trommelfeuer aus allen Rohren. Um dies auch den Schlachtschiffen zu ermöglichen, wurden sie seitlich gekippt, während die Kreuzer von der offenen See auf Lovćen hinauffeuerten. Erst nach fast zweitägigem Kanonendonner kraxelte die Infanterie gegen die Steilwand; ihre Lagerfeuer machten dann den verschneiten, spitzen Berg einem Weihnachtsbaum ähnlich.

Adorjan begeisterte sich an dem Sieg nicht: Was haben denn all die ungarischen Burschen hier verloren? Wieso wurden keine österreichische Gebirgssoldaten auf diesen gefährlichen Weg geschickt, - sondern Menschen aus der flachen Tiefebene? Und die Zeitungsnachrichten über hervorragende Taten des 8. Bosnischen Regiments: kein Wort darüber, dass es nur noch nominell bosnisch war. Adorjan konnte auch die Listen von Gefallenen und Verwundeten einsehen, und auch von denjenigen, die für Auszeichnungen vorgeschlagen waren. In den ersten Listen meist ungarische Namen, in den zweiten - deutsche! Was soll denn ein Sieg in diesem Kriege? Ungarn bliebe doch unterdrückt. Und bei einer Niederlage käme ja die Unterdrückung nur von den anderen Siegern. Ist alles doch egal... Und, für Österreich ging es allmählich eben schlecht. Die Montenegriner hatten die Rückzugsflanke der Serben so verteidigt, dass sie über

Albanien nach Griechenland gelangten, und jetzt bedrohten sie, - im Verband mit den Alliierten, - die bulgarisch-österreichische Front in Makedonien. Hierzulande begann man, alle überflüssigen Wehrpflichtigen aufzusammeln und schickte sie an die Front. Adorjan hatte aber Glück: Seine vierfachen Sprachkenntnisse konnten drei andere Dolmetscher ablösen; nun wurde er dem Militärgericht in Cattaro zugeteilt. Und, zu tun gab es dort reichlich.

Im breiten Becken von Teodo dümpelten ewig die grauen Kriegsschiffe. Darunter, admiralbeflaggt der Panzerkreuzer Sankt Georg. Plötzlich knallten Gewehrschüsse und Hurra-Rufe vom Deck, die sich auf dem daneben ankernden Versorgungsschiff Gäa wiederholten, worauf auch auf manchen anderen Schiffen rote Fahnen hochschnellten. Sankt Georg funkte: „Für den unverzüglichen Friedensabschluss ist in der Bocche die Revolution ausgebrochen!“. Die Matrosen überrumpelten die Offiziere beim Mittagmahl und nahmen sie, mit den Gewehren im Anschlag, fest. Doch nicht überall. Der Zerstörer Csepel lichtete den Anker und fuhr mit Kanonenrohren drohend los, stoppte aber vor dem Bugschuss von Sankt Georg. Die rotbeflaggten Schiffe mussten aber auch unbeweglich bleiben wegen der Drohung der Küstenartillerie am Buchteingang. Deswegen hatte sich am nächsten Tag das dort ankernde alte Schlachtschiff Kronprinz Erzherzog Rudolph, - obwohl er die Bahnstation von Zelenika in Schach halten sollte, - in Bewegung gesetzt. Prompt wurde er unbarmherzig aus der Festung von Castelnovo beschossen; zwei Matrosen starben, - die Rebellen feuerten aber nicht zurück. Ruhmlos näherten sie sich so der Flotte vor Teodo. Der Aufstand ging damit schon zur Neige: Kaum war der zerrupfte „Rudolph“ da, lichteten die loyalen Schiffe ihre Anker und zogen sich in das Innere der gewundenen Bucht zurück. Die Rebellen schauten untätig zu. Sie hofften noch auf die Ankunft der Einheiten aus Pola, die auch Rebellion meldeten. Das war aber eine Finte. Die Schlachtschiffe aus Pola, die am dritten Morgen mit Volldampf ankamen, sperrten den Buchteingang endgültig ab. Die Rebellen wurden so zwischen neuen Kriegsschiffen im vorderen Buchtbecken und jenen Loyalen im Hinterbecken übermächtig eingezwängt. Es blieb nichts anderes übrig, als sich zu ergeben.

Mehrere Hundert Matrosen kamen vor das Kriegsgericht in Cattaro, - manche Untersuchung dolmetschte Adorjan. Alle suchten sich so zu rechtfertigen, dass sie sich auf die tatsächlich schlechten Zustände auf den Schiffen beriefen: Jahrelang waren sie von ihren notleidenden Familien getrennt gewesen, sie selbst hungerten ja auch; während die Offiziere ihre Tanzbälle auf den Schiffen veranstalteten und, mit Kriegsgehältern gemästet, ihre Sektgläser zum Toast „Hundert Jahre

lebe der Krieg!" hoben. Matrosen des Schlachtschiffs Monarch erzählten: der Hund des Kommandanten war gewöhnt, seine Notdurft nur an Lande zu erledigen. Wenn er zu jaulen begann, musste ein Boot heruntergelassen werden, der Köter mit Motor oder Ruder zum Ufer und wieder zurück zum Schiff gefahren werden. Die Verurteilungen fielen verhältnismäßig rar und mild aus. Allerdings die Anführer wurden hingerichtet: ein Tscheche und drei Kroaten. Adorjan musste bei diesen Verhandlungen nicht mehr mitmachen, weil die Richterschaft kroatisch und tschechisch zusammengesetzt war. Danach siechte aber die Österreichische Marine dahin, - als nachgewiesenermaßen unzuverlässigste Armee-Einheit. Der Matrosenaufstand zu Cattaro, im Februar 1918 - erinnerte sich Adorjan - war der Auftakt zum endgültigen Zerfall des Jahrhunderte alten Kaiserreichs.

Was ihm auch gar nicht leid tat. Obwohl er zu dieser Zeit mit einer drallen Wienerin beschäftigt war, einer Rotkreuzschwester. Sie führte Adorjan einmal, während demselben Winter, hinter das Spital von Cattaro. Dort öffnete sie ein abgesondertes Hoftor und zeigte ihm Hunderte von Soldaten, die dort aneinandergereiht lagen - alle tot. Meist noch in Uniform. Die Totengräber kamen kaum mehr mit Beerdigungen nach, nicht einmal mit Massengräbern. Typhus, Ruhr, später auch die verwünschte Spanische Grippe, grassierten nicht nur unter den Soldaten, sondern allmählich auch unter der Zivilbevölkerung. Es kam der Hungertod auch schon vor. Und Adorjan sinnierte wieder: Nochmals hatte er ein wunderbares Glück. Konnte ihm nicht einmal eine Weltkatastrophe etwas anhaben?



Am 1. Oktober 1918 wurde in Zagreb ein „Südslawischer Nationalrat“, für dieses Territorium des Kaiserreichs ausgerufen. Miklós Horthy, – mittlerweile Oberkommandant der Kriegsflotte, - übergab die gesamte Österreichisch-Ungarische Flotte gegen Ende des Monats einer Südslawischen Kommission; und am 3. November unterschrieb die Monarchie in Padova den Waffenstillstand. Die Serbische Armee war schon unterwegs in Montenegro, während sich die kaiserlichen Soldaten in langen Kolonnen über die Serpentinstraße von Lovćen nach Cattaro herab bewegten. Übrigens: Es gehörte sich nicht mehr, diese Stadt italienisch zu nennen. Kotor - hieß sie ab sofort. Auch Castelnuovo schrieb sich von nun an als Ercegnovi, und später Herceg-Novi; Teodo wurde Tivat, während Ragusa als Dubrovnik für eine neue Bekanntheit werben musste. Vor dem Anrücken der Serbier übernahm die Macht eine örtliche Serbische Garde. Sie entwaffnete in Würde die an sich -

noch eigenen Soldaten. Adorjan war dabei: Er stand, Gewehr bei Fuß im Glied mit der ganzen Garnison, auf der langen Riva vor den Stadtmauern. Gegenüber standen die Gardisten. Auf Kommando rückten die Soldaten vorwärts und stellten die Waffen in Pyramiden zusammen. Die Gardisten übernahmen sie, während die rot-weiß-rote Flagge über dem Stadttor eingeholt wurde und, ordentlich zusammengelegt, übergab man sie den Garnisonskommandanten. Die Offiziere durften ihre Waffen behalten.

Adorjan war schon eine Weile mit der Betreuung der Offiziersbibliothek beauftragt und vertiefte sich auch selbst in die Lektüre. Unter anderem weckte seine Aufmerksamkeit die Zeitschrift „Ostara“, weil diese oft von jüngeren Offizieren verlangt wurde. Die Zeitschrift erschien unregelmäßig, ohne besondere graphische Aufmachung, und bezeichnete sich als „die einzige und erste rassenwirtschaftliche Zeitschrift“, in wissenschaftlicher aber in gemeinverständlicher Form „jedem ehrlich gesinnten deutschen Manne“ gewidmet. Nichts für Weiber: Sie seien ja physiologisch minderwertiger als Männer, durch sie kam auch die Sünde auf die Welt und, besonders, die verhängnisvolle Rassenmischung. Wenn nämlich eine Frau untreu wird, tut sie das mit rassisch niedrigeren als ihr Mann. Ein Beispiel ist die „Veräffung“ der Aristokratie. Dagegen: Bei den Germanen habe der hochrassige und edelbürtige Mann Recht auf mehrere Frauen gehabt. Das hatte einen rassenwirtschaftlichen Sinn: Durch solche Reinzucht vermehrten sich die Arier, umgekehrt aber, jede Mannesschwäche bedeute nur die Schwächung des Arierstammes. Der Ursprung allen Rechts ist die Rasse, - und zwar der blonden höheren Rasse, - deren Zugehörigen auch beim Zuschuldekommen mildere Strafe zuteil werden sollte als einem Minderrassigen, dem kaum Rechte gehören. Ihm stehen nur die Versklavung und auch die Entmannung zu. Die Bestimmung der niederen Rasse ist es, den Arierheroen zu dienen. Mit solchem Rassenrecht lösen sich alle anderen Fragen von selbst. Die Zeitschrift vertiefte noch den Begriff der Rasse: Diese sei ein Komplex geistig und körperlich vererbbarer Merkmale, also geht es nicht ausschließlich um die Blondheit, aber doch weitgehend um Körpermerkmale - blaue Augen, rosiges Antlitz, länglicher Schädel und längliches Gesicht, anliegende Ohren, hochgesattelte und schmale Nase, proportionierter Mund, gesunde Zähne, volles Kinn - die allesamt in Wertigkeitsindexe gefasst werden können. Die niedrigste, affenähnlichste ist demnach die schwarze Rasse; die höchste natürlich dann die edle nordeuropäische. Dabei, der Adel besteht nicht in Namen und Wappen, sondern er ist, den nordischen Sagen nach, durch geistige Rassenmerkmale ausgeprägt. Es war auch zu lesen: Gleichgesinnte haben sich in einen Orden von

„Neutemplern“ zusammengefunden, bei der Verpflichtung, Kinder nur mit Gleichrassigen zu zeugen. Sie stellen sich einer planmäßig ariosophischen Charakterbildung durch Kunst, Wissenschaft und rassenhygienischer Körperveredelung. Weißgekleidet nehmen sie an einem privaten Kult symbolischer Liturgie teil, mit arisch-mystischen Lesungen und Gebetsriten... In der Bibliothek diskutierten so die Leser, manchmal leise, und Adorjan hörte zu: Nicht die Schwarzen seien diejenige, welche die Rassereinheit akut gefährden, sondern die Juden. Sie sind der Rassenabschaum. Und begierig sind sie auf blonde Frauen - wie auf alles sonst. Wien ist ohnehin schon ein Rassenmorast, auch durch den Zuzug von Tschuschen, mit all ihren Minderwertigkeiten, vom Balkan und sonstwo aus dem Osten. Der alte Kaiser war ein Trottel angesichts des barschen deutschen Kaisers - alldeutsch muss man sein! Besonders jetzt, wo durch den jetzigen Verfall die Ostgebiete der Monarchie ohnehin dahin sind.

Adorjan überlegte sich auch: Nichts gegen die Herabschätzung der Weiber, sie sind ja unzuverlässig und immer eine leichte Beute - Natalia blieb nie vergessen. Das hochgesteckte Elitedenken in „Ostara“ war irgendwie auch gefällig. Allerdings allzu deutsch! Das konnte so doch nicht stimmen. Der unlängst verstorbene Franz Joseph war in der Tat ein Trottel, aber der windbeutel'sche Wilhelm in Berlin war schon an sich ein Bild des hässlichen Deutschen. Den Begriff „Arier“ schlug Adorjan nochmals im Lexikon nach: irgendeine Volksgruppe, vor vielen Jahrtausenden in Vorderasien und Indien, die durch dunkle Eroberungszüge auch nach Europa gelangte und unterwegs alte Kulturen vernichtete. Nicht gerade erbaulich! Die Juden waren für ihn schon von sich aus befremdlich. Seine Großmutter sprach über diese Menschen immer mit leidenschaftlicher Aversion, Adorjan selbst hatte aber nur unscharfe Erinnerungen aus der frühen Kindheit: unheimliche schwarze Gestalten, bärtig und mit hängenden Haaren, oft mit dickem Bündel über den Schultern, riefen sie mit fremdem Tonfall nach alten Lumpen; und Ilka schreckte ihn, wenn er allzu unbändig war, dass der Jude auch ihn in das Bündel einpacken wird. Was die Tschuschen betrifft, wusste Adorjan ja, dass diese Verballhornung von öfteren slawischen Zurufen „čujes“ - hör' mal! stammte, verübelte aber die Verallgemeinerung zwischen einem Bundschuh-Slawen und einem boccheser Schiffskapitän.

Die serbischen Soldaten waren französisch uniformiert, jedoch mit ihrer Trachtmütze darauf. Es war allmählich kalt geworden, die Serben froren, und sie brauchten Brennstoff. Also holten sie sich die Bücher aus Adorjans Bibliothek. Er sah nun ein, dass hier nichts mehr zu tun war,

lud die Buchreihe von Meyers Konversationslexikon und eine ethnologische Reihe in sein Boot, und segelte heim nach Zelenika. Die Pension war dort selbstverständlich auch vom serbischen Militär belegt. Der junge Königsregent Alexander hatte bereits in Belgrad einen neuen Staat der Serben-Kroaten-Slowenen ausgerufen. Die Montenegriner waren nicht erwähnenswert; sie gingen im Serbentum einfach auf, indem sie selbst in einer eiligen Delegiertenversammlung gegen die eigene Nation und Staatlichkeit stimmten. König Nikola, der Großvater Alexanders, wurde für immer verbannt.

Wenn sich Schiffe dem Buchteingang näherten, kündigte eine Rauchsäule, über die den Horizont absperrende Landzunge Prevlaka, ihr Kommen schon an. Am nächsten Tage, nach Adorjans Heimkehr, bildete sich ein ganzer Rauchvorhang über die niedrige Halbinsel. Nach und nach schoben sich die grauen Körper der Kriegsschiffe, langsam tastend, herein; alle von unbekannter Gestalt. Die Menschen sammelten sich an der Bahnhofsküste und auf der Mole, um diesen merkwürdigen Einzug zu betrachten. Der Hafenkapitän von Zelenika holte sein Fernglas und schaute verwirrt, vom Balkon der Amtsstube aus, die Flaggen an: Amerika, England, Frankreich, Italien - alle Alliierten waren da! Die Schiffe fuhren nicht weiter in die Bucht hinein, sie warfen ihre Anker vor Zelenika aus und füllten das Wasserbecken hier sozusagen auf. Mittlerweile, aus der inneren Bucht kommend, legte die ehemals österreichische Admiralsjacht am Moll an. Bald danach schwärmten vier, jeweils eigens beflaggte, Motorboote aus der Flotte heraus. Hohe Offiziere stiegen aus, salutierten mit einem serbischen Offizier vor der Jacht und fuhren zusammen - wohl zum Garnisonskommando in Kotor - fort. Die Leute auf der Mole bestaunten noch die Besatzungen der Motorboote. Mit den Italienern konnte man sich gut unterhalten, mit den Franzosen auch unter Mithilfe von Händen und Füßen; komisch waren die sommersprossigen und rothaarigen Engländer und unheimlich die Amerikaner: manche schwarze Gesichter, unter sonderbaren weißen Mützen.

Diese Matrosen schwärmten später durch die ganze Gegend, nebst Infanteristen, die in die Kasernen Zelenikas einzogen, irgendeine Unterhaltung während der Ausgänge suchend. Die Alliierten schienen sich hier für eine Weile einzurichten. Die Ortskommandanten quartierten sich in die Villen ein. Der Amerikaner war für Zelenika der Oberbefehlshaber, - er wählte selbstverständlich das beste Haus in der Ortschaft heraus, - die große Familienvilla Magyar. Der Engländer und der Franzose besetzten die zweigeschossige Dependence-Villa; der Italiener musste sich mit einer Zimmerkombination in der Pension

begnügen. Allerdings bemühte sich der Amerikaner sehr, korrekt zu sein: Er lud in seine geräumige Behausung alle seine Kollegen - mitsamt des serbischen Ortskommandanten - zur Party ein. Geladen war auch die am meisten beeinträchtigte Nachbarfamilie, Frau Ida mit dem Sohn Adorjan. Nur sie beide waren noch da: Die Baumanns waren nach Südungarn gezogen, die arme Jolanka durch die Spanische Grippe erlöst. Der Amerikaner war allenfalls gut informiert. Er führte Frau Magyar in die Gesellschaft mit dem Hinweis ein, dass sie die Witwe eines ungarischen Husarenrittmeisters ist und zitierte Napoleon: „Mit ungarischer Kavallerie, mit französischer Infanterie und mit der italienischen Artillerie erobere ich die Welt“. Der Engländer wurde nicht erwähnt, und er schoss sofort dazwischen: „Napoleon ist eine Landratte gewesen, so vergaß er die Marine“. Der Italiener lächelte nur, der Serbe versteifte sich aber. Der Franzose sagte auch nichts, musste aber daran denken, dass die französische leichte Kavallerie vor knapp zweihundert Jahren von ungarischen Emigranten aufgestellt wurde, vielmehr, dass die französische Armeeuniformierung vielseitig der Husarentracht nachempfunden ist. Selbst seine Uniformschleifen sind „à la hongroise“.

Die Unterhaltung, angesichts der nicht allseits beherrschten englischen Sprache, verlief meist etwas radebrechend auf Deutsch. Der Serbe - mit freundlicher Miene zu Magyars - konnte sich nachher die Anmerkung nicht verkneifen, dass die Ungarn, als Asiaten, eben dadurch so gut zu Pferde sind. Der Amerikaner verspürte den feindlichen Hinterhalt und konterte: Von seiner auf Cetinje stationierten Einheit höre er, dass die Serben nicht gerade auf eine europäische Art durch die montenegrinischen Dörfer wüten. Der Serbe musste ausweichen, jetzt mit dem Blick auf den Italiener: Der in Italien steckende König Nikola, gedeckt sogar mit seiner Tochter als Königin Italiens, schickt seine montenegrinische Emigranten, um hier Aufstände zu schüren. Wenn das aber möglich ist - konterte der Italiener - war jene vom serbischen Militär abgeschirmte Delegatenentscheidung vielleicht doch nicht ganz im Sinne des montenegrinischen Volkes? In dieser Gesellschaft konnte man allerdings nicht offen sagen, dass Italien sehr wohl an der Selbständigkeit Montenegros interessiert war. Alle wussten das. Deswegen hielt sich der Engländer aus dieser „Kontinentalpolitik“ betont heraus. Er begann laut über den Rebenschnaps aus Montenegro zu schwärmen. Dem Franzosen war die Indolenz des Engländers nur gelegen, weil die sich jetzt öffnende Europapolitik ihm besonders am Herzen lag: Nach der Zerschlagung der österreichischen Monarchie und Demütigung Deutschlands, nebst „splendid isolation“ Englands, war hier nur noch Italien ein maßgebender Konkurrent geblieben. Den galt es zu schwächen, eben durch die Behinderung, dass sich Italien diesseits der

Adria ausbreite. Eilig würfelte man diesen südslawischen Staat deshalb zusammen.

Obwohl die gefährlich werdende Unterhaltung durch den Eingriff des Hausherrn abgelenkt wurde, - er lud seine Gäste zum gedeckten Tisch, - verspürte Adorjan die Spannung unten diesen Verbündeten. Und die verletzende Anmerkung des Serben blieb an ihm auch haften. So fühlte er sich dem Italiener zugezogen, - man konnte sich mit ihm wenigstens fließend unterhalten, - und er lud ihn, mit Einverständnis der Mutter, zu einem Besuch ein. Signor Maggiore Paolini entsprach aber mit einer wesentlichen Verspätung dieser Einladung, wohl wegen den dazwischen geratenen Ereignissen in Fiume. Die alliierte Besatzung dort widersetzte sich nicht dem kroatischen Zugriff auf die bisher zu Ungarn gehörende Hafenstadt. Worauf D' Annunzio, - der bestbekannte und mittlerweile auch kriegerrisch berühmt gewordene Dichter, - riss einfach, mit einer Legion unzufriedener Veteranen, die Stadt zu sich. Dieses sonderbare Ereignis war dann auch der Angelpunkt der Unterhaltung, als Oberst Paolini, mit seiner kurzen Pelerine und unförmigem Offiziers-Tschako, zum Besuch antrat. Adorjan war sehr beeindruckt von der spektakulären Heldentat D' Annunzios und fragte doch naiv, ob sich Italien bei den Friedensverhandlungen für Ungarn einsetzen würde? Bei aller Sympathiebekundung, Paolini verneinte diese Möglichkeit. Erstens, weil sich Italien nicht einmal für die eigene Sache durchsetzen könne. Der unentschlossene Eintritt Italiens in den Krieg wurde damals in London mit dem Versprechen provoziert, dass man die ehemals venezianischen Territorien im Wesentlichen zugeteilt bekommen würde. Dieses Versprechen ist jetzt nur auf Istrien, wenige Inseln und auf die Hauptstadt Dalmatiens, Zara, reduziert worden. Deshalb hat D' Annunzio den „Versehrten Sieg“ ausgerufen und in Fiume interveniert. Zweitens nun, - Paolini wurde da noch ernsthafter - bei allen Erinnerungen an die ungarische Teilnahme in Risorgimento, haben jetzt die Ungarn italienisches Blut auf italienischem Boden vergossen. Übrigens, alles hängt ja von den Franzosen ab; den Engländern ist es völlig egal, was die Franzosen treiben, während die Amerikaner, - die doch die verfahrenere Frontlage auflösten und den Sieg herbeiführten, - schon ihre Hände gehoben haben vor der jetzt betriebenen „vae victis“-Europapolitik. Es geschieht auch hier in der Bucht fast dasselbe. Die österreichische Flotte, den Serben übergeben, wurde doch unter den Alliierten aufgeteilt, wo sich die Franzosen die Rosinen ausspikten. Auch die demontierten Artilleriegeschütze, hier aus den Festungen, luden sie auf den neuen Kreuzer „Kaiser Franz Joseph“ auf, - drüben vor Prevlaka ankernd, - um alles in ihre Heimat zu verfrachten. Paolini stand da unvermittelt auf, um sich zu verabschieden. Er wirkte aufrichtig verbittert

und sagte noch: All dieses Unrecht, was jetzt geschieht, nähert doch die Italiener und Ungarn wieder aneinander an.

Wenige Tage danach versank der „Franz Joseph“ ganz still, am Ankerplatz, bei Strahlewetter und ruhiger See... Die einzige Erklärung war, dass jemand die Flutungsventile öffnete. Sabotage? Von wem?

Mit der Rechtskräftigkeit der Versailler Friedensverträge verließen die Alliierten die Bucht. Später kehrten die Baumanns nach Zelenika zurück - Südungarn war ja dem neuen südslawischen Staat zugeschlagen. Und das war nur eine Einzelheit. Ein tausendjähriges Land, dessen natürlich gezeichnete historische Grenzen mitten in Europa unauslöschlich sind, wurde durch einen einmaligen Willkürakt auseinandergerissen und - auf ein Drittel seines Territoriums reduziert. Der während der „Friedensverhandlungen“ (ein Unwort, gab es doch gar keine Verhandlung!) eingebrachte Vorschlag zur Volksabstimmung - Amerika billigte das - wurde vom Tisch gewischt. Allerdings genehmigte man doch eine Volksabstimmung im Grenzland zu Österreich. Die Burgenländer Deutschen votierten dann für die Abspaltung von Ungarn. Für Adorjan war dies das Widerlichste in dieser ganzen Staatsfledderei: Österreich, Kriegsgewinnler des gemeinsam verlorenen Krieges!

Hierzulande musste man sich aber erst einmal an die hergekommenen Serbier gewöhnen. Man konnte sie, auch ohne Uniform, schon an der Aussprache erkennen: Sie akzentuierten irgendwie anders, und statt hiesiger melodischen „ije“-Lautkombination sprachen sie ein hartes „e“ aus. Vor dem venezianisch durchsetzten hiesigen Dialekt standen sie völlig verständnislos. Überhaupt, für die Zivilisationsausdrücke gebrauchten sie türkische Wörter, die wiederum hier unverständlich waren oder komisch wirkten. Komisch waren sie ja allesamt, die Serbier, durch ihre mediterrane Unerfahrenheit: Sie kosteten staunend das Salzwasser, fürchteten sich allgegenwärtig vor Haien, manche verschmähten den Fisch und misstrauten dem duftigen Olivenöl, begeisterten sich aber übermäßig für die gerade reifenden Orangen. Doch benahmen sie sich herablassend; - sie waren ja die Befreier! Und zwar mit Berufung an ihre Selbstbefreiung von den Türken, - knapp ein Menschenalter her. Seitdem legten sie sich eine Ideologie zurecht: Serbien sei das Piemont des Balkans; um Serbien herum entsteht der neue südslawische Staat.

Das serbische Militär besetzte die Pension, einfach den Österreichern folgend, und richtete sich eine Offiziermenage ein. Adorjan wies aber nach, dass er der Eigentümer ist und verlangte nach wie vor Miete. Der

Betreuungsoffizier kam in Verlegenheit. Man hatte ja kein Geld, selbst die Soldzahlungen waren unregelmäßig. Gut, dann bitte die gleiche Menageverpflegung, so wie es die Offiziere haben, für ihn und für die Mutter. Das ging dann zwar so in Ordnung, Geldeinkünfte gab es aber keine. Dafür hätte man über das Haus doch verfügen müssen. Adorjan dachte sich nun eine List aus: Er begann herumzuprahlen, wie gut es ihm geht. Ohne einen Finger krumm zu machen, habe er die beste Ernährung in dieser Hungerzeit, und die Miete wird auch bezahlt, als Sammelbetrag sogar rückwirkend. Das tat er so gezielt, dass sein Gerede zu Ohren der Inhaber von der anderen Gaststätte im Ort gelangen musste. Adorjan rechnete dabei mit Neidgefühlen und mit dem serbischen Nationalismus. Und es klappte! Er konnte kaum den Augen glauben, als er sah, dass die Soldateska Anstalten machte - wegzuziehen. Plötzlich stand er ganz allein im großem Haus, das seit Jahren unter der Militärwirtschaft litt. So sah auch alles aus: Türen und Fenster zerschlagen, Inventar kaum vorhanden, alles in schlechtem Zustand. Und es gab auch nichts mehr zu essen. Adorjan knallte ein herrenloses Pferd im Hotelpark ab und lebte so mit der Mutter eine Weile. Er konzentrierte sich auf einige Zimmer, die er aus anderen Gebäudeteilen aufrüstete und - bekam so die ersten Gäste. Es waren albanische Händler, die den Transit vom Schiff zur Bahn hier nutzten. Zu diese Zeit waren die neuentstandenen Staatsgebilde Mitteleuropas nicht deutlich abgegrenzt, Zoll gab es auch noch nicht; und die Albaner trugen ihren hervorragenden Tabak nach Sarajewo, - aber auch bis Budapest und Wien, - um gegen den Erlös Werkzeuge zurückzutransportieren. Sie suchten Adorjan gern auf, weil er albanische Sprachansätze schon beherrschte und die Sprache dann auch rapid erlernte. Das verdiente Geld steckte er in weitere Angebotsverbesserungen und verdiente immer mehr. Bald konnte auch die Küche instandgesetzt werden, und zwar mit dem Versprechen für die muslimischen Gäste, dass nichts mit Schweinefleisch und Speck in Berührung kommt. Koch und Zimmermädchen konnten eingestellt werden, und Adorjan arbeitete selbst als Kellner. Der Besuch entwickelte sich dermaßen, dass man den Gaststättebetrieb fortentwickeln konnte. Neulich wurde auch der Strand von einer neuen Art von Gästen beansprucht: von müßigen Russen. Sie kamen mit großen Schiffen aus Sewastopol geradeaus nach Zelenika. In der Erwartung, dass sie bald in ihre rotgewordene Heimat doch zurückkehren könnten, lebten sie sich hedonistisch im Hotel aus; zuweilen waren sie aber noch befremdlicher mit ihren Kirchgängen, wo sie verzweifelt mit der Stirn auf den Boden schlugen. Adorjan erlernte allerdings auch ihre Sprache.

Die Serbier übernahmen allmählich das Sagen in der Verwaltung von Herceg-Novi und führten ihre ordnenden Maßnahmen ein. Unter den ersten war es, Hand auf das exponierte Hotel in Zelenika zu legen, zumal der Eigentümer ein „feindlicher Staatsangehöriger“ war. Ein Gesetz bestimmte: Solche Vermögen werden sequestriert und unter staatliche Verwaltung gestellt, bei völliger Entrechtung der Eigentümer. Adorjan stand wieder leer da. Allerdings stimmte die Rechtslage doch nicht ganz: Dasselbe Gesetz bestimmte ja, wenn der Eigentümer zehn Jahre schon heimisch ist, wird er ausgenommen, oder, wenn sein Lebensbedarf vom Vermögen abhängt, kann er als Verwalter eingesetzt werden. Beide Bedingungen trafen zu, und Komnenović griff wieder ein. Er verfaßte einen Brief, wo die allgemeinen fremdenverkehrswirtschaftlichen Verdienste der Familie aufgezählt waren, mit dem Wunsch „dass diese Familie für immer bei uns bleibt“. Er beauftragte Adorjan, Unterschriften zu sammeln und etwa sechzig alteingesessene, hochangesehene Bürger taten das auch gern. Die oberste Behörde Dalmatiens willigte ein, die Akten verschwanden aber in den Schubladen von Herceg-Novi. Erst nach dem massivem Druck von lokalen Zeitungen und Komnenovićs erneuten Interventionen - er war jetzt Parlamentsabgeordneter in Belgrad - ist Adorjan als Verwalter eingesetzt worden. Die Sequestrierung wurde aber doch erst viele Jahre später aufgehoben, dann aber wieder mit Anstalten, die Existenz des Hotels in Frage zu stellen - weil der Eigentümer kein Jugoslawe sei. Der Familie wurde das bestehende Recht für eine automatische Einbürgerung mit allen Schikanen verweigert. Doch das Hotel blieb im Betrieb, und am Strande tummelten sich schon echte Touristen. Aus der Tschechoslowakei, dem prosperierendsten und stabilsten mitteleuropäischen Lande, das die Industriegebiete der weiland Monarchie erbte. Adorjan erlernte somit auch die tschechische Sprache und korrespondierte unmittelbar mit diesen Gästen.

Die Bäume bogen sich draußen unter den Böen der kalten Bora, als Doktor Korleit die Fenster in Adorjans Zimmer öffnete: Diese Gläser existieren nicht mehr für ihn. Die unheilvollen Geräusche in seiner Brust waren wieder hörbar geworden. Adorjan sollte sich abermals streng schonen. Für die Leitung des Hotels waren doch schon die Baumanns da. So konnte Adorjan in seine Grübeleien wieder absinken. Wie zufrieden und heiter diese Tschechen doch waren! Sie durften in ihr neues Land nicht nur die slowakischen Sprachvettern mitnehmen, sondern die dort lebenden Ungarn auch dazu. Kein Ungar reiste aber von dort nach Zelenika, sie hatten ja keinen Anteil an diesem Wohlstand. Stammgäste aus Budapest blieben auch aus, die hatten dort eine rote Pogromherrschaft und die Plünderungen der rumänischen Besatzung

durchzumachen; dann war zwar Miklós Horthy in seiner Admiralsuniform, hoch auf weißem Ross, zur Machtübernahme angetreten, das zerrissene Land war aber in unsagbares Elend gefallen. Dazu musste man auch mit Flüchtlingen aus den abgetrennten Gebieten fertig werden, die auf Budapester Bahnhöfen in Waggons hausten. Adorjan fühlte sich völlig verlassen, auch von den wohlwollenden Landsleuten hier, die allmählich nur das gute Fortkommen des Hotels sahen, sein kafkaeskes Ringen mit den Behörden aber kaum mehr verstehen konnten: immer gegen Feindseligkeiten, die schon durch seinen Familiennamen provoziert waren. Er war ja hier ein Alleinvertreter von jenen fremdartigen Asiaten, die sich zwischen die Slawen gedrängt hatten und die Südslawen von ihren Stammesbrüdern im Norden und Osten abtrennten. Das hatte ihm sein alter Schullehrer Tomo Popović sogar ins Gesicht gesagt, als Adorjan ihn für jene Unterschrift ersuchte, welche der Historiker mit dieser Bemerkung gnädig leistete. War diese beispiellose nationale Katastrophe wegen solchen Ansichten entstanden? Es waren ja Gedanken aufgekommen, dass das Burgenland, wo auch Kroaten leben, eine slawische Brücke werden sollte, um diese „ungarische Barriere“ zu umgehen. Das Zerfetzen des tausendjährigen Ungarnstaates, und zwar obwohl seine Politiker größtenteils mit der Kriegserklärung zögerten - gegenüber der Kriegstreiberei Deutschlands! - war doch in keinem Verhältnis zu der Bestrafung des vor wenigen Jahrzehnten noch nicht einmal existenten Deutschen Staates. Die Deutschen gelten ja aber nicht als Asiaten! Liegt vielleicht die ungarische Tragödie daran? Was Adorjan in seinen Gedanken austüftelte, ging unmittelbar in seine Überzeugung über: Alles war doch genauso wie mit seiner Benachteiligung hierzulande. Wie er hier mit seinem Ungartum dasteht, so steht Ungarn in Europa auch da. Oder umgekehrt: Wenn er sein Ungartum absagen würde - wie jener Marineoffizier, mit welchem sie sich gelegentlich trafen, der aber öffentlich nicht ungarisch sprechen wollte - so stünde auch Ungarn ohne Asiatentum besser da.

Adorjan erinnerte sich an die Theorie von Fáy, dass im Karpatenbecken ungarische Bewohner existent sein sollten, schon lange vor der historischen Landnahme. Wer bewohnte denn diese verlockend fruchtbare Landschaft schon vorgeschichtlich? Später die Kelten, die Römer und die Völkerwanderungen streiften hier nur vorübergehend hindurch. Ständige Urbewohner müssten aber eine bestimmte biologische Rasse entwickelt haben. Dafür gibt Montenegro das Beispiel: Die Montenegriner werden in der Literatur stets als Musterbeispiel von Dinariden vorgeführt. Ihre Rasse konnte sich in den unzugänglichen Bergen erhalten, - demgemäß sind sie keine zugezogene Slawen, - sondern das Urvolk des Balkans. Wie verhält sich das im geographisch

doch so markanten Karpatenbecken? Nicht so eindeutig. Verwandte Dinariden und Alpiner reichen hinein von Süden und Westen, es überwiegen aber die Osteuropiden. Diese reichen wiederum hinauf zur Baltik und weit nach Osten an die Mongoliden hin; allesamt mit „kurzem Schädel“. Und mit dem Literaturhinweis dazu, dass sich Europa rassisch jäh „verrundet“, zum Nachteil der „Langschädel“ – jener eingedrungenen arischen Rasse. Denkbar also: Die Wiege der Kurzschädel ist das Karpatenbecken, von wo sich diese heimische Rasse durch Jahrtausende über die weiten Ebenen des Ostens leicht verbreitete, während sie in den Bergen des Balkans und der Alpen spezifisch variierte. Zu bedenken ist aber: Man hält die langschädliche Nordische Rasse, - in Skandinavien und Norddeutschland bis England - als die hochwertige Herrenrasse, während der kurze Schädel einer minderwertigen Sklavenrasse zuzuordnen sei. Das ist aber leicht zu widerlegen. Der runde, kugelige Kopf hat die vollkommenste geometrische Form - also ist sie die höchste Vervollkommnung der Evolution - die nordische Langschädlichkeit ist schon eine Stufe niedriger, noch niedriger der Neandertaler und schon schwindend unterlegen der Affenschädel. Aber nicht genug: Die Abstufungen der Unterlegenheit können im Tierreich viel weiter verfolgt werden, bis die Stirn völlig in die Schädellänge übergeht. Dem entspricht auch das Verhalten der nordischen Rasse; tierisch kämpferisch aber ohne Ausdauer, was wertlos ist in der zivilisierten Menschengesellschaft. Deshalb schwindet die Langschädlichkeit einfach naturgegeben. Die „rundschädliche Rasse“ - Adorjan nannte es nun so - ist ausdauernd arbeitsam, human vollwertig jetzt in der modernen Welt, und so verbreitet sie sich auch. Und - folgerte Adorjan - wenn der runde Schädel im Karpatenbecken entstanden ist, dann sind Ungarn die Urahnen der zukunftssträchtigen Menschheit, dann gebührt ihnen auch die entsprechende Achtung. Das soll aber ethnographisch, mythologisch, linguistisch und sonstwie noch vertieft werden. Alles muss noch durchgedacht und miteinander abgestimmt sein.

Und er verbrannte alle seine Notizen, die sich auf asiatische Gedanken bezogen.



Das Segelboot trug den Namen „Traum“. Es war nur viereinhalb Meter lang, gut betakelt mit Portugalbesegelung, und halbwegs bedeckt. Unten am Kiel montierte Adorjan durchgehend eine halbzentnerschwere Eisenstange. Damit war das Abdriften bei Lavierung gegen den Wind gemindert, bei verbesserter Fahrträgheit, und die Unterseite bewehrt

auch im Falle des Auflaufens auf eine Klippe. Und zwar bei einem Tiefgang von kaum mehr als einem halben Meter. Allerdings war die Geschwindigkeit etwas gemindert und der Wenderadius erhöht. Die Stabilität des Bootes verbesserte Adorjan noch zusätzlich mit dem Eisenballast unterm Brettboden, aber mit der Gefahr, dass damit das hölzerne Boot sinkanfällig geworden war. Dieser Gefahr begegnete er wiederum damit, dass er über den offenen Teil eine wasserdichte Plane schneiden ließ. Diese konnte bei hohem Wellengang bis an den Steuersitz am Heck herangezogen werden. Den Innenraum stattete er, so gut es ging, für eine längere Fahrt wohnlich aus. Dann, im Vertrauen auf seine seit der Kindheit angesammelte Seemannserfahrung, nahm er im Juni 1925 den Kurs auf die Insel Vis, zu einer der außenliegenden Eilanden des dalmatinischen Archipels. Mit starkem Gegenwind legte er erst um die Spätmittagszeit los. So erreichte er, vor der Windstille, nur das offene Meer unweit vor der Bucht. An der Felsenküste dort konnte er nicht anlegen und, wegen des toten Wellengangs, auch nicht vor Anker gehen. So fuhr er mit dem letzten Atemzug des Maestrals möglichst weit hinaus. Dort strich er die Segel, zündete die Mastlampe an, - damit irgendein Schiff ihn in der Dunkelheit nicht anfährt - und legte sich auf sein Matratzenlager. Der rötlich aufsteigende Mond löste später etwas die Dunkelheit auf. Vom Bootrand gelegentlich hinausschauend, sah Adorjan noch den dunklen Umriss eines größeren Segelschiffs, das seine breiten Flügel vergeblich in den blauviolette Himmel hineinhielt. Aber als der schwächliche Burinet spürbar wurde, verschwand die Erscheinung. Gelegentlich weckten ihn Delfine, man hörte ihr Plantschen und Pusten. Am Morgen kam ein schwacher Levantewind auf, und Adorjan begab sich zum einsamen Fischerdorf Molunat, wo er immer schon gern einkehrte.

Der Frühmorgen war herrlich. Nirgendwo eine Wolke zu sehen, der Himmel ein reinstes Blau und der gestrige noch unangenehme Wellengang vorbei. Das kleine Segelboot huschte still im Winde der aufgehenden Sonne zu dem vertrauten Dorf hin. Man spürte, wie sich der kühle morgendliche Dunst, die Nachtluft, durch die Strahlen der über die hohen Berge steigenden Sonne erwärmte. Adorjan freute sich seiner Freiheit, dass er von Nichts und Niemandem auf der weiten See abhängig war. Nichts störte die Stille dieser Weite, die nur mit einem kaum hörbaren Motortuckern untermalt war: Weit draußen half ein Trabaccolo mit der neuartigen Maschine seinen flauen Segeln. In Molunat erkannten die Fischer Adorjans Boot schon von weitem und begrüßten ihn als alten Bekannten, während er noch einige Stunden dort verbrachte, um dann, mit dem starken Maestral, sich nach Dubrovnik zu begeben.

Am nächsten Tag kam aber Scirocco auf. Kein mediterraner Mensch spricht über eine Windrichtung, sondern er nennt die Winde beim Namen, weil er damit nicht nur einen Luftzug meint, sondern eine ganze Wetterlage. Wie der Maestral, ein Tageswind, nur bei strahlendem Kaiserwetter als Meeresbrise aufkommt, so ist - jetzt venezianisch gesagt - der Sciloc fast gleichgerichtet aber wolkenträchtig, auch regnerisch, und er kann wochenlang andauern. Als Adorjan aus Dubrovnik lossegelte, war der Wind noch nicht allzu stark. So, weil die Windrichtung seitlich hinten lag, zog Adorjan auch den Spinakker auf. Wieder ein Fremdwort für die Adrianautiker, wo alle maritimen Fachausdrücke venezianisch eingebürgert sind. „Scovamar“ heißt das große Zusatzsegel, sehr bildhaft, weil es, stark aufgeblasen, manchmal auch die Wasseroberfläche anfeigt. Die veränderte Wetterlage hatte schon nachtsüber starke Dünung vorausgeschickt, die dem Boot jetzt von hinten nachwälzte. Adorjan entschied sich für den Kurs hinter den Inseln, wo die See vermutlich ruhiger war. Doch als das Barometer immer tiefer fiel, verstärkte sich der Wind stets, und das Boot raste wie entfesselt. Um einen Mastbruch zu vermeiden, musste Adorjan bald den Scovamar streichen. Trotzdem hörte die Raserei nicht auf, so dass das Wasser über die Pruva in funkelnden Perlen auf das Vorderdeck aufsprang, obwohl die Wellen von hinten kamen. Im starken Wind türmten sich die Wellen auch schon im Kanal, hinter den Inseln, sie rauschten und schäumten um Adorjan herum. Herrlich war das! Auf einem größeren Schiff kann man so etwas nie erleben, weil man dort weit über der Wasseroberfläche steht. Adorjan aber saß hier zwischen den Wellen, und mit der Hand konnte er in das brausende Wasser greifen. Am Ende des Kanals sauste das Boot zwischen einigen kleinen Felseilanden, zum Kanal hinter der Insel Mljet, hinaus. Das klare Wasser war hier seicht und weniger aufgewühlt, so konnte das Boot noch mehr beschleunigen, und die darunter sichtbar weghuschenden, tangbewachsenen Klippen weckten ein Gefühl des Fliegens. Bis nach Mljet gibt es ein Stück offenen Meeres, wo man schon von weit her die dort seitlich einlaufenden, noch größeren Wellen sieht. Aber mit dem umgebauten Boot waren auch diese nicht zu fürchten. Der Wind verstärkte sich so sehr, dass wieder Mastbruch drohte. Aber, möglichst nahe an der Küste, dort die Windsäcke suchend, gelang es, ohne Raffan der Segel weiterzukommen. Mittlerweile verdüsterte sich der Himmel ganz, ein Sturmzustand herrschte mit bedrohlich dunkel schäumenden Wogen, bei Blitz und Donner. Endlich, an der besser geschützten Seite von Mljet, wagte Adorjan doch mit einer Hand - das Steuerruder durfte er nicht loslassen - die Schutzplane heranzuziehen. So lief er abends, bei dichtem Regen und in der Dunkelheit, in den Hafen von Korčula ein.

Hier verlor er fast den ganzen nächsten Tag. Zur Abwechslung herrschte jetzt eine bleierne Bunaza - totale Windstille. Adorjan schlug die Zeit mit Angeln tot, dümpelnd, weil er fest gelobt hatte, sich nur mit Segeln zu bewegen - ausgenommen natürlich die Hafenmanöver mit den Rudern. Eine schwache Brise kam sehr spät auf, die Adorjan dann bis an eine kleine Insel im Korčula-Kanal nutzte. Dort warf er den Anker neben einem Trabacul aus und machte es sich wieder bequem in seiner gemütlichen, wie eine Wiege einlullenden Kabine... Plötzlich weckte ihn aber ein wildes Herumschlingern des Bootes! Auf dem benachbarten Segelschiff schrie man aufgeregt: Bura! Bura! Die Bucht war zwar gegen das offene Meer gut geschützt, aber völlig offen zum Nordwind, von der Küste her. Die Aufregung auf dem Trabacul rührte davon, dass niemand zur Sommerzeit eine solche Wetterwandlung erwartete, und das Schiff nur ungenügend verankert war. Die Leute nahmen jetzt den zweiten Anker ins Beiboot und, zu viert rudern, trugen sie ihn weit voran. Adorjan ließ den eigenen Anker auch möglichst lang, trotzdem schien es, dass er nachließ. Der Trabaculparon, mit dem sich Adorjan am Abend schon bekannt gemacht hatte, rief ihm zu, dass er sich an sein Schiff anhängen darf. Adorjan sicherte seinen Ankerstrick mit Corpomorto und begab sich in den Windschatten des Hecks, wo er den Rest der Nacht verbrachte. Früh am Morgen färbte die rot aufsteigende Sonne die sonst tiefblauen jetzt scharfkantigen Wellen lila, von deren Rändern sich Wasserstaubwolken lösten, die, vom stürmischen Wind getragen, herumwirbelten. Adorjan ersuchte das Beiboot des Schiffes, um seinen Anker zu heben. So wie die Sonne hochkam, ließ der Wind etwas nach, und er begann dann mit Vorbereitungen zum Ablegen. Die Leute auf dem Schiff verstanden das sofort - mit Entsetzen! - und schrien ihm zu, er würde seine Segel auf der Stelle abgerissen haben. Trotzdem legte Adorjan mit geraffter Segelung los. In der engen Bucht musste er gegen den Wind und den starken Wellengang stets kurz lavieren, was außergewöhnlich mühsam war, und das noch unter neugieriger Betrachtung eines breiteren Publikums: Alle Leute kamen auch aus den wenigen Fischerhütten heraus, um zu sehen, wie der Fremde mit der Bora fertig wird. Adorjan rechnete aus, dass er mit etwa zehn Bordigiate herauskäme, mitten in der Bucht war allerdings schon abzusehen, dass diese Rechnung nicht aufgehen konnte. Der Kampf war aber nunmehr eine Ehrensache geworden! Und noch mehr, als das steuernde Vordersegel tatsächlich abbriss und, nur noch als ein wild flatterndes Stoffstück, kaum einzuholen war. Jetzt musste Adorjan den Wendungen mit dem Ruder nachhelfen.

Auf diese Weise gelang es endlich hinauszukommen. Draußen blies der Wind schon in das Heck, so flog Adorjan geradeaus nach Hvar. Dort brachte er erst einmal sein Focksegel wieder in Ordnung. Diese, mit der Insel gleichnamige Stadt, liegt schon weit in hinaus der Adria. Während der Flickarbeit kamen neugierige Menschen vorbei und, auf der Rivamauer stehend oder sich auch hinsetzend, um bequemer eine Zigarette drehen zu können, fragten sie Adorjan über seine Reise aus - ohne Erregung. Für diese Leute war so ein kleines Boot auf hoher See keine Besonderheit, anders als in der geschlossenen Bucht daheim, wo kein Mensch auf eine solche „verrückte“ Idee käme.

Aus Hvar segelte Adorjan in Richtung von Vis ab, schon ganz auf hoher See, zu der im Dunst kaum noch sichtbaren Insel hin. Er orientierte sich allerdings an dieser großen Insel, nur um sein tatsächliches Ziel besser zu erreichen: die kleine Insel Biševo nebenan. Dort angekommen, zerlegte er die Takelage, welche die Einfahrt in eine Grotte hinderte. Adorjan wollte hier einen Vergleich zu den heimatlichen Blauen Grotten ziehen. Dass es hier schöner sein sollte, darauf war er schon vorbereitet; das bevorstehende Erlebnis war aber doch unvergleichbar geworden. Schon die Umgebung der Grotte bereitete das außergewöhnliche Erlebnis vor. Die hohen Klippen kontrastierten mit den Unterwasserklippen, die einen strebten in den hellblauen Himmel hinauf, die anderen sanken herunter in den tiefblauen Abgrund. Der Grotteneingang war eng. Der hohle Felsblock schien jedem Gleichgewichtsgefühl zu trotzen. Unterspült und scheinbar von zwei Felsbrücken über die unwahrscheinliche Tiefe gestützt, wirkte alles wie verzaubert, auch ohne das märchenhaft blaue Licht, das durch die Öffnung unter dem Wasser hereindrang. Wie durch ein Regieszenario, ließ sich das Grotteninnere nach und nach erleben, in den leicht abbiegenden Schlund hineingleitend. Dahinten, aus der Dunkelheit, erschienen vorerst nur die im Blaulicht schimmernden Felsen. Noch näher, verstärkte sich das Licht - blau-gleißend. Die Wasseroberfläche des Innenbassins war spiegelglatt, unten sah man Fische schweben. Als Adorjan mit dem Ruder plätscherte, schien das glänzend blaue Wasser Funken zu werfen, wie ein unvorstellbar kleines Feuerwerk - oder elektrischer Dauerkurzschluss. Jeder aufspringende Tropfen kam wie ein bläulich funkelnder Diamant vor, während er auf die neue Funken erzeugende Wasseroberfläche zurückfiel. Die Magie dauerte aber nur so lange, bis sich die Augen an das Blaulicht gewöhnt hatten. Adorjan ruderte unwillig hinaus, und er setzte die Takelage wieder auf. Draußen, von dem goldenen Sonnenschein überflutet, festigte sich in ihm der erlebte Zauber noch weiter - wie ein Tagtraum...

Nach dem so besichtigten Reiseziel, und dann fortwährend bei unverändert günstiger Wetterlage, bummelte das kleine Segelboot wieder durch den bekannten Inselkanal und erreichte das Nordkap von Mljet, abends, schon in der Dunkelheit. Am nächsten Morgen, nach der Übernachtung vor Anker, merkte erst Adorjan, an welch' einem Ort er hier angekommen war. Überall bewaldete Halbinseln mit kleineren und größeren Einbuchtungen, winzige Eilande und enge Inselpassagen. Geweckt wurde er von lautem Plätschern und Schnaufen. Er dachte an Delfine, dann erblickte er aber einen Seehund: ein ganz seltenes Tier in der Adria. Mit dem aufkommenden Wind durchsegelte Adorjan die Bucht. Nirgendwo ein Mensch oder gar ein bestelltes Feld zu sehen - eine Landschaft wie vor Jahrtausenden. Völlig vom offenen Meer abgeschirmt, ragten die ausgewachsenen Mediterranfichten ganz dicht ans Ufer, so dass er zwischen und unter den Bäumen segelte, auf dem vom Wind leicht gekräuselten Wasser und beim Rauschen der Baumkronen. Hie und da gab es zwar gefährliche Untiefen, die verriet aber rechtzeitig die Verfärbung des durchsichtigen Wassers. Endlich zeigten sich auf einer Insel Ziegen. Dahinter, in der schönsten Bucht, erschienen dann auch weiße Häuser. Adorjan fuhr an einer strickenden Bäuerin vorbei - sie grüßten sich einfach.

Wieder in Zelenika angekommen, nahm sich Adorjan eine Weile der Animation der Gäste an; er führte sie zu den Blauen Grotten oder nach dem alten Kotor und zur Ruinenstadt Perast mit ihren Inseln. Diese beiden kleinen Inseln ließ er nie aus: jene mit der Madonnakirche, darin mit Wandmalereien eines originell-halbnaiven Lokalkünstlers, und gegenüber die „Toteninsel“. Adorjan machte den Cicerone etwa so: Risan, in der hinteren Buchtwindung, ist eine durchgehend antike Stätte, wo noch megalithische Mauerreste zu finden sind, wo ein altgriechischer Tempel belegt ist und römische Ruinen zum Vorschein kommen. Die Bucht konnte also nicht nur Bewahrer der antiken Mythologie sein, sondern auch Ursprungsort von antiken Mythen; und zwar genau hier, an der Stelle dieser beiden Inseln. Das Eiland mit der barocken Kirche ist künstlich entstanden, es wurde jahrzehntelang um eine Klippe herum aufgeschüttet. Drüben ist die Insel St. Georg, und, wenn man weiter oben auf den steilen Berghang hinaufblickt, sieht man, ganz oben, eine glatte Felswand mit deutlich ausgebildetem, blinden Riesenaugen. Hier - gerade hier - ist die Stätte der Galatheasage, der Göttin des stillen, glänzenden Meeres. Galathea, so wird das erzählt, saß gern auf den aus dem Wasser herausragenden Klippen, wo sie ihre Haare kämmte. Von der naheliegenden Küste schwamm oft zu ihr der verliebte Akir. Aber der Riese Polyphemos war in Galathea auch verliebt, - der Einäugige der später von Odysseus geblendet wurde. Nun. Polyphemos sah von oben

wieder einmal Akir zu Galathea schwimmen und, voll Eifersucht, tötete er ihn mit einem herabgeworfenen Felsen. Das ist die männlich genannte Insel des Friedhofes von Perast. Drüben, glaubte man später, die Erscheinung der Madonna gesehen zu haben. So wollte man ihr eine Kirche widmen und verpflichtete einen jeden, der hier mit dem Boot vorbeikam, einige Steine um die Klippe herunterzuwerfen. So entstand die künstliche Insel - für die lebenden Besucher - kontrastvoll gegenüber der Insel der Toten. Zuletzt, fügte Adorjan noch hinzu, besuchte der Mediterran-verliebte Schweizer Maler Böcklin eine der hiesigen Kirchweihfeste auf der Madonnainsel. Er blieb aber eher von der Nachbarinsel fasziniert, er schaute stets hin und erbat sogar ein Boot, um dahin zu fahren. Die Touristen hörten diesen, von Adorjan bunt erzählten Geschichten, gern zu, es kam aber immer wieder vor, dass welche diese letzte Passage bezweifelten. Böcklin mochte zwar sein Vorbild zur „Toteninsel“ hier und dort gehabt haben, grundsätzlich gilt aber - entgegnete man Adorjan - eine kleine Insel bei Korfu.

Der Arzt hatte wesentliche Besserung an Adorjans Lungen festgestellt und empfahl ihm die Seeluft-Kur auch für das Weitere. So entschied er sich, eben nach Korfu zu segeln. Es war schon Ende Juli, als er, diesmal nach Süden, wieder ablegte. Die gemächliche Fahrt nach Ulcinj dauerte vier Tage, als erstmals ein schlankes Minarett zu sehen war, - über den Wehrmauern der Altstadt hoch auf dem Fels. Von hier nahm Adorjan über das offene Meer den Kurs geradeaus auf das Kap Rodoni - bereits Richtung Albanien hin. Er kam voran, bis sich der Abendwind legte, wonach die noch entfernte Küste allmählich in der Dunkelheit verschwand. Als die schwache Nachtbrise aufkam, konnte man die stille Fahrt nur mit dem Blick auf den Sternenhimmel ausrichten - durch das blaugraue Nichts. Es schien so, als ob man aus dem Nichts in das Nichts reiste. Bis auch dieser schwache Windhauch aufhörte. Die Stille war jetzt vollkommen. Nur ab und zu hörte man das Gemurmel der leichten Dünung vom Kap Rodoni her. Erst beim Morgengrauen zeigte sich die erreichte Lage, vor der Bucht zwischen den Landspitzen Rodoni und Pali. Die allmählich wahrnehmbare Küstenlinie täuschte vorerst, als wäre dort ein Streifen auf dem Wasser durch die aufkommende Brise zu sehen - so flach war hier die Küste - völlig unüblich für Adorjans Sehgewohnheiten. Seine Augen waren an Felsküsten gewöhnt mit hohen, bergigen Ufern - hier zeigte sich aber ein Strand, der in das Flachland überging. Ein Gegenwind kam von Süden auf, so begab sich Adorjan daran, diese unbekannte Küste kennen zu lernen. Er ankerte sein Boot im seichtem Wasser und watete auf den - albanischen Boden hinaus. Auf jenen Strandstreifen, mit einer Lagune dahinter, und schritt in eine menschenleere Landschaft hinein. Bewohnt war sie sichtbar nur

von Vögeln, Abertausenden, in weißen Schwärmen an der Küste. Adorjans Füße traten zwischen Milliarden von herumlaufenden oder in dem Sand steckenden Krebsen. Später währte er, Schiffsmäste zu sehen. Als er sich näherte, merkte er aber, dass sie kleiner waren - wohl Ziehbrunnenmäste - wie in Ungarn? Erst ganz nahe erkannte Adorjan, dass diese Bauten Fischernetze trugen: Kalimeras, zum einfachen Schöpfen der vorbeiziehenden Fischeschwärme! Auf dem von Vogeltritten gemusterten Lehm Boden zeigten sich hier und da auch schon Menschenstapfen. Weiter spazierend musste sich Adorjan bald an diese Spuren halten, weil ihm an einer Stelle die Versenkungsgefahr in den Schlamm drohte; er rettete sich nur auf allen Vieren.

Am nächsten Abend erreichte Adorjan den Hafen von Durazzo. Beim Anlegen halfen ihm einige Albaner mit solcher Herzlichkeit, als wären sie alte Bekannte. Zwei Hafenpolizisten in einwandfreier Uniform und, überraschend, mit höflicher französischer Aussprache, kontrollierten seine Papiere. Diese in Ordnung befunden, teilten sie ihm mit, dass er freie Bewegung im Hafen und in der Stadt habe. Auf die Bedenken, dass das Boot dabei allein bliebe, beruhigten sie Adorjan: Es kann nichts passieren. All dies war irgendwie unerwartet, es war schließlich nur wenige Monate her, dass hier noch Bürgerkrieg wütete. Und über die Albaner hörte man ohnehin immer nur Schlechtes. Oder waren das nur Verleumdungen der Nachbarvölker? Adorjan spazierte in der nicht allzu großen Stadt herum, wo manche orientalische Bauten zu sehen waren, aber auch viele Ruinen, die wohl noch von dem Weltkrieg oder auch von den neuesten Unruhen rührten. Der Mangel an besonderen Sehenswürdigkeiten wurde aber reichlich mit bestaunenswerten Trachten entlohnt.

Die Küste war auch bei Weiterfahrt flach und das Wasser schlickig, so dass Gefahr drohte, auf unsichtbaren Grund aufzulaufen. Der Wind, die westliche Tramontana, verstärkte sich und wühlte das Wasser dermaßen auf, dass man an Anlanden, zwecks Übernachtung, gar nicht denken konnte. Es drohte schon Mastbruch, somit entfernte sich Adorjan lieber von der Küste. Weit hinaus strich er die Segel und warf den Treibanker, - eine Art Unterwasserfallschirm, - aus, nebst langgelassenem Hauptanker, der notfalls doch einhaken sollte. Dann zog er die Überdachung des Bootes auf und versuchte, sich zur Ruhe zu legen. Später wechselte die Windrichtung zur Nachtbrise, die verstärkte sich aber fast zur Bora und produzierte solche Kreuzwellen, dass Adorjan in seiner Kabine wie ein Mehlsack durchgeschüttelt wurde. Diese denkwürdige Nacht endlich hinter sich, wollte er nun in die Lagune von Klein-Arta einkehren. An deren Eingang wurde er aber von

Fischerzäunen gehindert. Die große Wasserfläche dahinten ließ nicht ahnen, wie seicht sie war, sodass Adorjans Boot dort ohnehin nicht schwimmen könnte - wie ihm die Fischer dann sagten. Der Pächterpatron war ein Grieche, Achilles Dini, aber er sprach, wie ja alle unterwegs, gut italienisch. Er lud Adorjan zum prächtigen Fischmahl ein: Seine Arbeiter holten dazu die lebenden, großen Cefali einfach aus dem Schilfwehr heraus. Herr Achilles erzählte dabei, dass er den Fisch teilweise nach Valona schickt, oder meist mit Kühlschiffen nach Italien. Bei Scirocco-Wetterlage schaufelten sie diese tonnenweise aus den Einzäunungen. Selbstverständlich brauchten sie bei solchem Regenwetter, und bei der ansteigenden Flut, auch entsprechende Behausungen. Hier aßen sie in einer auf Pfähle gehobenen und kunstvoll errichteten Schilfhütte, auf dem mit Teppichen bedeckten Boden im Schneidersitz kauend, gelehnt auf bunte Kissen, um einen niedrigen runden Tisch herum.

Des kommenden Tages segelte Adorjan am Buchteingang von Valona vorbei, bei stets steigender Bora, so dass das Raffan der Segel unvermeidbar geworden war. Während dieser Arbeit war er weit hinausgetrieben worden, wo der Wind schon gefährliche Wellen warf. Deswegen zog er auch die Überdachungsplane zu und setzte sich endlich wieder ans Steuer - Richtung Küste zurück. Das Segelboot strebte aus dem Sonnenuntergang zur allmählich dunkel werdenden Küste hin, gegen den Windsturm und durch die schäumend rasenden Wellen, die am Bug brechend, das ganze Deck überspülten, aber das Boot tauchte immer wieder auf, mit schwirrender Takelage und äußerst angezogenen Segeln. Adorjan ragte nur mit dem Oberkörper über das Deck; er fühlte sich selbst, als wäre er ein einheitliches, kämpferisches Wesen mit diesem besegelten Torpedo. Noch vor der Dunkelheit fand er dann eine wildromantische Einbuchtung, mit kreisförmig vertikal hochragenden Felswänden und mit einem schönen Sandstrand, dahinter mit einer Ruine, die aus dem finsternen Wald herauschaute. Die Nacht war hier ruhig, im Windschatten, gefolgt von einem idyllischen Morgen. Adorjan nützte die Ruhe, die Tagesbrise erwartend, fürs Baden und einsame Spaziergänge. Weit draußen waren schon die blauen Umrisse der Insel Korfu zu sehen. Es schien so, dass er an diesem Tage sein Reiseziel erreichen würde. Obwohl, Adorjan hörte und wusste schon, dass im Kanal von Otranto - bei schönster Morgenwitterung und bester Barometerlage - die Tagesbrise zu Sturmstärke wachsen könne. So nahm er, trotz gestriger Lektion, Kurs auf das offene Meer. Früh nachmittags begann dann der Tanz. Bald musste Adorjan die Segel raffen. Es war allerdings Glück im Unglück, dass sich die Windrichtung etwa mit der Fahrtrichtung deckte; das Boot bewegte sich aber doch

eigenartig: Auf den Wellenrücken war es durch das Eigengewicht fast zum Stillstand gebracht, um dann an der 5-6 Meter hohen, aufschäumenden Vorderseite unerhört zu beschleunigen. Sodann bohrte sich das ganze Fahrzeug in das Wellental hinein und tauchte fast unter. Allmählich begann das geraffte Hauptsegel doch zu reißen. Es blieb nichts anderes übrig, als es ganz einzuholen, damit man nur mit dem Focksegel weiterkam. Um diese Arbeit zu verrichten, musste aber das Ruder, wenn auch kurzfristig, losgelassen werden. Genug, dass sich das Boot seitlich drehte, und, von der hohen Welle herunterfallend, unter der Deckplane halbwegs mit Wasser vollief. Aber es richtete sich im Wellental, dank dem Ballast, sofort wieder auf. So sank es noch nicht. Die nächsten Wellen - wie gewöhnlich - waren etwas flacher, und so blieb ein wenig Zeit zur Erledigung der begonnenen Arbeit, zum Ruder zurückzuspringen und das Boot in die Wellenrichtung zu steuern. Das kleine Segel zog genügend im starken Wind. Jetzt aber: Wie sollte das Wasser ausgeschöpft werden? Eine Hand musste ja immer das Ruder halten, also mit der anderen schöpfen, aber so, dass keine neue Wassermenge durch die geöffnete Plane hereinschwappte. Nun: stets nach hinten schauen, und bei Gefahr die Plane schnell heranziehen... Die Sisyphusarbeit dauerte sehr lange, bis die Versenkungsgefahr gebannt war. Wohin sollte man sich aber jetzt retten? So lange man die Windrichtung hielt, ging es; aber so fuhr man geradewegs auf die noch 2-3 Meilen entfernte Felsküste hin, wo die weit sichtbaren Wellenbrecher Boot und Mensch zerschellen würden. Rechts von dieser Küste war der Eingang des Korfu-Kanals. Wenn man das Kephali-Kap dort umgehen könnte, wäre man schon in Sicherheit. Aber so musste man wesentlich von der Windrichtung und vom Wellengang abweichen - und damit wieder in die soeben ausgestandene Gefahr geraten, und zwar bei geminderter Manövrierfähigkeit, durch die Rumpfbesegelung. An das erneute Setzen des Hauptsegels war nicht zu denken. So beobachtete Adorjan die hinten anrollenden Wellen und nützte jede Gelegenheit, etwas nach rechts abzuweichen, über kleinere Wellen, die sich gewöhnlich zwischen den Großen wälzen. Jene ließ er dann jeweils vom Heck her über sich ergehen. Es war noch die Frage, ob man das rettende Kap so umgehen könnte. Endlich, nach einem stundenlangen Kampf, zog Adorjan kaum zwanzig Meter entfernt an der haushoch aufspringenden Gischt vorbei und fand dahinter bald eine ruhige Einbuchtung, wo er den Anker auswerfen konnte. Hier breitete er seine Einrichtungen an die Sonne zum Trocknen aus und erledigte die notwendigsten Reparaturen. Er spürte aber einen unwiderstehlichen Drang, wiederum unter die Menschen zu kommen, - zu wissen, dass man noch unter den Menschen ist!

Noch am selben Vorabend lief er in den Hafen von Santi Quaranta ein, ohne diese Absicht vorher gehabt zu haben. Während der Hafenkapitän seine Papiere prüfte, sammelten sich Leute um ihn, die kaum glauben wollten, dass Adorjan aus der Gegend von Himara kam. Der Liniendampfer aus Korfu nach Valona kehrte doch heute zurück, weil er sich mit dem Unwetter nicht auseinandersetzen wollte! Jedoch waren die Abstempelung in Durazzo und das Aussehen des Bootes überzeugend. Das übel zugerichtete Boot dann wieder in Ordnung zu bringen dauerte einige Tage. Erst danach kam Adorjan endlich in Korfu an. Er beeilte sich, dort die Formalitäten mit den griechischen Behörden zu erledigen und segelte sofort weiter nach Süden ab, um mit der letzten Brise das kleine Eiland Pontikonissi noch zu erreichen. Die griechische Mythologie sagt, dass es das versteinerte Schiff Odysseus' sei. Die kleine Insel lässt tatsächlich diesen Eindruck zu, sie ist teilweise mit Pinien und Zypressen bewachsen, die sogar an Segel erinnern. Eine so schwermütige Ausstrahlung wie die „Toteninsel“ bei Perast lässt dieser Anblick aber kaum aufkommen. Adorjan fand, dass Pontikonissi schon deshalb nicht die Inspirationsstelle für das berühmte Gemälde war, weil dort keine Tote liegen. Ein Mönch wohnt bei der dortigen Kapelle, daneben gab es einige sonst bewohnte Häuser, die allesamt ein Alltagsleben veranschaulichen. Die schwermütige Inselfama rührte wohl von der Mode, überall ein Toteninsel-Motiv erblicken zu wollen, nebst frühem Aufkommen des Tourismus, dank der Sissi-Fama: Die österreichische „Kaiserin wider Willen“ und die geliebte ungarische Königin baute sich auf Korfu ihr Schloss.

Adorjan wagte die Rückreise erst bei dem am Spätnachmittag abflauenden Wetter. Die Windstille erreichte ihn etwa an der gleichen Stelle, wo er fast abgesunken war. Die Nacht war mondlos, aber die Bergumrisse zeichneten sich auf dem Himmel ab, so war dann mit der Nachtbrise das Weiterkommen noch möglich. Die verhängnisvolle Breite hatte Adorjan wohl schon hinter sich, als auch diese Orientierungsmöglichkeit in der Dunkelheit verschwand. Die Brise hörte auf. Nichts war mehr zu sehen, nicht einmal die Sterne, nur eine gleichmäßig grau-neblige Finsternis. Die totale Blindheit, Stille, Ruhe und Orientierungslosigkeit, - da, wo man unlängst in aufgewühltester Lebensgefahr schwebte, - war unbeschreiblich erdrückend. Oder, ehrlich gesagt, sogar angsteinflößend. Adorjan blieb aber doch seinem Gelöbnis treu: Zum Vorwärtskommen wird er die Ruder nicht benutzen, weil die Vernunft doch sagte, es droht keine Gefahr. Das Unwohlsein verflüchtigte sich erst mit dem anbrechenden Tageslicht, zusammen mit dem sich auflösenden Nebel. Adorjan ließ jetzt seinen Körper von der lebensspendenden Sonne wohligh durch- und durchdringen. An diesem

Tag hinterließ er die Valonabucht und bereitete sich weiter nördlich für den Abend vor, an einer seichten Strandküste. Man ankerte dort in den Sand, etwa hundert Meter von der Küste entfernt, und trotzdem nur in einer Knetiefe. Adorjan kochte sein Abendessen auf dem Petroleum-„Primus“ und legte sich zur Ruhe. Diesmal schlief er sehr gut.

Aber als er morgens die Plane wegschob, wurde er wieder angstvoll überrascht. Drei Albaner standen um das Boot herum, bis zur Kniehöhe im Wasser. Sie könnten ihn hier doch einfach totschießen und das ganze Boot, mitsamt Inhalt, zur Beute machen! Was tun? Adorjan grüßte nun einfach albanisch. Die Leute erwiderten lächelnd und, gewohnheitsmäßig, begannen sie ihn auszufragen, wer er sei, was ihn hierher führte, was er unterwegs erfahren habe... Es war schon beruhigend: keine schlechte Absichten, nur die gesunde Neugier von einfachen Menschen. Adorjan fragte, ob hier Brot, Käse und Eier zu haben wären. Einer antwortete, das kann er bringen, und alle entfernten sich. Nach einer Weile kam der Mann zurück und trug alles mit sich. Adorjan wollte bezahlen, aber der Albaner antwortete fast beleidigt: „Ich bin kein Händler! Du sagtest, dass du das brauchst, und ich brachte es dir“, und er wünschte noch eine gute Weiterfahrt...

Der Levantewind schien günstig zu sein, wechselte aber allmählich zum immer stärkeren Maestral. Ab Mittag war es dann schon so - wie gehabt! Wenn das so weitergeht, dachte Adorjan, und keine geschützte Stelle an der Küste zu finden sei, bleibt nichts anderes übrig, als in der Windrichtung nach Valona zurückzufahren. Doch, als es schon offensichtlich wurde, dass die Segel die Windstärke nicht aushalten können, gelang es, eine kleine Förde auszumachen. Mit ihrer Enge unter steilen Felswänden bot sie sogar den idealen Schutz. Adorjan ruhte sich aus, badete am weißen Kiesstrand, erkundete die Grotten oben in den Felsen und schlug die Zeit einfach tot. An die Weiterreise war einfach nicht zu denken. Gegen Abend stürzte sich die Bora über den Felsspalt herunter, rasende Wolkenfetzen zum Meer hinaustreibend. Morgens wechselte die pfeifende Bora zum Maestral, aber gleich in der Stärke eines Scirocco. Die brechenden Wellen, zwischen den Felsen am Eingang, machten selbst die Ausfahrt unmöglich. Auch in der Förde wühlte sich das Wasser so auf, dass das Boot auf besondere Art gesichert werden musste: Adorjan befestigte einen Strick beidseitig an die Ufer, quer über das Wasser und band sein Boot in der Mitte an. So konnte sich seine „Behausung“ frei bewegen, aber keineswegs irgendwo zerschellen. In der Tat eine traute Behausung, mitten in der menschenleeren und bedrohlich tobenden Natur. Rundum eng zusammengedrängte düstere Felsen, aus deren Spalten hie und da

phantastisch gekrümmte Wurzeln ragten, nur dürre Stämme und Äste zu sehen waren, und dunkle gewundene Zweige aus der Höhe herunterhingen. Aus dem Wasser ragten abgerundete Felsen heraus, wie Rücken von Fabelwesen, sogar mit Schuppen bedeckt: Unheimlich große Patella-Muscheln waren das, die deshalb so groß wachsen konnten, weil sie von niemandem zum Verspeisen gesucht waren. Gegen Abend war die Bora wieder mit Vollkraft da. Adorjan bediente sich an den Muscheln und bereitete gerade ihr abgelöstes Fleisch zum Abendmahl vor, als er von oben wütende Schreie hörte.

Ein weißgekleideter und turbanbewickelter Albaner fuchtelte dort mit seinem knorrigen Stock. Zum Buchtausgang zeigend, schrie er albanisch und italienisch, dass Adorjan sofort hinaus soll. War er ein Räuber? Aber warum wollte er ihn hinausjagen? Adorjan schrie zurück, dass dies bei solcher Witterung unmöglich sei, worauf der Mann, wie ein sagenhafter Zyklop, einen Steinbrocken mit beiden Händen über seinen Kopf hob und so weiter drohte. Dagegen war nichts zu machen, aber Adorjan drohte wenigstens zurück: Wenn er lebend Valona erreichen könnte, würde er dort Anzeige wegen Lebensgefährdung erstatten. Der Mann warf den Stein beiseite und fragte verwundert: „Bist du kein Kontrabandist?“ Jetzt erst war die Sache verständlich geworden! Der Mann fürchtete Unbill für sich selbst, als Schmugglerhelfer beschuldigt zu werden. Adorjan lud ihn zu sich herunter ein, um sich zu überzeugen, dass nichts Verbotenes da war. Dieser setzte sich aber oben auf den Felsen und begann mit den Höflichkeitsfragen. Adorjanklärte ihn auf, dass es eben Menschen gibt, die aus reinem Vergnügen auf Reise gehen. Der Mann selbst erzählte wiederum, dass die Kontrabande hierzulande noch immer zum Alltag gehörte, aber der neue Machthaber, Ahmed Zogu, wollte hier nun einmal Ordnung schaffen. Adorjan erinnerte sich sogleich an diesen Namen, er kannte sogar persönlich den neuen Diktator! Es war knapp vor einem Jahr gewesen: Ein Auto, mit albanischen Herrschaften kehrte bei ihm in Zelenika ein. Dass man in seinem Hotel albanisch sprach, dürfte den Herrschaften von irgendwoher vielleicht bekannt gewesen sein. Adorjan bediente sie persönlich beim Mittagssmahl. Erst als sie wegfuhr, erhielt er Bescheid, wer denn sein Gast gewesen war. Die serbischen Gendarmen waren sofort zur Stelle, um ihn zu verhören. Zogu war damals im Exil, es gelang ihm aber, die albanische Regierung zu stürzen und die Macht zu ergreifen. Noch später, als sich Zogu zum König krönen ließ, folgerte Adorjan: Der vierte König in seinem Hotel!

Der Albaner verabschiedete sich dort oben. Adorjan, wieder vereinsamt, spürte genau, wie es in den alten Zeiten den Seefahrern ergangen sein

mochte, die in eine solche Not geraten waren wie er hier. Aber um Mitternacht schwächte die Bora allmählich ab, und er nutzte sofort die Gelegenheit, noch in der Dunkelheit, mit gerafften Segeln weiterzukommen. Kontrastvoll war es nachher, wieder die alte Gastfreundschaft bei Achilles Dini zu genießen. Danach konnte Adorjan schon in aller Ruhe weiter segeln, bis er das Kap Oštra erblickte. Mit wohliger Genugtuung: Endlich das Kap, das er nicht mehr umsegeln musste.

Zuhause wurde er mit höchster Bewunderung von seinen Neffen empfangen: Károly Baumann junior, in der Familie Buksi genannt, war schon ein stattlicher Junge geworden. Und Adorjans Marineschüler. Er schwamm und tauchte wie ein Fisch; mit allem Meeresgetier war er wohlvertraut, jede Wetterlage konnte er für den gegebenen Tag voraussagen, und ein tüchtiger Segler war er auch schon. Als er aber einmal, ohne zu fragen, das Boot allein bestieg und herumsegelte, verhaute ihn Adorjan erbarmungslos. Das war immerhin kein guter Beitrag zu den Familienverhältnissen mit seiner Schwester. Die Verhältnisse mit der Familie Baumann waren ohnehin schon längst gespannt gewesen. Und seit die Baumanns den Hotelbetrieb übernommen hatten, begannen sie sich auch ganz häuslich einzurichten. Das war allmählich so deutlich geworden, dass man Adorjan auch schon von außen warnte. Jovo Šimrak sagte mit einer Redewendung: Wenn Adorjan nicht aufpasst, bleibt er „ohne Unterhose“. Das spürte Adorjan ohnehin, obwohl er gern bei diesen Zuständen geblieben wäre. Lieber hätte er sich künstlerisch und wissenschaftlich vergnügt, als sich um den Hotelbetrieb zu kümmern. Nun überlegte Adorjan: Er muss nun doch für eigene Erben sorgen, - heiraten also!, - aber erst einmal wieder ganz gesund werden.

Im nächsten Jahr segelte er schon früh, im Mai, fort. Diesmal kam er bis Abbazia hin, hatte also die damalige italienische Grenze zu Istrien überschritten. Unterwegs beschäftigte sich Adorjan, die Badeorte wechselnd, mit den schon häufig anzutreffenden Touristenmiezen. Nach Zelenika kehrte er erst im Spätsommer zurück. Seine Lungenkrankheit ließ er endgültig auf der hohen See. Diese Adriareise, im Unterschied zu jener lebensgefährlichen Fahrt durch den Otrantokanal, glich eher einem Spaziergang. Allerdings, zu jener Zeit war das noch eine außergewöhnliche Leistung, einschließlich doch zwei ausgehaltenen Stürmen, - mit einem Mastbruch. Aber ein Sport ohne Gefahren ist doch kein echter Sport, und mit einem größeren Boot entbehrte man viele Schönheiten. Der Motor ist das prosaischste überhaupt, und er raubt die ganze Freiheit durch die Abhängigkeit von Treibstoff. Es muss egal sein,

ob man irgendwo heute oder morgen ankommt. Wichtig ist die völlige Freiheit: Hingehen wohin und wann man will; essen, trinken und schlafen nach Wunsch und dort zu bleiben, wo es einem gefällt...



Es war schon Herbst geworden, als Adorjan mal wieder zu den Blauen Grotten segelte. Nicht allein: Mit im Boot saß seine - Frau! Aranka Baaden. Trotz des deutschen Namens sprach sie Deutsch nur gebrochen und kaum serbisch. Sie war die erstbeste Ungarin, die auf dem Strande von Zelenika abzukriegen war. Allerdings, eine schöne Frau: mit ausdrucksvollen hellen Augen, das Gesicht mit fein gespitztem Kinn unter der dichten, natürlich gelockten brünetten „Bubifrisur“. Sie hatte ein schwarzes Badekostüm an, dessen zahlreiche Rüschen ihren etwas gesetzten, aber nicht molligen Körper zurückhaltend bedeckten. Aranka war Banaterin, zwölf Jahre jünger als der fast zum Hagestolz werdende Adorjan. Sie war noch in Ungarn geboren und aufgewachsen, aber unlängst eben Jugoslawin geworden. In Pančevo - nahe Belgrad an der anderen Donauseite - arbeitete sie als Angestellte an der Seite ihres Vaters, eines Bankprokuristen. In ihrer Bank sprach sich Zelenika - als „ungarischer Seebadeort“ - herum. So geriet dann Aranka unter Adorjans Fittiche. Kurzentschieden heirateten sie vom Strande weg. Von der Hochzeit in Pantschowa gerade wieder in Zelenika angekommen, verlängerten sie jetzt noch die „Hochzeitsreise“, einige Tage zusammen auf See: Adorjan, der Naturbursche, und Aranka, die gutbürgerliche Tochter der „Goldenen 20er“. Noch in der Dunkelheit, mit der Nachtbrise, segelten sie hinaus, und Adorjan warf den Parangal vor der Felsenküste aus, hoffend, dass es etwas zu essen gibt. Die Grotten begingen sie am Spätmorgen, als der Blauereffekt am schönsten ist. Später hob Adorjan den Parangal: Eine Muräne hatte sich geopfert. Im Olivenschatten des kleinen Strandes kampfend, schnitt Adorjan den schlangenartigen Körper in Scheiben und, frisch am „Primus“ frittirt, ergab sich eine fetttriefende exzellente Mahlzeit. Adorjan wollte nun seine Frau auch in Molunat vorstellen. So segelten sie von dem Buchteingang fort und, bei allmählich abschwächender Tagesbrise, landeten sie vor dem Dorf, wo die Fischer und ihre Frauen noch an den Netzen flickten. Die Frauen zeigten sich entzückt von Aranka, und einige Männer begleiteten Adorjan in die Kneipe, obwohl sie wussten, dass er nie Alkoholisches zu sich nahm. Man saß einfach zusammen, um ihn über die Neuigkeiten auszufragen, wobei Adorjan das Abendessen bestellte: Er wählte eine majestätische Languste aus, welche die Wirtin so lebendig, - dass sie ihren Schmutz schön herausstrampelte, - in das siedende Wasser warf. Schlafen konnte man nur so, dass Adorjan seine Matratzen aus dem

Boot holte und auf den Kneipentischen ausbreitete. Vor dem Abendessen ging er aber mit Aranka noch einmal baden. Im Kies etwas herumwühlend, fand er eine römische Münze. Schon damals war dieser beschauliche Ort bewohnt! Zwischendurch guckte er aber brummend zu den über dem Horizont sich auftürmenden Wolken. Die Sonne verschwand bald dahinter.

Am Morgen war der Scirocco da. Eine tiefe Wolkendecke raste über die Berge hinweg. Das Meer war bleigrau geworden, mit wütend schäumenden Wellen, die draußen an der Felsenküste donnernd zerbrachen. Ihre aufspringende Gischt war selbst hinter einer kleinen Insel sichtbar. Es war nicht kalt gewesen, aber auch nicht mehr warm in der mit Feuchtigkeit gesättigten Luft. Es regnete noch nicht, aber das kommt schon noch. Vielleicht wochenlang. Etwas zu früh hatte das begonnen, noch vor Mitte November. Adorjan schaute der See zu. Diese Hochzeitsreise war mit Sicherheit verdorben. Das Kap Oštra könnte er zwar umfahren, wenn er weit hinaus segeln würde auf die offene See. Mit den Wogen würde man auch fertig, - er fühlte bei dem Gedanken ein Kribbeln, aber, - jetzt war er doch nicht allein. Es blieb nichts anderes übrig, als das Boot hier zurücklassen und über den Bergpass zur nächsten Bahnstation zu wandern. Barfuß ging das aber auch nicht, - der Weg war weit und steinig, - und er hatte das Boot selbstverständlich ohne Schuhe betreten. Arankas Badeschuhe reichten aber wohl soweit aus. Kurzerhand erdachte sich Adorjan etwas: Er schnitt lange, zähe Distelsträucher, flocht sich daraus Bundschuhe und polsterte sie gut mit Gras aus. So ist er mit seiner Frau heimgegangen...

Die unvermittelte Entscheidung Arankas, nur einfach so zu heiraten, hatte im Hintergrund eine gerade aufgelöste Verlobung mit einem Juristen, die sich - durch die Unentschiedenheit des Bräutigams - seit Jahren hinzog. Adorjan war im Gegensatz zur langweiligen Sachlichkeit dieses Verhältnisses wie ein Komet in ihr Leben hereingefallen. Kein steifer Stehkragen und Zwicker, sondern eine exotische, nackte Männlichkeit, durch die bunte Eloquenz noch unwiderstehlicher; aber auch bürgerlich akzeptabel: Adorjan war doch Miteigentümer einer ansehnlichen Unternehmung mit sichtbarem materiellen Hintergrund. Und er legte ihr auch dar, dass man den Hotelbetrieb zusammen am besten weiterführen könnte. Es mangelte ja am finanziellen Fachwissen in diesem Hause, und auch die ökonomische Führung ließ zu wünschen übrig. Nun, es war jetzt so weit: Erst einmal sollten aber die Baumanns ausgehebelt werden. Károly hatte alle Schlüssel, die den Verkehr im Hotel möglich machten, eifersüchtig bei sich behalten. Allerdings: Die Doppelschlüssel waren symbolisch - bei der tatsächlichen Eigentümerin -

bei der Mutter Ida aufbewahrt worden. Als deutlich wurde, dass Aranka schon in anderen Umständen war, schwor sich Adorjan mit der Mutter: Sie händigte ihm den Schlüsselbund aus. Zusätzliche Vorhängeschlösser gab es zuhauf von Arankas Mitgiftskisten her. Sie füllten ja einen ganzen Waggon aus. Adorjan wechselte nun die Schlösser aus, bei Nacht und Nebel. Am nächsten Morgen saß er beim Frühstück mit Aranka und Mutter in der Veranda. Baumann kam wie eine Furie, sagte aber nichts, sondern schmiss seinen Schlüsselbund hin: Der rutschte mit Gekirre über den langen Steinboden zu Adorjans Füßen. Es dauerte nicht mehr lange, bis die Baumanns dann aus Zelenika wegzogen.

Das schöne Leben war für die zurückgebliebene neue Familie damit allerdings vorbei. Adorjan musste auf seine Abenteuer verzichten, und Aranka auf ihre leichten Geselligkeiten. Sie war in Zelenika zwar fast sprachunkundig, echte Freundschaften gab es hier aber auch kaum. Die Familie isolierte sich von den standesgemäß Niedrigeren; das Standesgemäße selbst bedeutete wiederum eher Konkurrenz in der zunehmenden Fremdenverkehrswirtschaft der Umgebung. Und all das war noch mit intellektuell untermauerten nationalistischen Argwohnereien belastet. Aranka war dabei mit ihrer Bürgerschule ohnehin nur auf praktische Ansichten getrimmt. Die nationale Nachkriegskatastrophe, an sich doch ernüchternd, nahm sie letztlich auf die leichte Schulter - im südslawisch gewordenen „Pancsova“. Es änderte sich im Grunde kaum was: Die Zahlenkolonnen in der Bank, die sie zusammenzuaddieren hatte, waren die gleichen geblieben, die ungarischen Freundinnen kicherten über ungarische Burschen nach wie vor gleich: bei den Ballveranstaltungen, auf dem abendlichen Corso oder während der Sonntagspromenade am Donauufer. Allerdings, das gegenüberliegende Ufer war jetzt nicht mehr Ausland und - ganz aufregend - man war benachbart geworden mit der Hauptstadt des neuen Staatsgebildes! Wesentlich änderte sich jedoch die Mode, darauf musste man sich sehr wohl einstellen: sich eine kurzgeschnittene Frisur gestalten und modern kleiden mit Knierock in gerader Linie, ohne Taille und Brustbetonung. Auch manche neue Tänze waren zu lernen, mit gelassenen, oder wenn man wollte, auch grotesken Bewegungen. Überhaupt, als junge Frau durfte man sich irgendwie freier verhalten. Das moderne Benehmen lernte man auch auf eine neue Art - im Kino. Zwei Freundinnen begannen sogar öffentlich zu rauchen! Und zwar demonstrativ mit sehr langen Zigarettenspitzen. Aranka genoss einfach diese Jahre.

Die spartanische Lebensweise, die ihr in Zelenika zuteil wurde, war schon an den Wohnverhältnissen abzulesen. Das war ja eigentlich keine

Wohnung: nur zwei nicht besonders große Zimmer im Hotel selbst, später noch mit einem engen Badezimmer, - dem einzigen im großen Hause, auch für die Hotelgäste. Arankas mitgebrachte Möbel waren hier und in dem langen Flur eingepfercht worden, zunehmend noch mit anderen Betten - so wie eben die Kinder kamen. Jeweils erhielten sie heidnisch-ungarische Namen: Zoltán, Csaba, Ákos und dann auch die Tochter Tünde. Für die Kinder entwarf Adorjan einen folkloristischen Tisch mit zwei Bänken und ein Käfigbett und ließ sie vom Hotelschreiner fertigen, sowie selbstgeschnitzte Bücherregale. Letztlich konnte man sich durch die mit Adorjans Bildern und erlesenen Teppichen dekorierten Zimmer und zwischen den sonst erforderlichen Möbeln gerade noch bewegen. Eine Küche gehörte nicht dazu, die Mahlzeiten wurden aus der Hotelküche heraufgetragen. All das war nun die Domäne Arankas geworden: die vollgestopfte Wohnung in Ordnung zu halten, sich um die Kinder zu kümmern, nebst Küchen- und Wäschereibetrieb und mit dem zugehörigen Personal. Nicht ein Ei und nicht ein Hotelhandtuch durfte ab sofort unkontrolliert durchgehen, und alles wurde auch buchhalterisch evidentierte. Die Exotik der ersten Bekanntschaft hatte sich verflüchtigt, Aranka trug ihre Bürde aber mit Pflichtbewusstsein, - wenn nur Adorjans unerträgliche Eifersüchtelei ihr nicht auch die letzte Lebensfreude verdorben hätte! Adorjan ließ sich dabei mit einer inneren Logik leiten, Tatsachen die dazu nicht passten einfach ignorierend oder umdeutend. Aranka fand Schutz nur bei der Schwiegermutter, die im Extremfall gegen den Sohn antrat.

Die alternde Ida wohnte jetzt alleine in der kleinen Villa. Das Erdgeschoss wurde allerdings vermietet. Dort war sie noch mit den Familienschätzen umgeben, welche die Kriegsplünderungen überstanden hatten. Sie kam jeweils vormittags herüber, um die Enkelkinder zu übernehmen: öfters für ausgedehnte Spaziergänge in die Umgebung, wie eine Glucke mit Küken, oder sie führte sie in ihr Heim, wo sie an einem riesigen Webstuhl Teppiche webte, nach Adorjans Zeichnungsvorlagen.

Die geerbten Schulden konnten bereits getilgt werden, als von Baumanns neuer Unbill kam. Sie hatten - wie denn? - in Split ein kleines Hotel gepachtet, und zwar am Strande Bačvica, wo sich gewöhnlich die ganze dalmatinische Hauptstadt tummelte. Bald lüftete sich dann die Frage: Die Schwester Ida belieh ihr Vierteileigentum in Zelenika für das Anfangskapital und - kümmerte sich um die Rückzahlungen nicht. Der Privatgläubiger sollte sich in Zelenika entschädigen. Eine gewisse Logik war schon in dieser Tat drin: das große Familienvermögen warf nicht einmal soviel Profit ab, wie sein Wert in der Bank Zinsen einbringen

würde. Eigentlich hätte man mit diesen Zinsen fein leben, oder den Gegenwert noch günstiger anlegen können. Adorjan kam das aber nicht in den Sinn - was seinerseits auch vernünftig war: den flüchtigen Wert des Geldes kannte er allzu gut, gerade die Geldentwertungen und politische Valutaänderungen verhalfen ihm zur Tilgung der Schulden. Er hatte außerdem keinen Beruf erlernt, war also auf diese Hinterlassenschaft seines Vaters bitter angewiesen. So ließ er den neuen Forderungen aus Split ihren Lauf, auf weitere Zufälle hoffend. Nach dem zweiten Weltkrieg konnte dann, nur mit dem Silberbesteck Arankas, die Grundbuchlast tatsächlich getilgt werden. Allerdings nahm jetzt Adorjan die Mutter in die Zange: Sie sollte ein Testament machen und die Tochter enterben. Die Auseinandersetzung dauerte bis spät in die Nacht, bis die überforderte alte Frau eine Versprechung abgab.

Nach ihrem Ableben wenige Jahre danach - der altersschwache Doktor Korleit ließ sie an Blinddarm sterben - suchte aber Adorjan das Testament vergeblich. So wurden er und die Schwester halbe-halbe Erben, selbstverständlich gleich mit Forderungen aus Split, den Hotelgewinn aus Zelenika zu teilen. Adorjan wich aus: Es gab keinen Gewinn, - die Unterhaltung des Betriebes fraß alles auf. Beweis: Aufwand zum Ausbau eines Flügelgeschosses, mit Erweiterung der Hotelkapazität um fünf neue Zimmer. Das Geld dazu war allerdings Arankas Bargeldaussteuer gewesen: Die gütige Mutter Ida hatte in ihrem Leben verboten, dieses Geld anzutasten. Die Investition war aber gut angelegt, der Hotelbetrieb brummte. Seit Adorjan die Leitung übernahm und Aranka die Ökonomie auch in Ordnung brachte, wuchs der Besuch stets, vor allem aus der wohlhabenden Tschechoslowakei, und dann wieder aus dem sich allmählich konsolidierenden Ungarn. Man unterhielt auch eigene, provisionsbeteiligte Vertretungen in Prag und Budapest. Es waren Gäste des Mittelstandes, - oft als wiederkehrende Freunde, - die das am Strande schön gelegene Haus sehr gern aufsuchten, obwohl die Komfortabilität allmählich zu wünschen übrig ließ. Nur drei Zimmer hatten fließendes Wasser. Die gute Lage am eigenen Strande, mit dem üppigen Park und mit Waldungen drumherum, nebst preiswertem Angebot, machten aber das Hotel in den Sommermonaten noch immer konkurrenzfähig.

Adorjan animierte die Gäste munter wie eh und je. Als die Saison vorbei war, widmete er sich dann der Verschönerung der Innenräume: Eigenhändig malte er das einfache Hotelmöbel und die kahlen Wände mit folkloristischen Ornamenten aus, aber auch mit Mythologiedarstellungen - so wie er diese deutete. Eigentlich hatte Adorjan keine besonderen künstlerischen Ambitionen mehr. Alle seine

Begabungen stellte er völlig einer bereits ausgereiften Theorie zu Dienste: Die Ungarn kamen nicht aus Asien - sie sind Urvolk des Karpatenbeckens und Träger von Ursprüngen der Weltkultur. Die asiatische Theorie, welche die ungarische Sprache als eine neuentstandene Mischsprache darstellte, ist nichts anderes als eine österreichische Diffamierung, voll mit deutlichen Widersprüchen. Die sind schon dadurch greifbar, dass diese - österreichische! - Theorie zugeben muss, die weit in Mittelasien lebenden türkischen Stämme haben mehr Gemeinsamkeiten mit der ungarischen Sprache als die Nahöstlichen. Das heißt, - so diese infame Theorie, - die Ungarn waren eiligst aus Asien hierher geritten, und hatten alle ihre europäisch klingenden Wörter hier aufgesammelt. Ein Unfug! - argumentierte Adorjan, oft vor seinen Gästen; abgesehen von historischen Unstimmigkeiten und anderslautenden mythologischen Zusammenhängen, ist das selbst linguistisch nicht haltbar. Mit seiner bereits ausgeklügelten Gegenargumentation suchte nun Adorjan wieder Kontakt zu Tante Babiska. Sie lebte noch immer munter alleine und war über die kaum mehr erwartete Nachricht ganz erfreut. Adorjans provokative Schrift - „? Fragen ?“ - war ihr soeben zugeschickt worden mit dem Ersuchen, ob sie das irgendwo veröffentlichen lassen könnte? Obwohl wenig interessiert, empfahl sie das Schriftstück einem Provinzblatt. Die gesammelten Folgen trug sie dann persönlich nach Zelenika. Sie wollte einfach die Familienverbindung wieder einmal aufnehmen und dabei doch ein bisschen auch dienlich sein. Einige Jahre blieb sie dann noch im Briefwechsel mit Adorjan - vor Übertreibungen mahnend. Die „? Fragen ?“ verhallten allerdings wirkungslos, obwohl Adorjan auf eigene Kosten diese auch als Heft drucken ließ und bekannten Wissenschaftlern zustellte. Er nahm eigentlich nicht wahr, dass die „asiatisch-türkische Theorie“ längst gegenstandslos geworden war angesichts der „finnougrischen Theorie“, Während Adorjans eigene „Urheimat-Theorie“ dementsprechend unausgegoren blieb, allerdings bei einem Feuerwerk von verblüffenden Fragestellungen.

Für Adorjan sind die wissenschaftlich gültigen linguistischen Auffassungen nur eine „offizielle Linguistik“ gewesen. Weil bestimmte, von ihm als relevant gehaltene Analogien damit als „Zufall“ abgetan wurden. In seinen „? Fragen ?“ ging er auf diese Lässigkeiten mit provokativen Fragen – wie „Ist das ein Zufall?“ - ein. Und, gestützt auf seine ausgedehnte Polyglottie, nebst seiner ungeheuren Belesenheit, sich selbst zum Ethnographen deklarierend, zog er sogar finnougrische Argumente in seine Betrachtungen ein. Wie im Falle des Wortes „kő“ = Stein. Das sollte vom slawischen „kam“ stammen? Aber schon die Einsilbigkeit deutete auf die ungarische Ursprünglichkeit, weil es in der

ungarischen Sprache eine Regel ist: Fast alle Wörter, die der Urmensch schon brauchen musste – sind einsilbig. Diese Regel ist in den „arischen Sprachen“ nicht so eindeutig. Darüber hinaus aber: woher dann das finnische „kive“ = Stein? Und wieso dort der „v“- Zusatz, wenn man ungarisch auch sagt: „kövé-vált“ = versteinert? Oder wenn, analog, das altungarische „szű“ = Herz, heute als „szív“ ausgesprochen wird? Klar: das „kam“ ist ungarischen Ursprungs, zumal im Serbischen das entsprechende „okamenio“ ganz anderen Sprachregeln folgt. Aber noch viel mehr: ungarisch „kemény“ = hart, ist lautgemäß genau mit der Eigenschaft des Steins verknüpft, während das slawische „tvrđ“ nichts mit „kam“ zu tun hat! Und noch weiter, im Bezug auf die Härte: „kova“ = Flintenstein - das bevorzugte Material für die Steinzeit-Werkzeuge. Diese Selbstverständlichkeit kommt in keiner europäischen Sprache in solchem Lautzusammenhang vor. Der Urmensch, der seine Steinwerkzeuge hämmert-splittert, ist entsprechend ein „kovás“ - slawisch „kovač“ = Schmied! Und so weiter: Nur durch die ungarische Sprache werden manche Lautgruppen zusammenhängend verständlich - auch bis zum slawisch-deutschen „kuva-kocht“; entsprechend an das ungarisch denkbare „kovaszt“, etwa die heiße Steine ins Wasser werfende Urtätigkeit... Solche Zusammenhänge gibt es allerdings auch hinsichtlich der griechischen und lateinischen Sprachen! Wie aber, wenn die Ungarn nur ein hergelaufenes Volk in Europa sind? Zum Beispiel: griechisch „kampylos“ = krumm, ungarisch „kampó“ = Haken, aber auch finnisch „kumara“ = krumm; nebst Latein „hamus“ = Haken. Wie kommt es, dass das ungarische „ugar“ = unbestelltes Feld mit dem griechisch-lateinischen „agro“ übereinstimmt, wenn das sumerische „agar“ mit dem Ungarischen gleichbedeutend ist? Ferner, wie ist es zu deuten, dass „hártya“ = dünne Haut (merke auch die deutsche Analogie!) - nebst siebenbürgisch-ungarischer Mundart „kártya“ = hölzerner oder aus Bast improvisierter Wasserbehälter - und „háncs“ = Geschältes oder Bast - allesamt mit dem Zivilisationswort „Charta“ übereinstimmen? Was ist denn ursprünglicher: Wasser oder Wasserleitung? Oder, hatte die ungarische Sprache doch das Latein beeinflusst? Und damit die modernen europäischen Sprachen? Hundert solcher provokativen „Fragen“ stellte Adorjan auf...

Nie wurde aber eine Frage beantwortet. Das stärkte dann nur Adorjans Überzeugung: Er wird totgeschwiegen - durch deutsche und jüdische Beeinflussungen; die haben ja schon immer am ungarischen Selbstbewusstsein geknabbert. Vergeblich aber - Adorjan war davon überzeugt - schon durch die Rassenüberlegenheit der Magyaren. Mit seinen Theorien, oft lauthals den Hotelgästen vorgetragen, wirkte Adorjan gelegentlich sichtbar faszinierend. Vereinzelt hatten manche

Gäste seine Schriften zu Veröffentlichungen in Ungarn auch vermittelt. Wie auch die seltsam neue Rassentheorie. Wonach – zivilisationsrelevant – die ausdauernd arbeitsamen Ungarn friedlich prosperieren können, während die langschädlichen, kriegerischen Arier zum Aussterben bestimmt sind. Der biologisch hochentwickelte Rundschädel ist ein unübertrefflicher Vorteil. Auch neuerdings belegbar: Trotz der beispiellosen Nachkriegskatastrophe raffte sich Rumpfungarn wieder auf und überflügelt sichtbar die sich siegreich gebärdenden Rumänen und Jugoslawen. Nur die Tschechen waren noch gewissermaßen voran, die waren aber die größten Kriegsgewinnler: haben sie doch die gesamte Industrie der Monarchie fertig geerbt.

Adorjan hatte befriedigt beobachtet, hier in Jugoslawien, wie sich die Kroaten gegen die Serben stemmten, – unter Berufung auf die vorbildliche Autonomie ehemals im ungarischen Verband! Worauf ihre Abgeordneten im Belgrader Parlament – abgeknallt wurden. Anlass wiederum für den serbischen König, Alexander, eine Diktatur einzuführen. Aber auch in Ungarn war die „starke Hand“ nicht überflüssig: die des Premierministers Gömbös. Adorjan billigte es, dass Gömbös, gleich nach der Machtübernahme, nach Ankara zu Atatürk, nach Rom zu Mussolini und – als allererstes Regierungsoberhaupt – auch zu Hitler nach Berlin reiste, also zu den beispielhaft nationalistischen, stärksten Männern Europas. Diese Männer interessierten ihn ganz spannend. Er las begeistert das grün gebundene Buch über den türkischen Helden, der die Amputation seines – asiatisch verschrieenen! – Landes verhinderte; er verfolgte aufmerksam die ganztags gut hörbaren Rundfunksendungen aus Bari. Und er legte sich das Buch „Mein Kampf“ auf den Nachttisch. Besonders freute sich Adorjan über die intensive Zuwendung Ungarns an Italien: Er hatte eine gallige Auseinandersetzung mit dem Hotelgast, der sich über „Gömbölini“ mokierte und trauerte dann aufrichtig wegen dessen frühem Tode.

Zu dieser Zeit arbeitete er schon an seinem umfassenden Gesamtwerk, womit die Urheimat-Theorie allseits ausgeleuchtet werden sollte, als sich eine heidnische Glaubenssekte an ihn wandte. Es war das deutlichste Zeichen, dass Adorjans Ideenwelt in Ungarn einen gewissen Anklang fand. Die Sekte war ein Zweig der „Turanisten“-Bewegung gewesen, die bis Indien und Japan hin das „verwandtschaftliche Bewusstsein“ mit Turk- und Mongolenvölkern aufleben lassen wollte. Und zwar als Gegensatz zum infamen Westen. Viele tief enttäuschte Intellektuelle wandten sich schon dieser Idee zu. Auch der Schamane jener Sekte war ein praktizierender Rechtsanwalt. Allerdings, Adorjan musste erkennen: Was die dort trieben, beruhte auf sehr primitiven Ansätzen –

vordergründig aus gängiger Literatur kompiliert - ohne tiefere ethnologische und mythologische Kenntnisse. Diese Heiden versammelten sich um einen eigens gebauten Turm, in den Budaer Bergen, mit einem kostbaren Bronzeadler, dem sagenhaften „Turul“ obenauf. Zur Opferung von weißen Rössern reichte es zwar nicht, das ersetzten sie aber mit dem Ritualschlachten von weißen Kaninchen. All das berichteten sie im eigenen Blättchen, was sie auch Adorjan regelmäßig zustellten. Sonstige Zeitungen waren aber auch auf diese Exotik aufmerksam geworden, so anlässlich einer „Neugeborenenweihe“: Der schwarzgekleidete Schamane, mit aufgestickter Sonne auf dem Gewand, machte symbolische Messerschnitte über die Wangen des Babys. Ein Journalist fotografierte die Szene. Dann gelang es ihm aber, heimlich auf die kleinen Wangen Zwetschgenmarmelade zu schmieren, und er fotografierte das auch. Die „blutigen“ Bilder in den Zeitungen riefen ein öffentliches Entsetzen hervor; die Sekte musste dementieren und - alles soff in homerischem Gelächter ab.

Damit fühlte sich Adorjan aber veranlasst, eigene Ansichten über die etwaige heidnische Religion zu veröffentlichen, und zwar in einer Sonderbroschüre: „Der goldene Spiegel des Gewissens. Daten aus der Sittenlehre der ungarischen Urreligion“. Das höchste Sittengesetz der Ahnen war - führte Adorjan aus - das Gewissen. Das Gewissen leitet den Menschen absolut unfehlbar auf dem rechten Wege, wenn man nur auf es hört. Sicher, es gibt auch ein relatives Gewissen, das auch Grausamkeiten rechtfertigt - das ist aber nur eine Folge von falschen Erziehungen. Allenfalls: Das Gewissen ist eine Art Gedanke, es ist im Grunde die Auswirkung einer inneren Energie. Jede Art Energie auf der Erde stammt aber von der Sonne ab. Die Ahnen wussten das schon, daher ihre Sonnenverehrung an den Vater allen Lebens, der die Erde - die Mutter allen Lebens - befruchtet. Personifizierte Spuren dieser Verehrungen waren der Schöne Miklós mit langen goldenen Haaren und die Fee Ilona. Beide sind aus der Mythologie und in den Volksmärchen noch erkennbar. Nun, es gibt ethnographische Berichte über eine Art runde Spiegel, die, besonders von ungarischen Hirten, stets mit sich getragen werden. Heute natürlich aus Glas, aber in Urzeiten sind Spiegel aus glatt geschliffenem Kupfer oder Messing hergestellt worden. Oder gar aus Gold! Der gelbe runde Spiegel: Er ist ein Sinnbild der Sonne. Und man sieht sich darin selber - die eigene Seele! Und diese spricht immer nur das Gerechte; das ist mit zahlreichen Märchen belegbar: Das bekannteste ist die Schneewittchen-Erzählung! Oder der Aberglaube, das Zerschlagen des Spiegels bringt Unglück, - weil das Gewissen verstummt. Damit schließt sich der Kreis: Aus dem goldenen

Sonnenspiegel, wenn man darin hineinschaut, spricht uns der Sonnenvater an und lehrt uns göttlich. Dieser erhabene Glaube verkam aber bei den arischen Völkern, - „Arier“ ist für Adorjan mittlerweile ein Schimpfwort geworden, - zu autoritären „Abkanzelungen“ hoch von Kirchenkanzeln herab. An sich ein Relikt der ursprünglich naturgebundenen Einrichtung in heiligen Hainen, wo der Schamane von einem Baum herunter das Volk lehrte, die Sonne selbst sprechen lassend! Ob diese Sitten im Ungartum wurzeln? Die griechische Mythologie berichtet über das selige und hochkultivierte Volk der Hyperboreaner, weit hinter der Balkangebirge und des Boreas-Windes. Also im Donaugebiet! Wo der Sonnengott Apollon – Miklós! - und die Naturgöttin Artemis – Ilona! - verehrt werden. Und noch dazu: In einer Hymne des nächstverwandten Wogulenvolkes wird der Sonnengott mit langen goldenen Haaren besungen, gepflegt von der geliebten Fee. Haare, die bis auf die Erde herunterreichen...

Neuerdings machte sich Adorjan auch über eine Sage her, die den Mythos der Nation-Entstehung bildet. Die kannte ja jedes Kind, auch durch eine neuere literarische Dichtung. Die Brüder Hunor und Magor, einen sonderbaren Hirsch verfolgend, trafen im Walde auf Feen, raubten sie und wurden die Stammväter der Hunnen und Magyaren. Adorjan wusste aber, dass noch viele Sagen über einen „Wunderhirsch“ existieren, so bei verwandten Völkern im Uralgebiet, sogar bei den Bulgaren, und auch dass sie unlängst noch von ungarischen Barden gesungen wurden. Immer über einen Hirschen, der mit Glimmerlichtern erscheint oder - christlich verbrämt - auch ein leuchtendes Kreuz zwischen dem Geweih trägt. Adorjan verglich zahlreiche Sagen und überlieferte Darstellungen, studierte auch die Zoologie des Hirsches und konstruierte sich eine abgerundete Vorstellung: Der Wunderhirsch sei ein Symbol des umnachteten Universums. Er schimmert mit Sternen auf den Haaren - der Urhirsch ist so gefleckt gewesen - mit dem Mond auf der Brust und mit dem großen Morgenstern an der Stirn. Zwischen den Stangen seines Geweihs trägt er die rot aufgehende Sonne, umschwärmt noch von funkelnden Sternen je auf den Geweihspitzen. Die Gesänge vom Wunderhirsch besagen nämlich, dass er vom Himmel kommt, mit Sternen am Geweih, „die unangefacht zünden und unausgelöscht ausgehen“; Volksstickereien zeigen besternt Hirsche, es gibt ägyptische Darstellungen mit einer Sonne zwischen den Hörnern, die Szythen haben den Hirsch verehrt, Schamanen tanzen noch mit Rehgehörn am Kopf, und, - allgemein bekannt, - in der Höhle Trois Frères gibt es die fünfzehntausend Jahre alte Darstellung eines völlig als Hirsch verkleideten „Zauberers“. Solche Rudimente zusammentragend, malte Adorjan - wunderschön! - den besternten Märchenhirschen; und er

stellte auch ein Kostüm her: eine Hirschmaske mit rotleuchtendem Lampion, mit blinzelnden Kerzen und mit einem langen, sternverzierten Mantel zum Umhängen. Diese „Rekonstruktion“ rechtfertigte Adorjan damit, dass die Verbreitung einer ursprünglichen Sage, durch viele Tausende Jahre währende Zeit, durch immense Räume und auch durch Auffassungsänderungen, unvermeidbare Zersetzungen erfahren muss. Die Rekonstruktion kann aber so erfolgen, dass man alle noch auffindbaren Rudimente gewissenhaft zusammenträgt und dann logisch ordnet. So erkennt man die passenden Wiederholungselemente als die Ursprünglichen, während man die unpassenden Streuelemente eliminiert. Damit ist die Ursprungsform fast mathematisch wieder herstellbar.

Während Adorjan so forschte, entging ihm aber auch nicht, dass sich die reale Welt um ihn herum irgendwie änderte. Der jugoslawische König war schon einige Jahre tot. Kroatische Nationalisten hatten ihn in Marseille umgebracht. Das nach dem Gusto Frankreichs geordnete Europa begann irgendwie zu bröckeln: Die deutschen Truppen rückten ins Rheinland kurzerhand ein, und die Franzosen kuschelten regungslos. Vielmehr, die französische Mannschaft, beim Einzug in das Berliner Olympiastadion, grüßte sogar Hitler mit ausgestreckten Armen auf deutschnationale Art! Und Mussolini, - der Italien bereits auf Vordermann brachte, - ging zu höchst feierlichem Besuch auch nach Berlin. Adorjan fand besonders nett, dass mit einer Ausstellung in München die mittlerweile ganz verzerrt gewordene moderne Kunst als entartet angeprangert wurde. Er begann, seine schwarzen Haare schräg über die Stirn zu kämmen und ließ unter der Nase einen kurzen Schnauzbart wachsen. Bald danach marschierten die Deutschen in Österreich ein und, diese Elenden, freuten sich euphorisch über die Auflösung ihres Staates. Dann zog Hitler die Engländer über den Tisch und löste die Tschechoslowakei auf, - zu Gunsten Ungarns: Die ungarische Bevölkerung entlang der slowakischen Grenze konnte wiedervereinigt werden. Die nüchterne Aranka meldete allerdings Probleme: Es war beschwerlich geworden, - sogar! - die wachsenden Kinder mit Schuhen zu versorgen. Das Hotelgeschäft hatte plötzlich deutlich nachgelassen; die gut betuchten Tschechen blieben völlig aus, die Ungarn waren auch rarer geworden, einige neue Deutsche machten die Verluste nicht wett, und serbische Urlauber waren ohnehin kaum maßgebend gewesen. Das Hotel begann an der Substanz zu zehren; man sah sich genötigt, billige, unqualifizierte Hilfskräfte einzustellen. Die Zusammenarbeit mit den mittlerweile aufkommenden Touristikagenturen war zu ungenügend für Einzelgäste. Für Pauschalarrangements war Adorjan aber nicht zu haben: Man stellte ihm Auflagen und bürdete Bedingungen auf! So

verkaufte er die von der Mutter geerbte chinesische Porzellangarnitur und die väterliche Waffensammlung. Die Söhne - den kleinen Ákos noch im Vorschulalter - spannte er zur Pflege des Hotelparks ein. Zoltan machte er sogar für die Hälfte der ausgedehnten Anlage verantwortlich. Aber, Adorjan beobachtete seinen ältesten Sohn auch mit besonderen Hoffnungen: Dieser zeichnete nicht nur sehr gut, wie Adorjan selbst im frühen Alter, sondern er verschlang bereits jedes Buch, das ihm in die Hand geriet; - sogar für die Theorien des Vaters interessierte er sich, - wofür sonst keine Spur in der Familie vorhanden war. Zoltan sollte also eine entsprechende Ausbildung bekommen - um diese ungarrehabilitierende Theorie vertiefen zu können. Sein Gymnasiumsantritt in Herceg-Novi war aber dazu wohl kaum geeignet.

Die Ereignisse in Europa waren indes immer bedrohlicher geworden: Deutschland nötigte Polen und der Westen drohte gegen Deutschland. Nur die treuesten Hausfreunde wagten sich in diesem Sommer nach Zelenika. Zwei befreundete Ehepaare waren da: Dr. Tibor Pethö mit Ehefrau, ein Richter des Budapester Gerichtshofes und, vornehmlich, Frau Lenke Jókay mit Gemahl - einem hohen Postbeamten. Frau Lenke, die von Geburt den Zunamen des berühmtesten ungarischen Romanciers trug, war völlig von Adorjan verzaubert. Sie war selbst eine bescheidene Schriftstellerin und nahm sich vor, einen Roman gemäß Adorjans altungarischen Vorstellungen zu verfassen. Um sich in diese außergewöhnliche Ideenwelt einzuleben, reiste sie wiederholt nach Zelenika - stets im Schlepp mit dem Familienfreund Tibor - und führte sonst einen regen Briefverkehr mit Adorjan. Abends saßen sie nun alle, mit Adorjan und Aranka, unten der Eckpalme auf der Veranda, im vertrauten Kreise. Allmählich bildeten sich gewisse Zukunftspläne heraus: Adorjan sollte doch seinen Wälzer, betitelt als „Urkultur“, endlich für den Druck zusammenfügen: Tibor und Lenke würden sich um den Verleger kümmern. Diesmal wurde aber auch Zoltan besonders aufmerksam beobachtet. Ein sonderbares Kind: schlank und zärtlich, ist er doch immer gut aufgelegt und verspielt. Aber, wenn er einen Buchstaben sieht - lässt er alles beiseite. Er benimmt sich immer aufrichtig, ist aber oft zerstreut - wie ein kleiner Professor. Den Gesprächen der Erwachsenen hört er altklug zu, mit weit geöffneten Augen, als würde er die Wörter in sich aufsaugen. Adorjan meinte, dass der Knabe in seiner Erscheinung irgendwie Züge seines Großvaters trägt. Den Wunsch, ihn in Budapest weiterbilden zu lassen, erwogen unter sich Tibor und Frau Sara. Und sie fanden sich bereit, den Jungen in ihre Obhut zu nehmen. Als beide Familien abreisten, war schon alles hieb und stichfest. In den kommenden Monaten wird Adorjan sein Lebenswerk fertig machen und das ganze Schrift- und

Zeichnungsbündel zusammen mit Zoltan in seinem Gepäck nach Budapest schicken.

Danach wurde aber Polen überrannt. Polen! - ein historischer Freund und, irgendwie, auch Schicksalsgefährte Ungarns: Adorjan rasierte seinen Schnauzbart umgehend ab.

Weiter geschah aber wieder nichts; nur weit im Norden fackelte der Krieg weiter. Adorjan wagte es, gemäß Absprache vorzugehen: Noch vor dem Jahresende begleitete er den Sohn an die ungarische Grenze, ermahnte ihn dort, auf das Schriftenbündel gut aufzupassen und ließ ihn nach Budapest abreisen. Tibor und Lenke hatten das Telegramm unterschrieben; der Junge war gut angekommen. Adorjan blieb in Zelenika bei seinen zunehmenden Existenzsorgen. Unverständlich! Wieso befindet sich eigentlich ein neues Hotel im Bau, in der unmittelbaren Nachbarschaft? An demselben Strande? Es soll nicht nur Einzelzimmer je mit eigenen Nasszellen erhalten, sondern auch feine Appartements, hoch im dritten Obergeschoss. Nur im fernen Dubrovnik und in Budva gab es angemessene Konkurrenz. Wie wird das - auch noch! - ausstehen sein? Das entstehende Haus war noch im Rohbau, als der Krieg Westeuropa erfasste. Und noch mehr: Italien griff Griechenland an, aus dem benachbarten Albanien, worauf das paktpflichtige Deutschland aus Bulgarien einfiel. Der Krieg erreichte auch den Balkan. Jugoslawien rief die allgemeine Mobilisierung aus, und die Reservisten wurden nun - bei Adorjan einquartiert. Alles Möbel wurde in drei Zimmer eingelagert und überall Stroh ausgebreitet, als Schlaflager für die Soldaten. Im Park standen die Karren, grasten die Pferde und rauchten die Gulaschkanonen. Die Idylle wurde aber bald durch Bomben auf den Hafen gestört, diese „Hotelgäste“ wühlten sich auf und liefen weg. Nach einer tagelangen Stille dröhnten plötzlich Motoren auf. In unendlicher Reihe kurvten merkwürdige Soldaten auf der Straße um den Hotelpark herum, mit flatternden Federbüschen auf ihren runden Helmen: Bersaglieri! - erkannte sie Adorjan. Es wurde ihm irgendwie warm ums Herz. Die Italiener waren da, vielleicht stillte sich jetzt der immerwährende Ungarhass um ihn herum, der von der Hotelkonkurrenz geschürt und auch durch amtliche Schikanen stets erschwert war. Trotzdem mahnte er sich zur Zurückhaltung. Wer weiß, wie der Krieg enden wird? Mit dem einfachen Volk hatte man eigentlich keine Schwierigkeiten, während hier schon die Österreicher und dann die Serbier herrschten. Jetzt sind Italiener da, aber, das Volk bleibt immer das Selbe...

Man brachte das Hotel schlecht und recht wieder auf die Beine, Gäste gab es wie immer, als Durchreisende zwischen Eisenbahn und Schiff. Das nunmehr fertiggestellte Nachbarhotel belegte das italienische Ortskommando, so war wenigstens keine Konkurrenz da. Die Zustände schienen sich irgendwie zu stabilisieren. Jugoslawien war zersetzt, Italien annektierte die Bucht - man war italienischer Staatsangehöriger geworden - Kroatien und Bosnien-Herzegowina bildeten zusammen einen neuen Staat, und Ungarn rückte auch bis zur Donau herunter. Adorjan dachte nun, den Sohn von dort heimzuholen. Übrigens, auf ihn wartete auch eine Erbschaft in Budapest: Der Bruder seiner Mutter war längst gestorben, und jetzt verstarb auch seine Frau, die Tante Gizi. Diese Erbschaft war allerdings mit der Schwester Ida zu teilen.

Adorjan traf deshalb mit ihr in Budapest zusammen, wo Ida bei der Schwägerin wohnte. Ihr Hotel in Split war pleite, und der Mann aktivierte sich wieder als Offizier - fern im wiedervereinigten Teil Siebenbürgens. Ida war, im Gegensatz zu ihrem noch gut aussehenden und rüstigen Bruder, schon eine alternde Frau, gezeichnet von wiederholten Missgeschicken. Eigentlich waren sie nie verfeindet gewesen; Ida verhielt sich nur loyal zu ihrem Mann. Sie saßen jetzt zusammen in der alten Konditorei der Trinitätgasse, auf dem Burghügel, und Adorjan wollte viel über Buksi wissen. Idas Sohn war in Zagreb geblieben, als Schiffbaustudent. Ab und zu konnte man über ihn in den Zeitungen lesen: Karlo Baumann war ein berühmter Segelsportler geworden! Er war der erste Promotor von olympischen Yollen in Jugoslawien, er baute sich das erste Boot selbst, in Split, und galt als der prominenteste Sportsegler dieser Kategorie. Sogar auf der Olympiade in Berlin! Bei der olympischen Regatta in Kiel segelte er als fünfter durch das Ziel, und zwar allen Europäern voraus. Die jugoslawische Meisterschaft behielt er dann - auf allen Regatten - durchgehend bis zum Krieg. Adorjan freute sich aber besonders für den ersten großen Erfolg Buksis, noch vor der Olympiade, auf dem Plattensee. Ida erzählte, dass Buksi schon damals die europäische Meisterschaft eroberte, und zwar bei einem orkanartigen Sturm: Seit dem Start war er Hunderte von Metern voran, während einige Konkurrenten kenterten. Seitdem galt Buksi - es wurde nicht verschwiegen, dass er von seinem Onkel in Zelenika schon als Kind segeln lernte - als Derjenige, der die internationale Aufmerksamkeit auf den jugoslawischen Segelsport lenkte.

Die nicht unbedeutende Erbschaft wurde geschwisterlich geteilt: Es gab Bares auf der Bank und Schmuck zum Verkaufen, allerdings musste die verzögerte Wohnungsmiete samt Zinsen, im vornehmen Burgviertel, auch beglichen werden. Ida übernahm das gesamte, schöne alte Möbel,

Adorjan holte sich nur das große Flügelklavier und die Bibliothek; nebst eingerahmtem - eigenen! - Bild des in seine Gedanken versunkenen Attila. Nur so viel konnte man bei Tibor unterbringen. Der Richterfreund wohnte nicht gerade in Budapest, sondern etwas nördlich, in einer feinen Ortschaft an der Donau, mit guter Zugverbindung zum Westbahnhof. So konnte Adorjan - jetzt auch Gast im Hause zusammen mit dem Sohn - leicht nach Budapest pendeln, wo es noch einiges zu erledigen gab. Und zwar mit dem alten Cousin-Kumpanen Béla Ferdinándy. Der war Gendarmenhauptmann geworden. Seine Mutter, die findige Etelka, war auch schon einige Jahre verstorben; übrigens, längst überließ sie dem verheirateten Sohn jenes Haus an der Stadtperipherie. Sie weilte meist standesgemäß, als verwitwete Baroness von Máriássy, im ihr zur Verfügung stehenden Renaissancepalais zu Lócse, oder Leutschau, wie die edle Zipser Stadt sonst - neuerlich Levoča - in der Slowakei heißt. Ihr goldgerahmtes Standbild, in Naturgröße, hing noch über dem Kamin in Bélas Salon. Er hatte Adorjan überredet, seinen Eigentumsanteil am alten Familienhaus unter dem Burghügel - wo Adorjan früher abzustiegen pflegte - ihm zu verkaufen. Béla war an dem Haus schon der überwiegende Eigentümer, und er hätte das gern noch weiter abgerundet. Adorjan war einverstanden und strich so, samt der anderen Erbschaftssumme, einen schönen Geldbetrag ein. Was nun aber damit? Am liebsten hätte er das Geld für das Hotel in Zelenika verwendet. Für eine wesentliche Modernisierung war aber die Summe doch ungenügend.

Béla wusste Rat: Hier war doch die steinreiche Verwandtschaft, die bei dem alten Familiennamen Unger blieb. Einerseits hatten sie das altvornehmste Budapester Hotel „Astoria“ erbaut; andererseits war Béla mit einem Zweig dieser Familie in Bekanntschaft, die am Plattensee an einem feinen Hotel beteiligt war. Adorjan wurde sofort hellhörig, obwohl er von dieser Verwandtschaft nichts wusste; die Familien lebten sich schon vor einem Jahrhundert auseinander. Diese Unger stammten vom Bruder seines Urgroßvaters ab. Béla meldete ihn nun bei Ervin Unger an, der Adorjans Altersgenosse war und damit sein Cousin dritten Grades. Ein stattlicher Mann, und Adorjan kam es vor, als wäre etwas von seinem Vater an ihm - etwas - in den Gesichtszügen, in der Mimik? Dass er ein außergewöhnlicher Mensch war, das erzählte schon Béla. Ervins Vater - von dem auch Ervins zwei Brüder stammten - zwang ihn, Husarenoffizier in der österreichisch-ungarischen Kavallerie zu werden; obwohl er keine Lust am Militärdress hatte, sondern zu „unstandesgemäßen“ Naturwissenschaften neigte. Wenigstens unterrichtete er Mathematik an der Militärakademie Ludovika. Eigenwillig heiratete er eine bildhübsche aber arme Edelfrau. Nach dem Kriege

diente Ervin noch als Husarenmajor, aber dermaßen lustlos, dass er offenen Trotz betrieb: Einmal kommandierte er „ruht!“ seiner Schwadron, als das ganze Regiment in Habacht erstarrte. Frühzeitig beantragte er die Entlassung, studierte noch Ingenieurwesen, lebte aber aus den Erträgen seines großen Erbteils. Zwei Söhne und eine Tochter mehrten seine Familie. Der älteste, ein Priester, war nicht anwesend; der Jüngste war noch ein Kind. Die Tochter, eine junge Grundschullehrerin, lebte weiterhin mit den Eltern in der gutbürgerlichen Etagenwohnung. Adorjan und Béla wurden in diesen Familienkreis eingeladen. Ervin hörte mit deutlichem Interesse Adorjans Erzählung über seinen Vater an, der auch ein Husarenrittmeister war, aber gesundheitlich früh entlassen werden musste und ein Hotel in Dalmatien gründete. Und er würzte noch die Unterhaltung mit Anekdoten aus dem eigenen Husarenleben. Allmählich ging dann Adorjan zur Sache über: Das Hotel - zwar in exzellenter Lage - sei schon überaltert und könne wohl die Nachkriegskonkurrenz so nicht durchhalten. Wesentliche Umbauten seien erforderlich, und zwar rechtzeitig. Dazu suchte er schon jetzt Kapitalbeteiligung. Ervin verstand es. Nur, die eigenen Geldmittel habe er bereits gut angelegt und bei seinen Brüdern oder sonstwo wolle er nicht vermitteln. Für eine solche Investition am Rande der Welt! Er sprach seine Zweifel auch aus: Der jetzige Kriegsverlauf gab viel zu bedenken. Hitlers Truppen stürmen zwar durch Russland voran, aber nur weil sie im Westen ins Stocken geraten waren. Diese Offensive ist der reinste Wahnsinn, das weiß er aus eigener Erfahrung, er war ja dort im ersten Krieg doch selbst verwundet worden. Und Italien, wo zur Zeit Adorjan geraten war, ist jetzt völlig an diese verrückten Deutsche ausgeliefert. Mussolini konnte nicht einmal mit den Griechen fertig werden und, nach der Zerstörung seiner Flotte, beherrschen die Engländer bereits das Mittelmeer. Die Afrikakolonien hatte Italien deshalb schon verloren. Italien gehe mit Deutschland gemeinsam unter, und was dann mit Adorjans kleiner Heimat geschieht - das steht völlig in den Sternen.

Adorjan musste klein begeben. An sich, nicht einmal er selbst wagte es, das vorhandene Geld nach Zelenika zu tragen. So schlug er Tibor vor, das Geld zur Ausgabe seines Buches anzuwenden. Der Freund riet ihn aber auch davon ab: Für die Buchausgabe läuft doch schon eine Abonnentenaktion, die Unterschriften mehren sich gut, das Buch wird sich selbst bezahlen - es wäre schade, das Geld anzuknabbern. Die Summe reichte nämlich zum Erwerb eines Familienhauses aus, hier in Alsógöd, an der feinen Budapester Peripherie. Adorjan gab also die Vollmacht an Tibor, einen Hauserwerb zu tätigen und reiste mit dem Sohn ab. Noch bevor sie die Südgrenze erreichten, hörten sie die Nachricht, dass auch Ungarn den Krieg an die Sowjetunion erklärt habe.

In Zelenika war der Teufel los. Die italienische Division „Taro“ breitete sich in der Ortschaft aus und requirierte auch das alte Hotel. Es quollen immer weitere Soldaten aus den großen Transportschiffen, die in Zelenika anlegten - diesmal die „Ivrea“-Alpiner: Sie trugen sonderbar gekrempelte Hüte, mit einer eingesteckten Feder drauf. Knapp zu Adorjans Rückkehr wurde Montenegro, in wenigen Tagen, von der italienischen Besatzung befreit. Alle internen Kommunikationen, in den Bergen, waren lahmgelegt, und die Italiener befanden sich - abgesehen vom Küstenstreifen - in wenigen Städten zusammengedrängt. Der Volksaufstand verbreitete sich rapide auch in Herzegowina, in einem Bogen um die Bucht von Cattaro (die italienischen Ortsnamen galten wieder). Der militärische Aufruhr um den einzigen leistungsfähigen Hafen in Zelenika war unausweichlich erzwungen. Erst gegen Herbst, nach einer anstrengenden Offensive, konnten sich die Italiener hier relativ sicher fühlen. Der Partisanenkrieg verlagerte sich in die weiten bewaldeten Unwegsamkeiten Bosniens.

Adorjan kümmerte sich um diese italienische Ärger nicht, regte sich aber selbst wegen der Hektik in eigenem Haus auf. Der Hotelpark war wieder wüst überrollt, Türen aufgebrochen, die Veranda ein Großraumbüro mit Kommen und Gehen von Soldaten, Flure und Toiletten verschmutzt und mit Müll überhäuft, die Zimmer je einzeln mit Offizieren belegt, (die überflüssigen Betten herausgeschmissen und für Soldaten im Keller aufgestellt), die Küche auch voll mit Soldaten. Über all dem regierte der Artillerieoberst Ulisse Rosati, der für sich selbst gleich drei Zimmer auserkoren hatte. Adorjan, sichtlich verärgert, platzte ins Bürozimmer des jungen Mannes, um endlich seine Klagen los zu werden. Der Offizier sprang auf, griff zu seiner Reitpeitsche und, auf den Stiefel kloppend, herrschte ihn an. Adorjan erstarrte, dann drehte er sich um und ging geradewegs zum Hafen, wo er das Schiff nach Cattaro eben noch erreichte. Und beschwerte sich beim Bezirkspräfekten. Während dessen beauftragte Rosati seinen Adjutanten, ihn — bei Aranka!? - zu entschuldigen. Adorjan antwortete mit der Herausforderung zu – einem Duell! Er war ja auch ein Offizierssohn. Eine Waffe hatte er nicht, so ersuchte er darum, ihm eine Pistole zu borgen. Diese bekam er allerdings nie...

Die Zustände ordneten sich mit der Zeit einigermaßen von selbst. Das Artilleriebataillon Rostais wurde nach Griechenland verlegt - hierzulande war die leichte Bewaffnung von Alpinisten geeigneter. Die Alpiner-Offiziere waren aber Pauschalgäste des Hotels geblieben, nur ein Zimmertrakt stand darüber hinaus der Familie ganz zur Verfügung. So überwinterte man. Aber im Frühjahr brach neues Unbill aus. Die Italiener

begannen, sich um die Jugend zu kümmern, um ihnen die faschistische Erziehung anzueignen; auch über die Schulzeit hinaus. Die Organisation „Gioventù Italiana del Littorio“ - GIL - fand ihren Gefallen an diesem Strandhotel mit dem grünen Park - für eine Kinderkolonie. Wieder sollte das Haus zweckentfremdet werden, wieder stemmte sich Adorjan dagegen. Vergeblich. Der Präfekt von Cattaro ermächtigte die GIL-Organisation, rücksichtslos vorzugehen, weil der Hauseigentümer ein Dickschädel und ein niederträchtiger Mann ist, mit deutlich spekulativen Absichten. Adorjan beschwerte sich mit einem Brief unmittelbar bei Mussolini! Im November wurde er verhaftet.



Fünf Monate saß Adorjan in Castelnuovo ein. Verhört wurde er nie, ein Grund seiner Verhaftung wurde ihm nicht mitgeteilt. Zeit genug, um eigene Folgerungen auszudenken, auch im Gedankenaustausch mit Schicksalsgefährten, im Keller des Gerichtshauses. Etwa: Die Bourgeoisie exploatiert nicht nur die Arbeiterklasse, sie strebt danach, ihr Kapital zu kumulieren, auch so, dass sie die Konkurrenz ausschaltet. Die gesamte Bourgeoisie von Herceg-Novi ist durch Aktien vom Hotel Boka miteinander verwoben. Nur Adorjan liegt, in Zelenika, außerhalb dieses Interessenkreises, und zwar mit seinem Hotel in einer konkurrenzlos günstigen Lage. Übrigens, diese Bourgeoisie hat sich bereits mit dem faschistischen Okkupator arrangiert: Sie befreundete sich mit den maßgebenden Offizieren und mit höheren italienischen Beamten, sie alle kommen bei gesellschaftlichen Festlichkeiten und Jagdveranstaltungen zusammen, und sie haben dabei gegen Adorjan gewiss gebohrt. Ganz eindeutig: Während die Hotels in Herceg-Novi unangetastet sind, leidet das Hotel in Zelenika unter Dauerbelästigungen. Sicherlich hat diese Bourgeoisie auch mit dem Präfekten Cassellati angebändelt, mit dem Plan, dass er Adorjan wirtschaftlich zugrunde richtet und auch verhaftet, um sein Hotel billig zu versteigern, und es damit kapitalistisch einverleiben zu können.

In diese Logik passte nachher auch, dass Adorjan nach Italien verbannt wurde. Ihm war befohlen worden, nach Fiume mit dem Schiff zu reisen und von dort, per Eisenbahn, sich in L' Aquila, auf dem Hochland Abruzzi zu melden. Den Ausweis für die kostenlose Fahrt hatte man ihm ausgehändigt. Merkwürdig war aber, warum er diesen Umweg machen sollte? Wäre es nicht einfacher, gleich hinüber nach Bari oder Pescara zu kommen? Die Ursache erfuhr er unterwegs. Die Passagiere waren belehrt worden, sich stets an der Küstenseite des Schiffes aufzuhalten, wo die Lebensgefahr bei Torpedotreffer geringer war. Die Adria

wimmelte von feindlichen U-Booten. Im Falle des Falles sollten sie nicht ins Wasser springen, weil sich das Schiff dann sofort zur Küste begibt um zu stranden. Solche, vor der Versenkung noch rechtzeitig geretteten Schiffe waren unterwegs zu sehen gewesen. Man reiste nur tagsüber, vorsichtig zwischen den Inseln kurvend; so dauerte die Fahrt bis Fiume ganze drei Tage. Dort ging Adorjan zum ungarischen Konsulat, um sein Leidwesen anzuzeigen. Der Konsul war überrascht, dass die Italiener mit einem Ungarn so umgehen. Er forderte ihn zu einem schriftlichen Bericht auf, um diesen an die Botschaft in Rom weiterzuleiten. Dann spazierte Adorjan noch durch die Stadt. Wie leicht wäre es jetzt, nach Ungarn zu flüchten! Zumal, das Hinterland war hier schon kaum in der Gewalt der Italiener. Vom Schiff aus sah man Rauchsäulen von brennenden Dörfern, weil man die partisanenfreundliche Bevölkerung vertreiben musste. Was würde aber bei seiner Flucht mit der Familie in Zelenika geschehen?

Aus L'Aquila hatte man dann Adorjan hinter Gottes Rücken in das Kaff Rocca di Mezzo weitergeleitet. 1330 Meter hoch, unter dem Gipfel von Gran Sasso d' Italia, war hier im April noch alles weiß, und es schneite auch außerdem. Der Sommer ist kurz, im September schneit es bereits wieder. Die Schutzheilige des Ortes heißt „Santa Maria della Neve“, weil man einmal, mitten im Sommer, vor dem Kirchentor den Schnee wegschaufeln musste. Adorjan meldete sich in der Carabinieri-Wache, wo er angewiesen wurde: Die nächste Umgebung darf er nicht verlassen und zweimal täglich muss er in der Amtsstube vorstellig werden. Unter diesen Umständen darf er sich frei bewegen. An die zwanzig solcher Genossen lernte Adorjan hier kennen: Meist waren sie Juden, aber auch Engländer, Franzosen, Russen und ein Kroat.

Man wohnte jeweils in Privatunterkünften. Treffpunkt der Internierten war die Trattoria Morelli, nahe des Ortszentrums, mit einem nicht sehr großen Schankraum und einer noch kleineren Durchgangskneipe, weil der Haupteingang zur Theke im Winter nicht geöffnet wurde. Die Wände waren mit Ölfarbe bestrichen worden, die leicht zu reinigen waren. Aber, durch diese Glätte, wirkten die Räume um so kahler. Adorjan begann, die Wände abzuschätzen: Da er sich den ganzen Tag untätig langweilte, fiel ihm ein, diese Flächen zu bemalen. So, wie er es zu Hause im Hotel schon eingeübt hatte. Seine Genossen schnaubten auf: Diesen Hunde-Italienern sollte man keinen Gefallen tun! Aber Adorjan meinte es so nicht: Man durfte die Despotie einiger Faschisten nicht mit dem italienischen Wesen gleichsetzen. Und er einigte sich mit Morelli: Die Arbeit mache er umsonst, er verlange nur die Bereitstellung des Materials. So begannen die Wände aufzublühen unter Adorjans Händen,

mit bunten Ornamenten des ungarischen Hirtenvolkes verziert. Der Zauber erfasste die ganze verschlafene Ortschaft. Adorjan war auf einen Schlag allgemein bekannt geworden, stets auf der Straße begrüßt und als „Professore“ verehrt; selbst der örtliche Arzt nahm ihn in seinen Freundeskreis auf.

Rocca di Mezzo liegt auf einer felsigen Erhöhung, seitlich, in der Mitte eines wenige Kilometer langen Tales. Im Frühjahr war fast das ganze Tal von der Schneeschmelze überflutet, wie ein Teich. Das Wasser versickerte aber bald durch Grottenvertiefungen in der auftauchenden Wiese. Im Mai blühten dann die Narzissen; das Tal wurde so wieder schneeweiß. Die Internierten spazierten gern dort zum Zeitvertreib. Adorjan forderte eine hübsche Genossin auf, sich zwischen die Blumen zu setzen und malte sie so ab; auch mit dem verschneiten Gran Sasso im Hintergrund. Das Bild stellte er in einem Schaufenster aus, - und nun konnte sich vor Porträtbestellungen nicht mehr retten. Landschaftsbilder verkaufte er dann auch. Zu diesem Zweck spazierte Adorjan noch oft allein durch die Gegend. Gern ruhte er sich in einem Pappelhain aus und ließ sich vom Rauschen der Blätterpracht einlullen. Die runden Blätter nahmen im Herbst eine goldene Farbe an, und ihr Glitzern, zusammen mit trocken klingendem Geräusch in der Abendbrise, machte den Eindruck, als wären sie lauter Golddukaten. Adorjan saß lange da, versunken in seine Gedanken. Er erinnerte sich an Volksmärchen, wo der schönsingende Goldvogel abends auf die klingenden Goldpappeln zwischen die gegabelten Äste aufsteigt, und alle Menschen kommen ihn anzuhören; ein Jeder glaubt, von diesem Gesang verjüngt und verschönt zu werden. Symbolisch bedeutet das aber: Wer auf die Lehren des Sonnenvaters hört, bessert sich seelisch. Der Sonnenvater wird aber vom Schamanen, mit goldenem Umhang, vertreten - der von der Baumkanzel herab im heiligen Hain spricht...

Der Pfarrer des Nachbarortes, Terranera, sprach Adorjan eines Tages an, ob er bereit wäre, die dortige Kirche auszumalen? Selbstverständlich! Der Pfarrer übernahm die Verantwortung für ihn, um aus Rocca wegkommen zu dürfen und von den lästigen Meldungen befreit zu werden. Adorjan bekam in Terranera freie Unterkunft und Verpflegung, nebst Fahrrad zur Verfügung, und seine privaten Erwerbsgelegenheiten auch frei dazu. Als dann die Kirche neu eingeweiht wurde, berichteten die Lokalzeitungen über das ungewöhnlich heiter wirkende Gotteshaus, in einem allzu unbekannten Stile. Der Bischof von L' Aquila bedankte sich schriftlich, und er überwies auch eine ansehnliche Geldsumme. Adorjan war nun als Künstler und Kirchenmaler voll arriviert, und dabei wurde er auch gesellschaftlich

kaum mehr als Zwangsanwesender wahrgenommen. Als Nebenergebnis bereitete ihm dann die Bekanntschaft mit einer ungarischen Frau eine besondere Freude. Die war in Rom verheiratet, erholte sich aber mit der Tochter hier, in der etwas entfernteren Ortschaft Rovere. Sie war durch die Zeitung, und auch bei Morelli, auf Adorjan aufmerksam geworden. So besuchten sie sich nun öfters, als Gelegenheit auch für die Tochter, die Sprache zu üben. Adorjan radelte problemlos dorthin, das ganze Tal entlang - niemand kümmerte sich um seine Abwesenheit. Es war eigenartig: ungarisch reden zu dürfen, hier, wo jetzt auch die flache Tallandschaft schon irgendwie an Ungarn erinnerte, mit den säuselnd wogenden, blonden Weizenfeldern und darin, wie eingestreut die herausguckenden blauen Kornblumen. Eine andere große Freude bereitete ihm die unerwartete Postsendung aus Ungarn: Lenke Jókay hatte ihm ihren Roman zugeschickt, mit der Widmung: „...meinem Meister und den Seinen, mit Liebe“. Das Buch mit dem Titel „Unter gesegneter Sonne“ war zu einem schriftstellerischen Wettbewerb eingereicht worden und - erlangte den ersten Preis.

In diesem Sommer landeten die Alliierten in Sizilien. Die Nachrichten überschlugen sich: Mussolini stürzte und wurde gerade hierher, - in Sichtweite auf Gran Sasso - zeitweilig verbannt. Den Internierten, da unten, war mitgeteilt worden, dass sie frei sind. Man wusste aber nicht wohin. Selbst die Postverbindung mit der Familie in Zelenika war unterbrochen. Die Lebensumstände verschlechterten sich zunehmend, obwohl Adorjan leidlich versorgt war, weil er stets irgendwelche Arbeit hatte. Als der alliierte Vorstoß im Süden erlag und die deutsche Besatzung bedenklicher geworden war, - trotz der Obstruktion der Carabinieri, die von den frei gelassenen Internierten nichts mehr wissen wollten, - überlegten sie sich über Fluchtmöglichkeiten. Gegebenenfalls über die noch weit entfernte Frontlinie. Adorjan schlug jedoch eine machbarere Lösung vor: Die Adriaküste ist hier viel näher, dort kann man ein Boot entwenden und zu den Inseln gelangen, die von jugoslawischen Partisanen schon befreit sind. Die Landratten verwarfen aber den Vorschlag, so geschah allenfalls nichts.

Adorjan ging dann nach Rocca di Cambio, zur gegenüberliegenden Ortschaft des Tales, um sich so doch von der deutschen Garnison zu entfernen. Der dortige Pfarrer rief ihn schon lange, gleich zwei Kirchen auszumalen. Eine stand ganz oben, am Rande der steil auf einem Hang gelegenen Ortschaft. In der Pfarrkirche, mitten im Dorf, wo Adorjan auch wohnte, gab es nur um den Hauptaltar etwas zu tun. Die größere Arbeit wartete dann dort oben, wohin Adorjan durch eine lange steile Gasse täglich pendeln musste. Die Dorfkiner merkten bald seine

ungewöhnliche Gestalt. Seit er verhaftet worden war, hatte er sich nicht mehr rasiert. Sein schwarzer Rauschebart, mit einem Graustreifen durch die Mitte, war ziemlich auffallend. Die Bengel begannen sich darüber zu amüsieren und begleiteten ihn stets mit Rufen „barbone, a barbone!“. Adorjan ärgerte sich zwar, wusste aber, dass er das nicht zeigen darf, sonst wird er eh' ein Depp dieser Kinder werden. Und er ersann eine Lösung; er kaufte eine Handvoll Bonbons und belehrte den erstbesten Knirpsen: Es schickt sich nicht, älteren Menschen so zu begegnen, sondern man sagt schön „buon giorno“. In diesem Falle könne man auch eine Caramella verdienen. Und Adorjan zeigte das schön gewickelten Bonbonstück. Der Knabe war perplex und grüßte dann artig. Der nächste Bengel war auch gierig geworden, und fragte, wenn er grüßen würde, bekäme er auch eine Caramella? Aber ja! Über mehrere Tage den Trick wiederholend, befreundeten sich die Kinder mit Adorjan, und sie begannen ihn auch in der Kirche zu besuchen. Dort zog er, seine Arbeit verrichtend, das Kinderrudel mit Märchenerzählen völlig in seinen Bann. Mittlerweile war es aber sehr kalt geworden, so arbeitete er schon Tag und Nacht, um baldmöglichst fertig zu werden, weil man ihn nach Rocca di Mezzo zurückrief, und zwar zu einem Nonnenkloster, wo ihm ein Zimmer mit Zentralheizung versprochen war. Gegen die Kälte in der einsamen Kirche behalf sich Adorjan so, dass er eine in Lappen gewickelte Glühbirne in seinen Taschen hin und her steckte und auch seine Hände und Füße damit wärmte. So arbeitend, einmal, um Mitternacht herum, klopfte jemand an der Kirchentür. Adorjan öffnete - es standen an die fünf Burschen vor ihm. Sie hatten Licht in den Fenstern gesehen und wollten nachschauen. Adorjan erklärte die Ursache seiner eiligen Arbeit. Die Burschen fragten dann, ob er keine Angst so allein in dieser Kirche hätte? Wovor denn? - wunderte sich Adorjan. Weil, so erzählt man im Dorfe, die Toten hier nachts aufzustehen pflegen. Die liegen in den Kirchenwänden bestattet, auch Priester sind unter ihnen, die dann Messen veranstalten. Adorjan lächelte: Nun gibt es hier mehrere Altäre. Während er an einem arbeitet, können sich die Toten an manchen anderen versammeln. Man wird sich gegenseitig nicht stören... Die verdatterten Burschen entfernten sich; allerdings blieb Adorjan danach nicht mehr so seelenruhig: wenn er da hinten etwas hörte, oder zu hören meinte, sah er sich unvermittelt um, obwohl er vorher gar nichts wahrgenommen hatte.

Die Priorin des Nonneklosters war eine bildhübsche Frau. Adorjan wollte hier, noch in Rocca di Cambio, ein Madonnabildnis nach ihr malen. So geschah es. Als sich das herumsprach, kamen Leute auch aus Rocca di Mezzo, das Bild zu bewundern. Eine alte Muhme konnte ihre Augen lange nicht abwenden, und sie sagte dann zu Adorjan, ihm könne

sicherlich nichts Schlimmes geschehen, weil er die Madonna so schön gemalt hatte. Adorjan war auch ohne diese Ermunterung sicher genug: Die Vorsehung wacht über ihm. Als die Arbeit fertig war, verabschiedete er sich vom Pfarrer. Sein umfangreiches Gepäck - Farben und Geräte - konnte er aber nicht auf einmal nach Rocca di Mezzo tragen. Viermal musste er hin und her pendeln - quer über das schneebedeckte Tal. Als er letztmals ankam, bemerkte Morelli seine flachen Schuhe: Um Gottes Willen - wie kann man so im Schnee herumlaufen!? Da sickert doch das Wasser von oben ein! Adorjan erwiderte kurz: kein Problem, weil das Wasser gleich wieder abfließt, und zwar durch das Loch in der Sohle. Morelli bot ihm auf der Stelle gute Schuhe an, und warme Strümpfe auch noch dazu.

Adorjan war tief ergriffen, und er erzählte dieses Zeichen von menschlicher Zuneigung auch der Priorin. Sie war eine hochgebildete und aufgeklärte Frau, man konnte sich mit ihr sehr offen unterhalten. Während sie mit Adorjan die bevorstehenden Arbeiten besprach, sagte sie sogar vertraulich: „Teufel bin ich!“. Nach getaner Tagesarbeit saß er mit den Nonnen im Gesellschaftsraum und erzählte auch hier Märchen. Einmal lenkte sich aber die Unterhaltung zu Glaubensfragen hin. Das kam so, dass eine dürre Nonne, mit großen Augengläsern unter ihrer schwarzen Haube, Adorjan fragte, warum er nie bete? Adorjans kurzangebundene Erwiderung war: Weil das Gotteslästerung ist! Auf die allgemeine Bestürzung legte dann Adorjan dar: Gott ist viel erhabener, als dass Er ansprechbar wäre, oder dass man Ihn sogar beeinflussen könnte! Für Sünden bestraft Er unerlässlich und für die Guten Taten erteilt Er gleich so die Belohnung. Von Ihm etwas zu erbeten ist nichts als Beleidigung. Oder, was würde ein Richter sagen, wenn man ihn zu beeinflussen suchte? Obwohl ein Mensch fehlerhaft urteilen kann... Eine beklemmende Stille legte sich nieder. Adorjan sah aber am verhaltenen Lächeln der Priorin, dass sie ihm Recht gab. Die verstockte Lage versuchte sie mit der Behauptung zu durchbrechen, an Gott glaubt man allenfalls. Adorjan wich aber aus: An sich reicht es nicht, nur zu glauben, weil man bloß das glaubt, was nicht sicher ist. Es gibt kluge Menschen, welche die Existenz Gottes behaupten, aber auch solche, die das leugnen. Wer hat denn recht? Buddha, zum Beispiel, lehrte noch vor Jesus, dass man nur Eines sicher weiß: dass es viel Leid in der Welt gibt, weil man Wünsche befriedigen will. Die Glückseligkeit ist also in der Gegenrichtung zu suchen: sich von den Begierden zu befreien. Das ist letztendlich erst im Nichtsein zu erreichen - im Nirwana. Hier ist der Punkt, der uns alle berührt, legte Adorjan dar: Weil Buddhas Lehre allzu abstrakt ist, reicht es für den Alltag, - nichts Böses zu tun. Unser Gewissen verhilft uns dazu: Das ist das Wort Gottes in uns selbst. Die

Nonnen schauten Adorjan schon mit Furcht an, er setzte aber noch eins drauf: Der Stimme des Gewissens zuhörend, erkennt man, dass Sünde nur das ist, was unsereinem oder dem Mitmenschen schadet. Wer so sündigt, der wird aber durch das Naturgesetz bestraft, oder, für seine guten Taten auch belohnt; weil aus dem Bösen nur Böses resultiert, aus dem Guten wiederum nur das Gute. Wirklich: Adorjan selbst leidet jetzt gerade, aber das ist auch nur die Folge seiner Fehler und Irrtümer. Er selbst war nicht klug genug, seinen Bedrohungen auszuweichen. Man beklagt oft, dass es gerade den bösen Menschen gut geht, weil man gegebenenfalls nur den so erreichten Reichtum sieht. Ein unehrlicher Vermögende ist aber nie glücklich. Er ist durch die Angst vor Bedrohungen, durch Neid, Geiz und Unzufriedenheit, gegebenenfalls auch mit Gesundheitsschaden bestraft. Der Bescheidene lebt aber in Seelenruhe, zufrieden und glücklich.

Die bebrillte Nonne sagte nur, dass Adorjan interessant zu reden weiß, ihr Tonfall verriet aber die Abneigung. Das bekam Adorjan nachher, bei der Verpflegungsausteilung, auch zu spüren. Wenn diese Nonne die Zuteilungen tätigte, kam er immer kurz weg. Als er das der Priorin sagte, erfuhr er, dass gerade diese Nonne die eifrigste Gläubige ist, sie betet unentwegt, und sie ist die Intoleranteste in allen Religionsfragen. Adorjan verglich das auch mit anderen Leuten in der Ortschaft und kam zur Einsicht: Die große Religiosität ist nichts als Selbstsucht; herzlos alles für sich zu haben - auch die jenseitige Seligkeit.

Die Zentralheizung des Klosters wurde von den Deutschen in Betrieb gehalten, weil sie einen Teil des Gebäudes besetzt hielten. Da die Klosterverpflegung ohnehin nicht die ausreichendste war, übernahm Adorjan auch deutsche Bestellungen, um mit dem Geld etwas einkaufen zu können. Er ließ nämlich durchsickern, dass er ein ungarischer Kirchenmaler sei, - also ein Deutschverbündeter, - der hier wegen des Krieges hängen geblieben war. Die deutsche Anwesenheit ist aber ein Magnet für alliierte Flugzeuge gewesen, die jeden schönen Tag herumballerten, wo sie Deutsche vermuteten. Und das Ortskommando war gerade hier, unter einem Dach mit Adorjan! Mit der Zeit befreundete er sich jedoch mit einem Unteroffizier, der auch ein Maler war, und sie unterhielten sich gern miteinander. Nach einem Luftangriff, als Adorjan noch in der sicheren Ecke seines Gemachs steckte, hörte er die Schreie draußen: „Der Maler! Der Maler ist tot!“ Adorjan fasste sich an seinen Körper - er lebt ja doch!? Tot war aber sein neuer Freund. Gegen Abend brachten sie ihm schon das Kreuz, dass er den Namen des Freundes aufmale.

Als deutsch sprechender ungarischer Maler war Adorjan an sich hier gut aufgehoben. Die Ex-Internierten waren auch unauffällig: Manche gingen nach dem faschistischen Umsturz sofort weg, und die Juden versteckten sich auch weit von den Deutschen in die umliegenden Dörfer. Unter den Gebliebenen war ein russischer Priester, jedoch ein Katholik, von der polnischen Grenze her. In seinem Gewand war er also besonders unauffällig; dabei sprach er auch gut deutsch. So befreundete er sich mit zwei Offizieren, die glaubten, - ohne dass sie von seiner sowjetischen Staatsangehörigkeit wussten, - dass er ein Italiener ist. Nun: Wie alle Russen war der gute Mann auch ein Trunkenbold, und er zechte auch mit den jungen Offizieren. Ab und zu taten sie dies auch in seiner Wohnung, weil die Gaststätten früh schließen mussten. Nur für Ärzte und Priester galt das Nachtverbot nicht. Nach 9 Uhr mussten selbst die Deutschen von der Straße. So, bei der nächsten Gelegenheit zum Beisammensein, erlaubte der Kommandant den Offizieren, wissend dass es mit dem Heimkehren Probleme geben wird, den Ausgang bis Mitternacht nur in der Begleitung des Priesters. Der versprach auch alles bestens. Rechtzeitig gingen die Offiziere dann durch die Nacht heimwärts, - ziemlich unsicher auf den Beinen, - beidseitig auf den stämmigen Mann gelehnt. Als einem die Frage einfiel: Wieso spricht der Mann so gut deutsch? Es gibt doch kaum solche Italiener. Der Russe, auch unter Dampf, antwortete vertraulich: Weil er eben ein Russe ist. Der Deutsche brüllte auf: „Ein Russe! Dann schieße ich sie tot!“ Und er zerrte seine Pistole aus dem Futteral. Der Russe riss aber die Waffe aus seiner Hand, zielte auf die Beiden und kommandierte: „Hände hoch, sonst knallt's! Jetzt aber Marsch nach Hause! Auf jede falsche Bewegung schieße ich!“. So stolperten sie allesamt durch den Aprilmatsch, die Offiziere voran, die Hände hochhaltend, und der Priester mit der Pistole im Anschlag dahinter. Er trieb sie in ihre Zimmer, schloss sie ein und ging zum Kommandanten in demselben Hause: „Die zwei Offiziere sind rechtzeitig heimgekommen, einer wollte mich unterwegs erschießen, ich habe ihn entwaffnet, habe sie hergeführt und eingesperrt. Hier die Pistole und die Schlüssel“.

Wenige Tage nach dem Vorfall kamen zu Adorjan zwei Carabinieri, beide in voller Montur: kurze Karabiner mit aufgeklapptem Bajonett, breite Napoleonhüte und weiße Koppel rundum: Morgen sollte sich er in der Wache melden, um nach L' Aquila abgeführt zu werden. Adorjan wusste gut, man würde ihn auch weiter wegtransportieren, wohl in ein Internierungslager - vielleicht sogar nach Deutschland! Dieser Besuch der Carabinieri war aber die reinste Warnung, als wäre gesagt worden: „Verschwinde sofort!“ Das hatte Adorjan gleich verstanden. Er wies die Priorin an, wenn er morgen gesucht würde, sollte sie sagen, dass er

selbst nach L' Aquila gegangen sei. Adorjan sagte das auch den Deutschen, dass er das Oberkommando ersuchen möchte, ihn wieder zurückzuschicken, da er hier ohnehin für das deutsche Militär dienlich ist. Man stimmte seinem Vorhaben bereitwillig zu und stattete ihn sogar mit einem Empfehlungsbrief aus. Adorjan kam es aber nicht in den Sinn, sich dessen zu bedienen. Sehr früh ging er, gut mit Lebensmitteln gepackt, nach Terranera, wo er sich tagsüber in dem Dickicht versteckte. Es herrschte ein Kaiserwetter, nur in den Felsenschatten hielt sich noch der Schnee. Am Abend suchte er Don Arnaldo auf. Der Pfarrer war Adorjans echter Freund; dieser lud ihn zum Übernachten ein, - mehr wäre zu gefährlich. Zur Zeit konnte Adorjan aber noch nicht gesucht werden. Don Arnaldo riet ihm, zur Ortschaft San Marino zu gehen. Der dortige Pfarrer kannte Adorjan schon vom Hörensagen, und er könnte ihn weiterempfehlen zu einem abgelegenen Kloster. San Marino lag unterwegs nach L' Aquila, so galt Adorjan noch immer nicht als flüchtig; vorsichtshalber ließ er sich aber nicht mehr blicken, wenn er ein Fahrzeug hörte. Bei einer Quelle rasierte er seinen Bart ab, so konnte er völlig unerkannt fortkommen. Der andere Pfarrer ließ sich daher nur mit dem Brief Don Arnaldos überzeugen. Er lud dann Adorjan freundlich zum Mittags- und Abendmahl und zur Übernachtung ein. Erst dann war Adorjan tatsächlich Flüchtling geworden, abweichend zu jenem Kloster unterwegs. Dort wollte man ihn aber nicht fest aufnehmen. Am nächsten Tag ging er also, irgendein Verlies zwischen den Felsen zu suchen. Keineswegs wollte er eine Höhle, die waren ja den Hirten alle bekannt; so konnte man sich nicht sicher fühlen. Er fand eine Einbuchtung unter einem vorspringenden Fels, einige Meter lang und breit. Adorjan umbaute diesen Raum mit Steinen, und das Gemäuer versteckte er noch mit dem von oben abgeworfenen Abraum. Hinein konnte er nur bäuchlings kriechen. Für die Schließung der Öffnung bereitete er einige größere Steine vor, andererseits ließ er auch eine Beobachtungslücke zu dem nahen Pfad hin frei. Drinnen konnte man bequem liegen oder sitzen. Das Verlies war vom Kloster nicht weit entfernt, so dass man nachts aus der dortigen Quelle Wasser holen konnte. Am nächsten Morgen verabschiedete sich Adorjan im Kloster und nahm seine Verpflegung in die neue „Wohnung“ mit. Die Ritzen stopfte er noch mit Moos aus, und aus trockenem Moos errichtete sich auch das Lager. So, bedeckt mit seiner Pelzjacke, wurde die Temperatur im Verlies erträglich. Aber, weil man dem Wetter noch nicht trauen konnte, ging er eines Tages nach Terranera zurück, seine dort zurückgelassene Decke zu holen. Don Arnaldo begrüßte ihn mit Freude, und tat ihm kund, dass in der Kirche von Cività di Bagno - unweit von L' Aquila - auf ihn eine neue Arbeit wartet. Nach der Übernachtung ging Adorjan, mit dieser guten Nachricht und mit der warmen Decke, wieder „heim“. Unterwegs fand er

ein Stück Plexiglas, wohl von einem beschädigten Flugzeug, womit er jenes Guckloch auch noch versperren konnte.

Es war dort ganz gemütlich geworden: Über das Moosbett breitete Adorjan den papierähnlichen Bast von Birken aus, und die Dunkelheit vertrieb er mit Öl-Funsellicht in einer Steinvertiefung. Als dann seine Lebensmittel zur Neige gingen, ernährte er sich von essbaren Gräsern, Frühlingsknospen und Jungblättern der Stechpalme, und gelegentlich briet er auch Schnecken in einer Höhle, jedoch nur abends, weil er tagsüber kein Feuer anzustecken wagte, wegen des verräterischen Rauchs. Das Leben war so nicht gerade leicht, aber zauberhaft schön. Auf der Wiese liegend lauschte er stundenlang dem Vogelgesang. So in der Stille erschrak gar ein Fuchs über ihn: Verdutzt hielt er kurz inne und machte sich dann flugs in die Büsche davon. Der Schlaue war wohl hinter welchen Hasen her. Diese hopsten ja überall, fast ohne Scheu, herum. Jäger kannten sie nicht, niemand durfte Waffen haben. Auf den Pfaden kam kaum jemand vorbei, allerdings durfte Adorjan mit aller Diskretion dem Techtelmechtel eines Liebespaares beiwohnen. Diese Idylle war jedoch nicht ganz frei vom Kriege. Überall gab es ähnlich Verschlagene wie Adorjan, meist italienische Fahnenflüchtige, und man musste auf der Hut sein vor den nachstellenden Streifenwachen, - egal ob Deutsche oder Schwarzhemdfaschisten. Aber Adorjan konnte auch die deutschen Bewegungen beobachten und Zeuge von ihrem allmählichen Darben unten im Tale sein. Am Fuße des Berges versteckten sich viele Fahrzeuge; diese waren noch Afrika-gelb bemalt, man bedeckte sie indessen mit grünen Zweigen. Doch unvermittelt erschienen über dem Berg sechs Flugzeuge. Dicht über Adorjan stürzten sie herunter, aus allen Rohren feuernd und Bomben werfend; man konnte ihre haifischartig bemalten Schnauzen sehen, das rote Maul und die weißen Zähne. Die Deutschen feuerten zurück, ihre Kugeln pfften zwischen den Felsen, wo Adorjan steckte. Als das Lager schon rauchend brannte, griffen die Flugzeuge einen Hügel an der anderen Seite des Tales an. Dort loderte auch Feuer auf, und es begann eine Reihe von Explosionen, die bis zum Abend andauerten. Deutsche Flugzeuge gab es schon lange nicht mehr zur eigener Verteidigung, und die Flak wirkte auch nur schwach.

Nun folgerte Adorjan: Nach seiner gut dreiwöchigen Robinsonade bekamen ja die Deutschen andere Sorgen, als nach ihm zu suchen. So brach er nach Cività di Bagno auf, wo er dann drei Monate lang arbeiten durfte. Deutsche gab es auch hier; Adorjan tat aber so als ob er kein Wort verstehen würde und, römisch artikulierend, gab er sich als Maler aus Rom aus. Das hatten selbst die heimischen Italiener geglaubt -

unverkennbar ahmte er den lässigen römischen Tonfall nach. Abends machte sich Adorjan mit dem Pfarrer darüber lustig, mit ihm wiederum venezianisch parlierend, weil der ein Dortiger war. Manchmal kehrten auch deutsche Soldaten ein, seine Arbeit in der Kirche zu betrachten. Die außergewöhnliche Formenwelt Adorjans versuchten sie einmal zu deuten: Was ist denn das? Egal, meinte einer, alle Kultur stammt ohnehin von den Germanen ab. Adorjan hatte da aber eine ganz andere Meinung, und er hörte nur stumm schmunzelnd zu. Ein anderes Mal gab es eine ernstere Auseinandersetzung: Obwohl die Alliierten bei Monte Cassino durchbrachen, könnten sie hier in den Bergen doch aufgehalten werden. Was aber - fragte der andere - wenn sie auch hinter uns landen würden? Der Rückzug der Deutschen war schon in vollem Gange. Nachts dröhnten die Fahrzeuge, tagsüber bewegten sie sich nur zu Fuß, in weit ausgedehntem Gänsemarsch, um sofort Deckung zu suchen, wenn ein Flugzeug auftauchen würde. Dann kam sichtbare Bewegung auch in der hiesigen Garnison auf, - begleitet von einer Riesenexplosion: Die Brücke hinter dem Dorf flog in die Luft. Die Dörfler jubelten aber; der Krieg war für sie glimpflich zu Ende gegangen.

Die Engländer, mit ihren schief aufgesetzten Tellerhelmen, zeigten sich erst eine Woche später. Adorjan beeilte sich nach L' Aquila, um sich nach Zuhause zu erkundigen. Man sagte ihm aber, dass die Deutschen die andere Adriaseite noch nicht aufgegeben hatten. Es blieb nichts anderes übrig, als weiter abzuwarten. Nach getaner Arbeit in Civit kehrte Adorjan nach Rocca zurück, weil ihn die Priorin rufen ließ, die dort begonnene Arbeit fertig zu bringen. Beim Wiedersehen begrüßten sie sich innig:

Vivi! Si, vivi!

Sie erzählte, dass die Deutschen dreimal das Kloster nach Adorjan durchsuchten. Man habe viele Gefahren, Bombardierungen und Beschießungen erlebt, aber die Kommandantur flüchtete schon nach der ersten Bombardierung. Adorjan vergaß nicht, auch bei den Carabinieri „vorstellig“ zu werden. Der Maresciallo lachte von Herzen und bot ihm dann an, seine Akte einzusehen. Da stand es, mit Unterschrift des Pr fekts von Cattaro: Adorjan provozierte den Kommandanten des II. Artilleriebataillons der Division Taro, er ist ein destruktives Element, Saboteur und Regimegegner; er habe seinen Hass offen auch vor dem Unterfertigten deutlich gemacht. Übrigens, Adorjan wusste aus einem Zeitungsbericht viel früher, dass Rosati in Russland gefallen war. Schon dadurch war Adorjan fest überzeugt: Rosati war seinetwegen nach Russland strafversetzt worden, und dort ereilte ihn eben die Strafe des

Naturgesetzes, wie außerdem Mussolini und seine Faschisten auch. Allerdings war diese Strafe nicht so hart wie es in Deutschland geschah, wo die Kriegsschuld höher war: Eben deshalb wurde dort so erbarmungslos bombardiert.

Die Arbeit im Nonnenkloster dauerte nicht mehr lange, und Adorjan zog nach dem etwas entfernten Capistrano, wo ein Privatauftrag auf ihn wartete. Die Hausherrin kannte Adorjan schon, wissend, dass er ein Sprachpolyglott war. Sie erzählte über einen Bekannten: Der Mann ist ein Tscheche, die Frau Wienerin, zufällig aber auch in Prag geboren. Das kehrte sie gerne hervor, weil sie meinte, zur Zeit wäre Italien für Deutsche nicht gut bestellt. Die Familie kam öfters zu Besuch, und sie wollte der Freundin einen Streich spielen. Adorjan sollte sich als Römer vorstellen, um dann mit Tschechisch und Deutsch zu überraschen, und zuletzt dürfte er sich als Ungar enttarnen. So geschah es: Die Dame erriet sofort, dass Adorjan ein Römer sei. Nach einer Weile fragte Adorjan, ob sie tschechisch spreche? Sie bestätigte zögernd. Darauf fuhr Adorjan mit Prager Singsang los: „Tak, prosím vas, milostiva panyí, proč ne mluvíte česky? My seme Prazaky pro Krista paná! Ze jó?“. Die Frau wurde blass, sie verstand kaum ein Wort. Adorjan drehte jetzt den Spieß um: „Oba, gnä Frau, erschreckens ned, i pitt sie! Wenn s ina pessa passt, so kán ma wienerisch a redn, tenn tes kann i ja a kans kued“. Die Frau lachte jetzt auf und fragte endlich, was für einer ist er doch? Ungar!? - Das gibt's nicht! - Die Ungarn erkennt man doch sofort am eigenartigen Akzent...

Zum Überwintern ging Adorjan wieder nach Terranera zurück. Im kleinen Dorf fühlte er sich irgendwie am besten zu Hause, er war dort auch schon so akzeptiert. In einer Außenkapelle gab es auch was zu tun. Der Winter war so kalt geworden wie noch nie. Gelegentlich ging Adorjan auf Skibrettern nach Rocca, wo jetzt englische Soldaten einquartiert waren. Darunter waren auch ungewöhnlich anmutende schwarze Pferdetreiber. Diese hatten ihre Stallungen einfach in den Schneeberg des Hauptplatzes eingeschaufelt. Bei einer Rückkehr nach Terranera überraschte ihn ein Schneesturm; stundenlang kämpfte er gegen den schneidend kalten Wind. Halb blind vom peitschenden Schnee verfehlte er weitgehend das Dorf, erkannte aber doch eine Hügellandschaft; so konnte sich noch rechtzeitig umorientieren. Dankbar öffnete Adorjan die Haustür, wo er endlich die Augen aufmachen konnte und zündete mühsam die bereitstehende Kerze an. Strom gab es wieder nicht. Hier wohnte er allein. Aus dem als Lager dienenden Erdgeschoss führten steile Treppen zu seinen Gemächern: Es war eine Küche mit kaminartiger Feuerstätte und ein überhaupt nicht heizbares Zimmer. So

hielt sich Adorjan nur in der altertümlichen Küche auf, wo das Feuer dauernd lodern musste. Warm angezogen, konnte man hier einigermaßen leben. Der Eigentümer verlangte ja auch keine Miete. Zur Familie Zanetti ging Adorjan täglich hinüber, um die Radionachrichten - im Tretynamo-Betrieb - zu hören. Fast immer gab es Nachrichten aus Budapest: Die Rote Armee hatte die Donaustadt umzingelt, wobei alle Brücken zerstört wurden und preschte in mühsamen Straßenkämpfen voran. Die Deutschen hatten sich hier eingeschanzt, um das Vorrücken der Front nach Wien zu verhindern. Und sie ließen die schöne ungarische Hauptstadt in Schutt und Asche versinken.

Es war schon Mai geworden, als die Nachricht auch von der deutschen Kapitulation kam - der Krieg war ganz vorbei. Und die Aussicht auf Adorjans Heimkehr war real geworden. Das aber zustande zu bringen, aus Terranera heraus, war schlecht machbar. Adorjan verabschiedete sich endgültig und zog nach L' Aquila. Da stand er nun wieder, in der großen Stadt, fast mittellos und ganz allein. Zuletzt konnte er sich nur ein halbes Kilo trockene Feigen als die nötigste Nahrung kaufen. Doch der Gastwirt, bei dem Adorjan zuerst abgestiegen war, half ihm zu Porträtbestellungen. Und der Eigentümer eines Keramikladens in der Hauptstraße ließ zu, seine Bilder bei ihm je kurzfristig auszustellen. So war das Schaufenster auch attraktiver geworden für die Passanten, die sich deutlich zu versammeln begannen. Adorjan mischte sich gelegentlich selber darunter, um die Gespräche zu hören: „Das ist Kunst, nicht das, was die Unsrigen machen“, hörte man auch. Unter den Exponaten stand immer ein Schild mit Namen und Adresse, nebst der Anmerkung: „pittore ungherese“. Die Bestellungen mehrten sich, samt dem Verkauf von geschnitzten und gemalten Dekorationsgegenständen, so dass Adorjan bald wieder aus dem Gröbsten heraus war. Dank der Eigenartigkeit seines „Stils“ kam er auch unter den örtlichen Künstlern zur Sprache. Einer machte seine Bekanntschaft mit ihm, jedoch gleich mit der Klage: Wenn ein Fremder hierher kommt, verdient der auch sofort gut. Adorjan schaute seine Arbeiten an und versuchte, ihn zu belehren: Noch gut, dass der junge Mann nicht den modernen Verzerrungen verfallen war. Mit seinem fotografischen Verismus wird er aber auch nicht weit kommen können. Der Fotoapparat ist eine Maschine, die geistlos nur das wiedergibt, was in der Natur vorhanden ist. Die Natur ist aber nicht immer schön, die Realität ist oft armselig. Warum geistlos, wie eine Maschine arbeiten; sich nur auf äußere Beobachtungen zu beschränken, wenn man auch andere, bessere Realitäten anstreben kann! Man soll geistvoll bereichern, auch umprägen, Formen und Linien harmonisch ordnen, stilisieren, sogar idealisieren, die Realitäten durch den eigenen Geist dolmetschen. Wenn,

zum Beispiel, Adorjan eine Frau porträtiert, fragt er sie immer, was ihre Lieblingsblume ist. Dann komponiert er diese Blumen in das Bild ein, - das tut er aber stilisierend. Sein Vorteil ist ja allenfalls dabei, dass er die ungarische Volkskunst eingehend studierte, und dass er diese Stilisierungsfertigkeit besonders anzuwenden weiß.

Mit diesen Auffassungen stieg Adorjan schon in die gutbürgerlichen Kreise der Stadt auf. Der vermögende Arzt Giovanni Albano engagierte ihn als privaten Zeichenlehrer seiner Tochter: Die zwölfjährige Nora zeigte eine solche Begabung. Dadurch verkehrte Adorjan bald allgemein auf dieser Ebene. Später wurde er sogar zum Wohnen in der Familie aufgenommen, weil die beiden Schwestern ihn, auch wegen seinen Märchenerzählungen, vergötterten. Dermaßen intim geworden, erfuhr Adorjan erst, dass die Familie jüdisch war. Und der Aufstieg schien keinen Halt mehr zu haben: Eine reiche Frau aus Rom, - ihr Haus war dort bombenbeschädigt und befand sich in Erneuerung, - wollte ihm die gesamte Innenausstattung anvertrauen. So weit wollte Adorjan aber nicht mehr gehen. Er dachte nur noch an seine Repatriierung. Trotzdem ging er nach Rom, aber nur um sich in der Jugoslawischen Mission zu melden. Dort bekam er die Einweisung nach Bari, in ein Sammellager für heimkehrende Jugoslawen. Adorjan nutzte noch die Gelegenheit, in Rom seine Jugenderinnerungen wieder herbeizuschwören, schweifte durch die bekannten Orte, und zuletzt ging noch an den Tiber, zu jener Stelle, wo er als Kind so viel badete. Und er badete dort nochmals. Das Wasser war schon kühl, Adorjan sonnte sich aber dort noch lange. Zurück in L' Aquila, verschenkte er alles, was er nicht mehr brauchte. Nora verabschiedete sich von ihm tränenüberströmt, - und er bestieg den Zug nach Bari.



Der Hotelpark war mit Trümmern übersät, Bäume umgeknickt, durch die Öffnung der teilweise umgestürzten Zaunmauer sah man auch einen Berg von Trümmern: Die Deutschen hatten das nagelneue Nachbarhotel bei ihrem Rückzug in die Luft gejagt. Auch im alten Hotel war der ganze benachbarte Flügel unbewohnbar, Trennmauern umgestürzt, der Fußboden des völlig glaslosen Veranda-Erkers auf den Strand heruntergesackt, - das Holzskelett des Erkers blieb in der Luft hängen; Trümmer auch auf dem Strand, über- und aufeinander. Aus dem Wasser ragten Betonblöcke mit abenteuerlich zerboenen Eisenstangen. Die Familie musste in den entfernteren Westflügel umziehen. In den übrigen brauchbaren Zimmern lag wieder Stroh - für deutsche Kriegsgefangene. Allerdings, einer elitären Art! Sie waren als Lastwagenfahrer tätig, um die

amerikanischen Hilfspakete - aus Zelenikas Hafenmagazinen - durch ganz Montenegro zu verteilen. Ohne irgendwelche Aufsicht waren sie unterwegs. Damit genossen sie auch eine bessere Verpflegung aus der Hotelküche, wo Aranka waltete.

So fand Adorjan die ganze Familie halbwegs versorgt vor. Obwohl, die Hoteleinrichtung war wieder fast völlig ausgeplündert worden. Doch diesmal gegen ordentliche Reversen der neuen Behörde, - womit Adorjan erst einmal den Rückerstattungen nachgehen konnte. Und als die Kriegsgefangenen abgezogen wurden, eröffnete er, schlecht und recht, wieder den Hotelbetrieb. Meist eigenhändig führte er die Reparaturarbeiten durch, bei wohlwollenden Materialzuteilungen: Zwecks „rapider Wiederherstellung des Hotels Seebad, Strand Zelenika“, wie es in einer Akte des Volksausschusses vom Bezirk Herceg-Novi hieß. Rapid war allerdings Adorjans Handbastlerei nicht sehr. Er ahnte auch nicht, was „Planwirtschaft“ ist, - während schon entsprechende Direktiven dem Volksausschuss zuzuflattern begannen. Die neue Führung in Herceg-Novi musste auch lernen: Grundlegende Charakteristik der sozialistischen Wirtschaftsordnung, - gestützt auf das Gemeinschaftseigentum über die Produktionsmittel, - wird durch das Entwicklungsgesetz bewerkstelligt. Und zwar gemäß dem staatlich vorgenommenen proportionellen Wirtschaftsplan. Durch Planwirtschaft sichert der sozialistische Staat, immer vollkommener, die vorgenommene Entwicklung der Volkswirtschaft: Die Verhältnismäßigkeit von einzelnen Wirtschaftsgebieten, die proportionsmäßige Abwicklung einzelner Neuproduktionen, die regional rationelle Trennung der Wirtschaftszweige – also alles, um größtmögliche Wirtschaftsergebnisse zu erzielen. Der sozialistische Staat vertritt jene Gesellschaftsklassen, deren Interessen sich mit dieser Entwicklungsrichtung decken; und, im Besitz der Wissenschaft des Marxismus-Leninismus', sind die Staatsorgane in der Lage, die Regeln der Wirtschaftsentwicklung zu erkennen. Somit gestalten sie eine gesunde und umfassende Wirtschaftseinheit: insgesamt viel überlegener, als das die kapitalistisch chaotische, krisenanfällige Marktwirtschaft erlaube. Deswegen werden staatliche Pläne verpflichtend erlassen, deren Erfüllung durch die zentral gelenkte wirtschaftliche Verhältnismäßigkeit gesichert ist, eben im Sinne des staatlich vorbestimmten Zieles. Damit ist die private Verfügung über Produktionsmittel - mit deren Sonderinteressen und Zielen - aber ausgeschlossen. Das bedeutet nun Enteignung von privaten Unternehmungen, zum Wohle der Allgemeinheit. Letztendlich: zum Zwecke des Aufbaus einer bedürfnislosen kommunistischen Gesellschaft.

Die Instandsetzung des Strandhotels von Zelenika ist somit staatlich eingeplant worden: „Diese Unternehmung ist bedeutend für die Wirtschaft der Volksrepublik Montenegro - Tod dem Faschismus, Freiheit dem Volke!“. Adorjan war diese bevorstehende Nationalisierung des Hotels, mit der Parkanlage - drei Jahre nach seiner Rückkehr aus der faschistischen Internierung - mitgeteilt worden. Und zwar gegen eine Entschädigung, die nur ein Bruchteil des vorher amtlich geschätzten Kriegsschadens war... Adorjan entschied sich, die formale Entschädigung abzuschlagen. Obwohl die Instandsetzung des Erdgeschoss-Appartements in der „Dependance-Villa“, - wohin die Familie jetzt umziehen musste, - doch auch Geld kostete und den Verkauf vom letzten Familiensilber beanspruchte.

Nun, als die Übergabe des Hotels erfolgte, - die Protokolle wurden im brauchbar gebliebenen Separée unterschrieben, - wandte sich Adorjan dem dort noch stehenden alten Klavier zu. Und er intonierte: „Coraggio popoli - bandiera rossa va trionferà!“ - weil diese italienische Melodie so schön ist! Als er die Finger von den Tasten nahm - beklommene Stille... Ein Kommissionsmitglied raffte sich endlich zur Frage auf, ob Adorjan ein Kommunist sei? Nein - erwiderte Adorjan - er politisiert nie, er pflegt nur zu arbeiten, aber, das jugoslawische Volk hat sein Recht, den eigenen Staat so zu gestalten, wie selbst es will. Wenn es jetzt den Kommunismus will, ist auch das sein Recht. Wer hier lebt, ist verpflichtet, sich dem zu fügen. Die Stimmung lockerte sich etwas; es kam jedoch die intimere Frage: Adorjan bedauere aber doch, dass sein Hotel weggenommen ist? Natürlich ist das nicht erfreulich; verletzend wäre es aber dann, - sagte Adorjan, - wenn nur sein Eigentum weggenommen wäre. So war dieser Akt aber selbstverständlich, es wäre sogar unvorstellbar, wenn allein Adorjan Privateigentümer eines Hotels bleiben dürfte.

Die neue Wohnung war eigentlich besser als die bisher bewohnten zwei engen Hotelzimmer. Jetzt richtete man sich in zwei geräumigen Zimmern ein und noch in einem kleineren, nebst großer Küche, allesamt um einen abgewinkelten Gang aneinander gereiht. Adorjan besetzte das kleine Zimmer, ausgestattet mit Bett, Schreibtisch, dem alten Pianoforte und mit Kleider- und Bücherschränken. Aranka richtete sich gemütlich in einem der großen Zimmern, mit ihren geretteten, feinen Mitgiftmöbel ein. Das andere Zimmer glich aber eher einem Krankenhausraum: drei Eisenbetten für die Söhne - wenn sie da waren. Hier hauste eigentlich nur Csaba, gelernter Bautechniker und Angestellter in der Gemeinde von Herceg-Novi. Zoltan, der Architekturtechniker, und Ákos ein Elektrotechniker, fanden sich hier nur noch als Gäste ein. Die jüngste

Tochter Tünde, - sie schlief gelegentlich bei der Mutter, - war die Einzige, die nun auch studieren durfte: angewandte Textilkunst, auch fern in Belgrad. Allerdings wurden all diese Schulungen staatlich frei finanziert. Aranka arbeitete als Buchhalterin des verstaatlichten Hotels. Wenige, auch staatlich maximierte Einkünfte brachten die Mieten ein, und zwar oben auf dem Geschoss desselben Hauses, dann von der „Großmama-Villa“ und noch von zwei notdürftig bewohnbaren Nebenbauten. Die große Familienvilla war derzeit schon eine Ruine; die letzten Balken waren bereits zum Verheizen zersägt worden. Adorjan widmete sich der Hausökonomie - weil die Geldeinkünfte für das Leben nicht ausreichten. Er musste die verwilderten Äcker hinterm Haus erst mühsam roden. Bis die Erde ihre ersten Erträge bringen konnte, vergingen zwei Hungerjahre. Aranka musste in der Küche fast aus dem Nichts zaubern und, eigentlich, empfand man es als Erlösung, dass die Hälfte der Familie bereits ausgeflogen war. Erst später hatte man Überschüsse aus dem Garten verkaufen können. Adorjan erkor sich beruflich nun zum - Bauern. Nachher, als Csaba heiratete und ein neues Haus baute, zog Adorjan in das andere große Zimmer um, - das kleine Zimmer wurde jetzt für die Besuche umgewandelt, - wo er sich auch gemütlich, mit allen seinen frühen Kunstwerken an den Wänden, einrichtete. In der noch dazugefügten kleinen Veranda saß Adorjan, nunmehr altersgebückt und silberhaarig, lesend und schreibend, unter der hier einfallenden Sonne und genoss einen beschaulich gewordenen Wohlstand. Die Gärtnerei war aufgegeben worden, sobald vor dem Haus eine moderne Straße gebaut wurde: Csaba richtete auf den breiten Äckern, zwischen den bewaldeten Hügeln, ein stets gut besuchtes Autocamp ein. Aranka, jetzt schon Rentnerin, kümmerte sich um ihre ersten Enkelkinder - und wurde auch die gute Seele des Autocamps.

Dieses Autokamp war jetzt die einzig echte touristische Einrichtung in Zelenika. Das schlecht und recht renovierte Hotel, - alle Wandmalereien Adorjans waren dabei vernichtet worden, - war ja für die neue Touristikwirtschaft Montenegros ungeeignet. Man hatte das Haus zu einem Kinder-Erholungsheim umfunktioniert. So was Verrücktes! - Adorjan machte sich bei einem vertrauten Freund darüber lustig. Die zwei alten Männer besuchten sich gelegentlich mit Fahrrädern, da sie wenige Kilometer Entfernung von einander hatten. Der Slowene Stumberger war auch ein Relikt von weiland Kakanien: ein U-Boot-Matrose, und dann - kontrastvoll! - als Freiwilliger, auch ein Hydroplan-Schütze im ersten Weltkrieg. Aus seinem mit Tuch umkleideten und mit Drähten verspannten Flugzeugsitz bombardierte er den Hafen von Valona und schoss auch einen italienischen „Caproni“ während der Otranto-Seeschlacht ab. Die beiden schon gebrechlichen Abenteurer

verstanden sich prächtig, zumal Stumberger, - gleichfalls autodidaktisch gebildet und als Modellschiffbauer sogar berühmt, - über eine ansehnliche Bibliothek verfügte, wo Adorjan gern herumstöberte. In das Bibliothekszimmer, seitlich an dem mit vielen Trophäen sonderbar eingerichteten Hause, musste man sich durch eine U-Boot-Schottentür gebückt hineinzwängen. Da saßen sie stundenlang miteinander und kommentierten auch diese verdrehte Welt, exemplarisch an Adorjans Schicksal: Wieso hat man ihm sein Hotelunternehmen, das als bedeutend für diese sonderbare Wirtschaft galt, einfach weggenommen, - wenn es gar keine Unternehmung mehr ist? Und, wenn alles staatlich sein muss, warum darf man plötzlich - ganz privat - ein ansehnliches Autocamp eröffnen? Wieso hat man, noch zur Zeit der Verstaatlichung, den schnurrbärtigen Stalin als den weisesten Übervater dieser so volksgeneigten Ordnung verklärt, wenn er bald danach als ein Schurke beschimpft wurde? Alles nur dummes Zeug; Adorjan musste aber doch ein Bauer bleiben...

Das war allerdings auch nicht mehr ganz so, sondern: Adorjan tat sich allmählich als ein weltbekannter Gelehrter hervor, - in der Welt der ungarischen Emigration, - er ist fast auf allen Kontinenten bekannt geworden; Asien ausgenommen! Dort, in die vieldiskutierte Urheimat, begab sich halt kein Ungar! Alle flüchteten nach „Westen“, zuerst vor der anrückenden Roten Armee, und dann auch die kommunistisch-machterobernde „Salamitaktik“ verlassend. Oder nochmals die Rebellen, vor den rotbesterten Panzern, den zeitweilig niedrigerissenen „eisernen Vorhang“ überschreitend. Adorjans Gedankenwelt wurde plötzlich in der weltweit zerstreuten ungarischen Diaspora gefragt: Man verlangte nach ihm, wie nach einem Elixier, für das wieder einmal erschütterte Nationalbewusstsein. Obwohl in alle Winde zerstreut, durfte man sich so sogar als Ureinwohner des Karpatenbeckens fühlen; und zwar von dort abstammend, wo die Weltkultur auch ihre Wiege hat! Das Interesse an diesen Ausführungen war um so gespannter, als sich diese mit einer eher verbreiteten neuen Lehre in Konkurrenz fand. Jene leitete die ungarische Abstammung von den Sumerern ab, - von dem kulturgründenden Mesopotamien-Volk. Die tontafelbelegte und archäologisch aufgedeckte Sumererkultur liegt einfach auf der Hand, und braucht nicht spekulativ aufgeschlüsselt werden, - wie die imaginäre Karpatenkultur. Die „offizielle“ finnougriische Jäger-Fischerkultur könne man gern zurückweisen, während der asiatische Ursprung doch wissenschaftlich abgehakt ist: Der Briefträger von Zelenika hatte eine ausgiebige Beschäftigung, die Post aus aller Welt an Adorjan heranzutragen. Oft auch Zeitschriften, hand-vervielfältigte und billig gedruckte Blätter, häufig mit Illustrationen von breitbeinig dastehenden

Helden: blanker Säbel in der Hand, orientalischer Kaftan und spitze Kappe mit Feder drauf. Nicht selten war eine Abhandlung Adorjans drin, oder eben etwas Polemisches gegen seine auch schon verbreiteten Thesen.

Der Wälzer „Die Urkultur“ war durch die Kriegswirren in Ungarn verlorengegangen, auch der Freund Tibor Pethő vermisst: Nun machte sich Adorjan daran, alles neu zu verfassen. So: die eurasiensweit auffindbaren Analogien mit der ungarischen Volkskultur haben ihren Fokus im Karpatenbecken. Jahrtausende lang von hier ausgewanderte Volksstämme haben diese Urkultur verbreitet, auch weiterentwickelt - wie eben auch die Sumerer. Da aber diese Urkultur eine geistige war, keine materielle, deshalb ist sie - was nicht widerlegt ist bleibt ja möglich! - nicht archäologisch belegt. Selbst die ganze Menschheit hat hier ihre Wiege: Die Menschheit ist also magyarischen Ursprungs, und die hier vorhandene rundschildige Rasse ist die menschliche Urrasse. Geprägt ist sie durch das ehemals vulkanisch bedingte milde Klima, das eine paradiesische Oase mitten in der Eiszeit im Karpatenbecken bildete. Ausgestoßene Verbrecher aus diesem Urvolk, die in die Eiswüste geschickt wurden, verwilderten dort; sie sind mit ihrem verlängerten Schädel tierähnlicher geworden, wie die erbarmungslos kriegerische Nordische Rasse, - die sich „arisch“ nennen will, - und, besonders im finsternen Mittelalter die friedlichen Rundschilder gewaltsam bedrängte. Aber bei ernster Bedrohung kann die rundschildige Rasse auch kriegerisch werden und, dank besserer Ausdauerfähigkeit, - auch siegreich. Ein viel früher aus dem Karpatenbecken ausgewandeter Volksstamm kehrte vor tausend Jahren zurück - Arpad mit seinen Kriegern - und befreite das hier unterjochte ungarische Urvolk. Trotz aller feindlichen Widrigkeiten hält sich der von Arpad gegründete Staat immer noch! All das belegte Adorjan - in seinem kalligraphisch niedergeschriebenen, künstlerisch illustrierten und in selbsterlegter Schlangenhaut eigenhändig gebundenen Wälzer - mit ausgiebigen mythologischen, folkloristischen und linguistischen Argumenten. Und er fügte den eigentlichen Motivationsgedanken dazu: „Wenn all dies allgemein bekannt werde, wird es nicht nur unser Selbstbewusstsein wiederherstellen, sondern auch die uns gebührende Ehrung von den Fremden darbringen“.

Vorerst bekam der örtliche Fotograf damit seine ausgiebige Beschäftigung: die Blätter des Wälzers sukzessiv abzulichten. Die Filme wurden aus Amerika bestellt und bezahlt, wegen einer Veröffentlichung des Buches; allerdings ohne Verlag. Eine begeisterte Frau, Zsuzsa Tomory, wollte sich in der Sache bemühen. Sie führte dort eine private

Abendschule für ungarische Kinder und unterrichtete bereits im Sinne Adorjans. Die Buchausgabe zog sich hin, vor allem wegen der nur schleppend eingehenden Geldmittel. Jahre waren schon vergangen, als Herr Tomory einmal zu Besuch in Zelenika ankam, aus Ungarn mit einem gemieteten Auto kommend. Adorjan war eingeladen, mit ihm nach Dombóvár, einer Kleinstadt unweit vom Plattensee, mitzukommen. Dort wartete Frau Zsuzsa schon bei ihren Eltern, wo Adorjan als Gast eine Woche verbrachte. Wortführer der Gespräche war ja Adorjan, deshalb war er eben da. Er konnte aber auch erfahren, wie es in Ungarn dem bürgerlichen Stand und den vermögenden Bauern nach dem Kriege erging: Meist waren sie vertrieben worden in menschenunwürdige Lager, - manche auch in Todeslager, - allen Hab und Gutes verlustig. Erst nach Stalins Tode „entfrostete“ sich diese Schreckensherrschaft - um drei Jahre danach in einen Volksaufstand zu münden! Alle Welt weiß es schon: Alleingelassen, musste man erleben, wie die Sowjetpanzer eingegriffen haben; aus dem naheliegenden Stützpunkt rasselten sie hier vorbei auch nach Budapest hin. Doch, die wiederhergestellte rote Regierung, - nachdem sie die Macht durch anfänglichen Terror sicherte, - ist jetzt sichtlich zwischen zwei Ängsten hin- und hergerissen: vor dem eigenen Volke und vor Moskau doch auch. So kann man, seit einigen Jahren, sich irgendwie beschaulich durchwursteln. Adorjan wurde dann, zur Rückfahrt mit dem Flugzeug, nach Budapest gebracht. Das Haus, dessen Teileigentum er während des Krieges verkaufte, - stand nicht mehr: zerschossen während der Belagerung im Weltkrieg und die Trümmer abgetragen. Für den Gegenwert damals gekauften Haus in der Provinz war verstaatlicht, - dem ging Adorjan gar nicht mehr nach. Er verabschiedete sich von seiner traurig aussehenden Geburtsstadt für immer: überall bröckelnde und mit Schusslöchern zweifach durchsiebte Fassaden, als würde die ganze Stadt in patiniertem Ruß und nachlässigem Schmutz versinken...

Noch eine Reise wurde Adorjan zuteil, wieder nach Abruzzi hin. Ákos konnte sich mittlerweile ein Auto leisten, und er nahm Vater und Mutter zusammen auf die Fähre nach Bari mit. Als sie bei Pescara in die Berge einkehrten, begeisterte sich Aranka über die Schweiz-ähnlichen Fichtenwaldlandschaften beidseitig der Straße. In Rocca di Mezzo kehrten sie geradewegs in die Gaststätte Morellis ein. Die Wandmalereien fanden sie alle unversehrt vor. Allerdings war nur der Sohn des schon verstorbenen guten Freundes da, doch empfing er die unerwarteten Gäste sehr herzlich. Doktor Scoccia lebte nicht mehr. Im Nonnenkloster waren keine Bekannte da. Dann Terranera: Die Leute - Männer, Frauen, Kinder - liefen auf der Straße zusammen, als sich die Nachricht verbreitete: Adorjan ist wieder da! Man lud ihn von Haus zu

Haus ein. Don Arnaldo lebte aber auch nicht mehr. In L'Aquila übernachteten sie beim alten Freund im „Leone d' Oro“. Die Familie von Doktor Albano war nach Sizilien umgezogen. Bei Rom kehrten sie in ein Autokamp ein, dann suchten sie auch die ehemalige Schule, wo Adorjan als Jüngling lernte: Diese war aber jetzt in der Vatikanstadt unzugänglich eingezäunt.

Wenige Jahre danach konnte Adorjan nicht mehr aufs Fahrrad steigen, um zu seinem Freund zu radeln. Dies durfte er eigentlich nicht: Jede körperliche Anstrengung bezahlte er mit blutgeschwärztem Urin. Schon immer laborierte er an seinen Nierensteinen, ließ sich aber nicht operieren, sondern er legte sich selbst eine natürliche Kur auf: Er trank nur Regenwasser, und dafür stieg er zweimal wöchentlich auf den Berg im Hinterland hinauf, wo ein Haus mit Zisterne stand, um dieses Trinkwasser zu holen. Die geschwollene Prostata komplizierte alles noch mit schmerzhaften Entzündungen. Zunehmend schwächten ihn die Blutungen, - eine Operation kam deshalb auch nicht mehr in Frage, - die Anbringung des Katheters lehnte er aber ab. Man half ihm einigermaßen mit Medikamenten und notfalls mit Bluttransfusionen. So mied er das Trinken überhaupt, soweit es erträglich war, um weniger urinieren zu müssen. Adorjans Kraft reichte allmählich nur noch für kurze Spaziergänge im Autokamp: Im Herbst inspizierte er dort gerne das Reifen der Kastanien auf dem riesigen Baum, den noch sein Vater gepflanzt hatte. Plötzlich wurde Adorjan bettlägerig. Zwei Tage danach konnte er sich auch nicht mehr allein umdrehen. Am dritten Tage - es war Ende November 1978 – hörte Aranka aus dem Zimmer leises Wehklagen: Adorjan lag dort - auf dem Verandaboden! Er kroch wohl dorthin, die Sonne suchend...

Die Sonne erschien aber am diesen Tag nicht; zweimal peitschten unerhörte Stürme durch die Gegend. Mit Mühe wieder ins Bett gehievt, blieb Aranka bei ihm, - seinen Kopf streichelnd, - weil Adorjan dort und in den Knien über schneidende Schmerzen klagte. Sein Gerede wurde immer verwirrter, unverständlich, der ganze Körper begann krampfhaft zu zittern. Wieder etwas deutlicher sprach er: ob er ein fünfzehnjähriger Jüngling wäre. Dann flehte er Aranka an: „Verstecken Sie mich, verstecken Sie mich!“ – (sie siezten sich lebenslang). Die Agonie war so heftig geworden, dass die verschreckte Aranka hinauslief, Hilfe zu rufen...

Adorjan stand plötzlich neben seinem Bett, ganz allein, und schaute sich selbst dort im Bett an. Er lag jetzt ganz ruhig, abgemagert, mit pergamentartiger Gesichtshaut, mit eingefallenen Wangen und tiefen

Augenhöhlen, die schmalen Lippen trotzig zusammengepreßt, die silbernen Haaren zerzaust. Dann wandte sich Adorjan wieder zur Veranda: Die Ausgangstür brauchte er nicht zu öffnen, er ging einfach durch das Glas hindurch. Draußen hob er ab, an der Krone des großen Pinienbaums vorbei, mit dem Blick zum Hotel hin: Die flachen Dächer des Hauses, zwischen grünen Baumwipfeln, wurden immer breiter sichtbar, - wie er höher stieg, - und dahinter erschien schon der Strand, bestürmt mit Wogen des Scirocco. Das Bild wurde allmählich von grauen Wolkenfetzen zerrissen. Adorjan entschwand in den Wolken...

Über diesen Wolken schien gleißend die Sonne.

## Der Skeptiker

Ein überlauter Knall weckte Zoltan auf, früh am Morgen. Er lag auf dem Bett, Fuß an Fuß mit dem jüngeren Bruder. Der kleinste, zweijährige Bruder schlief im Kinderbett neben der Mutter. Aus dem vierten Bett sprang der Vater auf, warf seine Kleidung hastig über und lief hinaus. Nach einer Weile kehrte er zurück: In der Hand trug er zerfetzte Krusten aus Zeitungspapiermaché - Reste eines Knallkörpers. Dieser war im Vorhof der Hotelküche, wo oben die zusammengepferchte familiäre Zweizimmerunterkunft lag, explodiert. Dieses demonstrative Attentat war also unzweifelhaft gegen die Familie gerichtet worden, wie Adorjan danach vor den herbeigerufenen Gendarmen klagte. Zumal auch das Firmenschild des Hotels, am Parktor, mit dem Schriftzug „Janka Pusta“ beschmiert war.

Diese zwei Wörter schleuderten dem Zoltan die Kinder aus der Umgebung vielmals noch entgegen. So musste ihm sein Vater erklären, dass das eine Ortschaft in Ungarn ist, wo, angeblich, kroatische Rebellen lagerten und zu Terroranschlägen gegen Jugoslawien ausgebildet wurden. Diese hätten den König Alexander vor wenigen Tagen in Frankreich umbringen lassen. Obwohl erst sechsjährig, nahm Zoltan diese Zusammenhänge irgendwie wahr. Der hakennasige König, - sein Bildnis hing pflichtgemäß im Hotel, - fand sich in Herceg-Novı öfters ein; was gut zu merken war, weil der dortige Hotelpark jeweils von buntuniformierten Gardisten umstellt war. Die Königsfamilie besuchte regelmäßig die naheliegende orthodoxe Klosterkirche. Unlängst fuhr der König, mit einer Autokolonne, an der Parkhecke des Hotels vorbei zum Hafen in Zelenika hin. Zoltan lief zur Hotelmolo hinüber, um seine Abreise auch sehen zu können. Man hörte eine kleine Menschenmenge ihm zujubeln, als die Fregatte drüben ablegte. Dass der jugoslawische König gleich bei seiner Ankunft in Frankreich umgebracht wurde, sah er dann in Zeitungsbildern und las es auch schon einigermaßen von den kyrillischen Großbuchstaben der „Politika“ ab. Ist man aber selbst daran irgendwie schuldig? Was lag denn so, überhaupt, stets sonst in der Luft?

Einmal, - unterwegs nach Dubrovnik, - sah Zoltan die jugoslawische Fahne verkehrt aufgehisst: rot oben, blau unten. Auf seine Verwunderung sagte ihm der Vater, dass das nicht verkehrt ist: Das ist die - verbotene! - kroatische Fahne. Zu dieser Zeit ging er schon zur Schule in Zelenika, wo er mit wenigen Mitschülern, zu seiner besonderen Freude, bei allen kirchlichen Festen doppelt ausbleiben durfte, weil bei orthodoxen Feiertagen die Schule geschlossen blieb, während man bei katholischen Feiertagen eigene Sonderrechte hatte. Über die Lehrerin, die ihn vier Jahre lang unterrichtete, - sie war eine hübsche, schwarzhaarige junge Frau aus einer vornehmen Familie vor Ort, - sprach man, dass ihr Bruder nach Spanien ging, um dort für die Kommunisten zu kämpfen. Wie konnte der Bruder einer so freundlichen Frau so böse sein? Als man schon gut lesen konnte, musste man viele Heldenlieder auswendig lernen. Einmal jährlich trug diese Lieder ein echter „Guslar“ auch vor: Mit monotonem Singsang zog er den Bogen bei brummenden Tönen über die einzige Saite seines Instruments und erzählte von der Schlacht am Kosovo-Feld: Wie der serbische Fürst Lazar vom Propheten Elias vor die Wahl zwischen irdischem oder himmlischem Reich gestellt war - Lazar entschied sich für den Himmel – und verlor die Schlacht gegen die Türken. Er wurde geköpft, weil der Recke Miloš Obilić - alle Sportvereine trugen diesen Namen - sich als Verräter stellte, aber als er dem Sultan vorgeführt wurde, schlitzte er heldenhaft den Bauch Muräds auf. So wurde er auch getötet. Erzählt wurde auch über die Heldenhaftigkeit der Jugović-Mutter: Sie verlor neun Söhne und den Mann in der Schlacht, ertrug aber stoisch ihr Schicksal. Oder die Kosovka-Jungfrau: Sie labte die auf dem Schlachtfeld herumliegenden verwundeten serbischen Helden mit Wasser.

Öfters fand sich Zoltan mit dem aufgeweckten Jungen, dem Gojko, zusammen, – der hatte immer die montenegrinische Mütze auf, - und interessierte sich für Zoltans ungarische Kenntnisse. Von ihm hörte er aber auch den Spruch: „Uns und den Russen zweihundert Millionen!“, oder dass die Polen Verräter des Slawentums sind. Dass die Venezianer und Österreicher - einfach die "Fremden"! - hier diese Gegend Jahrhunderte lang unterdrückten, das war ja ohnehin ein Gemeinplatz des Schulunterrichts gewesen. Und der Befreier war jener „Alexander der Vereiniger“, dessen südslawische Staatsgründung man jeweils am 1. Dezember feierte. Jetzt hatte man ihn aber niedergeschossen, und er starb mit den letzten Worten auf seinen Lippen: „Bewahrt mir Jugoslawien“. Im Geschichtsbuch stand viel über die glorreiche Dynastie der Nemanjiden, die das mittelalterliche Serbien zuletzt sogar bis Griechenland hinein ausgedehnt hatten. Dann mussten aber die Serben, - von den Türken doch vierhundert Jahre beherrscht, -

einen heldenhaften Heidukenwiderstand leisten, und zwar in den Wäldern, jeweils von Frühling bis Herbst. Bis dann Alexanders Urgroßvater - der Karadjordje - die erfolgreichen Aufstände anführte. Zoltans Vater war allerdings auf eine Illustration im Geschichtsbuch aufmerksam geworden: Auf dem Bild sitzen, im Vordergrund, zwei Männer am Tisch angekettet, und dahinter neben einem großen Kruzifix eine breitbeinig herumstehende und sich miteinander unterhaltende Männergruppe. Die Beschriftung lautete: „Petar Zrinjski und Krsto Frankopan vor der Hinrichtung“. Der Vater staunte: Das war doch das berühmte Gemälde des Onkels Madarász, das er noch in Paris anfertigte, und das jetzt in der Nationalgalerie in Budapest hängt! Sie lasen den Textteil zusammen nach: Die beiden Verschwörer seien hingerichtet worden, weil sie Kroatien von Ungarn abspalten wollten! Adorjan lachte auf: Kroatische Urjugoslawen schon um 1670! Diese Verschwörung richtete sich aber gegen - Österreich! Weil der österreichische Kaiser und König den status-quo der türkischen Besetzung Ungarns wiederherstellen ließ, und zwar nach einem entscheidenden Sieg von Miklós Zrinyi, des Bruders von Péter. Die Zrinyis - obwohl Kroaten - waren ja gleichfalls ungarische Nationalhelden, Miklós dichtete sogar ungarisch. Und Péter, mit seinem Schwager Kristóf Frangepán, führte die enttäuschte Verschwörung an - zusammen mit ungarischen Mitläufern - zur gemeinsamen Abspaltung von Österreich. Der Aufstand misslang zwar, den beiden wurde trotzdem Gnade versprochen, wenn sie sich in Wien freiwillig ergeben. Jene Herrschaften im Hintergrund des Bildes, die teilnahmslos bei den doch Todgeweihten stehen, sind eindeutig Österreicher - das hat der anklagende Maleronkel klar ausgearbeitet.

Adorjan wollte seinen Sohn nun aufklären, dass all diese nationale Gehässigkeit, die ihnen hier immer aufs Neue widerfährt, nur seichte Wurzeln habe. Kroatien und Ungarn sind schon seit frühem Mittelalter in bester Eintracht unter der Stefanskronen zusammen gewesen. Serbien hatte zwar seinen Sonderweg, aber ihre Flüchtlinge vor den Türken fanden in Ungarn großzügige Aufnahme: Sie siedelten massenhaft im damaligen Südungarn, hatten aber eine wohlhabende Kolonie auch in Buda, wo sich allmählich ihr führendes Kulturzentrum entwickelte. Als die Serben ihren Helden Karadjordje meuchelten und später auch den Sohn verfolgten, fand er Asyl eben in Buda. Auch dessen Sohn, der spätere König Petar, sprach ja ungarisch, - sogar mit dem Großvater in Zelenika. Allerdings, das war noch bevor er mit einem erbarmungslos blutigen Attentat in Belgrad den Thron erstieg. Damals, - als Schwiegersohn des montenegrinischen Fürsten, - verkehrte Petar Kardjorjević öfters im serbischen Kloster Savina, also hier fast in der Nachbarschaft.

Diese Klosterkirche dort war von der Hotelveranda aus gut sichtbar - die wichtigste orthodoxe Kultstätte an der Adria. Zoltan selbst fand sich dort auch gern ein, öfters während ausgedehnter Spaziergänge mit beiden Brüdern und in Begleitung von Großmama. Das Kloster war von einem Urwald aus Eichen und Kastanien umgeben und über schöne Spazierwege erreichbar. Sie kehrten gleich nach Meljine in den Wald hinein und; weiter, kamen sie an einer türkischen Kanonenbastion vorbei, mit dem Ausblick nach Meljine und Zelenika. Leicht absteigend, an einer Kapelle vorbei, näherten sie sich dann dem Kloster. Der ganze Weg führte unter einem Gewölbe von dichtbelaubten Zweigen, zwischen uralten Baumstämmen, umrankt mit armdickem Efeu. Überall herum duftete Lorbeer, wuchsen mannshohe Eriken mit Schlüsselblumen oder beschattete Farnbüsche, darunter lächelten rosige Zykamen vom Moosteppich - oder boten sich saftige Pilze an. Zur Abwechslung war auch eine steile, mit Flechten befallene Felswand da. Allmählich guckten dann die roten Ziegeldächer des Klosters durch das Laub, und auch die Kuppel der Kirche schälte sich vor dem blauen Himmel heraus; und dann die schöne Kirche selbst, mit dem ganzen Buchtpanorama dahinter. Der Weg mündete in einen weiten Platz und führte weiter, über sanfte Treppen, herunter zur Landstraße. Mitten auf dem geebneten Platz erhob sich ein Obelisk, und links, zwischen uralten Zypressen und mächtigen Pinienbäumen, führten die Treppen hinauf zum Friedhofstor der Kirche. Einmal jährlich kam man unbedingt hierher auch zum Kirchweihfest. Auf dem großen Platz - seitlich noch vom Laubdach des Urwalds beschattet - waren Buden aufgestellt gewesen, mit allerlei für Kinder aufregenden hübschen Waren; der Platz war voll mit Menschen, oft in bunten Trachten. Musik spielte und man tanzte das volkstümliche Kolo. Der Gottesdienst in der Kirche war auch bestaunenswert: Vor der prächtigen, mit unzähligen Heiligen bunt bemalten Ikonostase, - deren Kruzifix weit oben in das Gewölbe hinaufreichte und in den Weihrauchwolken zu schweben schien, - bewegten sich die goldbewandeten und -bekrönten Popen. Sie gingen durch drei goldene Tore ein und aus, singend und sich unentwegt bekreuzigend. Alles war irgendwie anders, üppiger, als in der katholischen Kirche zu Herceg-Novı, wo Zoltan als Schüler jeden Sonntag anzutreten verpflichtet war. Allerdings, als der Papst in Rom starb, - man hatte ihm in der Kirche einen symbolischen Katafalk gebaut, - saßen da auch drei bärtige Popen am Ehrenplatz, und sie bekreuzigten sich mit drei Fingern rechtsherum; während der örtliche Hodscha, mit dem Turban im Schoße, bescheiden in der ersten Bank saß. Die Priester aller Konfessionen waren hier wohl miteinander befreundet gewesen.

Der Vater deutete das so. Übrigens, früher musste jedes angekommene Schiff noch vor dem benachbarten Marinelazarett vor Anker gehen, und da versäumte es kein Kapitän, - welcher Konfession immer – sich in der Savinakirche für die glückliche Heimkehr fromm zu bedanken. Hier hatte Zoltan seinen ersten kunsthistorischen Unterricht bekommen, und zwar vom Vater: Zwei Kirchen sind da nebeneinander, die kleine mittelalterliche und die neuere, deren Bau zuletzt noch in Venedig genehmigt worden war. Die alte sehr einfache Kapelle ist spitz gewölbt - das ist Gotik, deutete der Vater. Sie ist drinnen mit Fresken bemalt, einer Art Malerei auf frischem Putz, aber schon zur Zeit der Türkenherrschaft; und das ist byzantinisch - retardiert. Hier ist auch eine kleine Ikonostase, jedoch später, aus dem 18. Jahrhundert stammend, mit Heiligenbildern, die sehr fein und dekorativ auf goldenem Hintergrund ausgearbeitet sind. Und die große Kirche: Den Baumeister kennt man da schon namentlich, er kam von Korčula, holte sich von dort abendländisch gebildete Steinmetze, aus Dubrovnik auch Schmiede und Tischler. So sieht ja die Kirche auch aus: retardierte Romanik wie es in Dalmatien üblich war, mit Renaissancezutaten und - den Popen gefällig - mit Kuppeln, um auch morgenländisch auszusehen. Einmal gingen sie zusammen auch in die katholische Kirche, und dort zeigte Adorjan, vor der Messe, ein spätbarockes Bild des Venezianers Tiepolo. Die heilige Familie ist hier - sagte er - ziemlich ruhig dargestellt, nur die Bewegung Josefs ist etwas störend. Das ist eben eine Sünde des Barocks. Zoltan sollte sich merken: Schön ist die ruhige Harmonie von Formen und Farben, das ist so in der abendländischen wie in der morgenländischen Kunst nachvollziehbar; analysierbar ist dies aber besonders an der ungarischen Volksornamentik - wie er selbst das zu bearbeiten pflegt.

Irgendwie war Adorjan, wie er immer das Christentum hasste und Zoltans Geschwister nicht einmal mehr taufen ließ, der orthodoxen Kirche eher zugetan. Als seine evangelische Mutter starb, - damals sah Zoltan seinen Vater schluchzen, - rief er orthodoxe Popen zum Begräbnis: Drei goldgewandete bärtige Priester schritten dem Sarg voran, auf dem weiten Wege bis zum katholischen Friedhof nahe Herceg-Noví. Erstmals im Leben fühlte Zoltan auch eine tiefe Trauer. So lieb war Großmama! Als sie im Grab versenkt wurde, heulte er Wasser auf seinen Mantel - es war auch ein Sciroccowetter gewesen. Nicht nur einmal spazierten sie zu dieser Grabstätte mit Großmama zusammen. Hier war schon ihr Sohn, der als Säugling starb, und die unbedarfte Jolánka begraben. Der Großvater war nicht da - seine Gebeine blieben während des Krieges in Dubrovnik verschollen. Dieser kleine katholische Friedhof ist aber durch das Geschenk des Großvaters gegründet worden. Nur die Kapelle war alt. Lange saßen sie da zusammen auf der

Steinbank um die Apsis, hoch über einer Felsenwand, mit dem Ausblick zum Buchteingang und Herceg-Novi.

Während der vielen, weiten Spaziergängen mit Großmama hatte sich Zoltan mit der Gegend gut vertraut gemacht: Meist wanderten sie durch die Streudörfer des Hinterlandes. Oft spielte er im palmenschattigen Hofe des alten Jovo Šimrak; der benahm sich ihm gegenüber freundlich-gönnnerhaft, immer prächtig in Tracht gekleidet. In seinem Keller, wo es aus den aufgestapelten Holzfässern nach Wein roch, schenkte er dem Kind den frischgepressten Traubensaft ein, - so süß dass man ihn in einem Zug nicht austrinken konnte. Am anderen, gepflasterten Ende des Hofes kamen Mulis mit aufgeladenen Säcken voll schwarzer Olivenbeeren an, die gleich in ein Steinbecken geschüttet wurden, wo ein schweres Mühlrad kreiste. Ein Esel bewegte es, trollend um das runde Becken herum. Den matschigen Schrot stopfte man in geflochtene Reifen, und diese wurden in einer Presse aufgestapelt: Zwei Burschen drehten die Presse um die aus einem Holzbalken geschnitzte mächtige Schraube herunter; so quoll der Olivensaft aus den Reifen in einen Steinbehälter hinaus. Dort schöpfte man allmählich das aufschwimmende Öl ab. Großmama deckte sich hier ein, aus der ersten Hand, mit dem grünlich-duftenden Olivenöl, das - abgestanden - aus den umliegenden Steinpilas in ihre kleine Demigiana umgefüllt wurde. Für ihre Teppichweberei kaufte Großmama auch gekämmte Wolle in diesen Dörfern. Sie bearbeitete das Material weiter selbst, spinnend und färbend. Längst war sie eine bekannte Person in diesen Dörfern, nicht nur als Witwe ihres tragisch-altruistischen Mannes, sondern auch sie selbst, in ihrer einfachen Milde. Fast täglich, mit den Enkelkindern zwischen weit auseinander liegenden Gehöften wandernd, wurde sie ehrerbietig von einfachen Frauen begrüßt, und die Männer zogen ihre Strohhüte schon von weitem. Nicht selten wurden sie auch in die Häuser eingeladen und gelegentlich - besonders ehrenvoll! - auch zu den jährlichen Familienfesten: zu Slawas. Jede orthodoxe Familie feiert einen Schutzheiligen, dessen Name der Sippengründer irgendwann trug - so sind auch uralte Verwandtschaften bewusst geblieben. Obwohl Frauen kaum mit den Männern zusammensitzen dürfen, die Großmama war stets eine gastliche Ausnahme. Bevor man zu Tisch saß, schnitt der Hausherr den runden Somun-Brotlaib in Kreuzform auf, der eingeladene Pope begoss die halb aufgeklappten Schnitte mit Rotwein. Das Brot wurde dann mit eingesteckter Kerze aufgetischt. Bevor man der Mahlzeit zusprach, löschte das Familienoberhaupt die Kerze und, das Brot brechend, verteilte er die Stücke über den Tisch. Zoltan schmeckte aber ein eigenartiger Nachschmack: gekochter Weizen mit Honig verrührt.

Einmal war Großmama krank geworden. Sie hatte Bauchweh, sagte aber: Nur Männer klagen über so etwas. Als die Kinder letztmals zu ihr geführt wurden, schaute sie aus dem Bett schon teilnahmslos, - nur so vor sich hin, - ohne sie zu erkennen. Zoltan schweifte verlegen mit den Augen herum: zur verzierten „spanischen Wand“, dahinter pflegte sie sich umzuziehen; zum Waschtisch, wo auch ein „Primus“ für ihre schnellen Gerichte stand, dort briet sie die gemeinsam aufgelesenen Pilze; dann schaute er auch zum Webstuhl hin, wo sie immer saß; und nach oben auf den Schrank: zu dem roten, goldverschnürten und mit dem Rosshaarbusch verzierten Husarentschako des Großvaters. Großmama sah er nie mehr. Sie wurde aufgebahrt im Salon ihrer kleinen Wohnung, - unzugänglich mit vielen Erwachsenen umstellt, - auch vor der Villa versammelte sich eine große Menschenmenge.

Als Großmama nicht mehr da war, blieben aber als unausbleibliche Freundinnen weiterhin die Frau Mizzi Šimrak und Frau Berberović, Ehefrau des Bahnhofsvorstehers; diese nannten die Kinder „Quasseltante“ - wegen ihrer unendlichen Monologe. Sie war eine Slowenin und übte sich mit den Eltern in der deutschen Sprache. Zoltan verstand zwar dieses Geschwätze nicht, manche merkwürdigen Worte blieben ihm aber doch hängen: „Feder“ - serbisch bedeutet das eine elastisch-technische Vorrichtung - dasselbe Wort zeigte jetzt aber auch eine Bedeutung als Vogelbewuchs, oder Schreibgerät! Auch Umgangsworte der Mutter wie „snicli“ bekamen durch „Schnitzel“ eine eigenartige Deutung. Zoltan erkundigte sich beim Vater über solche Überraschungen, er beeilte sich aber zu korrigieren: Richtig ungarisch heißt das „szelet“. Übrigens - fügte er gleich hinzu - „Schnitt“ heißt ungarisch „vágás“; die primitive deutsche Sprache ist nicht einmal in der Lage, begrifflich auszudrücken: „abgeschnittene Scheibe“. Das Gespräch drehte sich damals um die aufgetischten Fleischschnitzel; Tante Mizzi tafelte nämlich ab und zu auch da. Mit ihr unterhielt man sich nur deutsch, sie sprach serbisch etwas verdreht und deshalb ungern - so war sie weniger lästig als die Quasseltante. Diese Besuche erwiderte man auch, am einfachsten in der fast benachbarten Wohnung des Stationschefs im Bahnhofsgebäude. Der erhabene Herr Berberović stammte von einer altehrwürdigen Schiffskapitänfamilie ab, und er sprach sehr schön die slawisch-venezianische Mundart. Dass das eine Besonderheit war, wusste man aus der Schule: Dort war es verboten, so zu reden. Auch nach Herceg-Novi spazierte man, zu Besuch bei Tante Mizzi. Ihr Mann war lange krank, Zoltan sah ihn nur im Bett, unter einem großen Heiligenbild. Er war nur ein Schatten des ledigen Edelmannes Jovo - dort auf dem dörflichen Hofe. Tante Mizzi und ihr kränklicher Mann hatten sich sehr wohl bemüht, einen Sohn in die Welt zu setzen -

sie bekamen aber nur Töchter. Und aus ihrem, an einem schönen Garten stehenden Hause, hörte man stets nur die kreischenden Zänkereien dieser Töchter. Keine fand einen Ehemann, obwohl sie Erben des Hofes von Jovo geworden waren. Das große Vermögen des alten Jovo wurde zererbt, indem es meist unter anständigen Bauerfamilien und auch an die verwandte Popenfamilie aufgeteilt wurde: Der junge Pope Vlado baute sich sein schönes Haus am Hang, gleich neben dem Hotel.

Trotzdem fand keine Annäherung an die benachbarte Popenfamilie statt, nur die kleine Schwester war mit der gleichaltrigen Tochter von Pop Vlado innig befreundet. Die Knaben hatten aber auch bloß zwei Mädchen als engste Freundinnen gehabt. Rada und Beba wohnten im etwas isolierten Ostturm des Hotels. Sie waren russische Emigranten, ihr Vater ein Bauingenieur. Einige Jahre war er mit der Wiederherstellung der venezianischen Lazaretruine beschäftigt. Bei ihm sah Zoltan erstmals Baupläne ausgebreitet. Sein Büro war im Erdgeschosszimmer, und die Familie bewohnte die zwei oberen Zimmer des Hotelturms. Mit der russischen Kolonie knüpfte Adorjan auch Freundschaften. Eigenartig mit einer Mongolenfamilie, die zeitweilig ein größeres Zimmer im Hotel mietete. Mit diesem, bei der Marine beschäftigten Maschineningenieuren Haradawan, brütete er über die tatarischen Kultureinflüsse in Russland. Dessen Sohn hieß Tschingis! Seitdem wußte Zoltan von Dschingis Khan: Der habe sein Weltreich auch vernünftig zu vererben gewusst; so hatte die tatarische Seite der Mongolenkultur, in dem noch Jahrhunderte lang beherrschten Russland, dort bis heute ihre Spuren zurückgelassen. Diese Gespräche verglich der Vater wiederum mit einer anderen russischen Familie, — deren Sohn hieß Kotjik, - mit welcher man ebenfalls Besuche austauschte. Adorjan unterhielt sich dort nur russisch. Diese Sprache, mit den vielen weichen Konsonanten, hörte sich an wie eine Parodie des Serbischen. Es lebten noch viele Russen in der Gegend, sie bildeten sogar Musikkapellen oder gar zirkusartige Verbände. Russen spielten auch bei Veranstaltungen im Hotel auf, oder, man ging mit allen Hotelgästen zu berittenen Kosakenveranstaltungen, wo in jener turktatarischen Tracht atemberaubende Kunststücke zu Pferd vorgeführt wurden. Durch den Privatunterricht einer Sankt-Petersburgerin war ein Junge aus Zelenika ein beachtlicher Klavierkünstler geworden. Allerdings sanken manche Russen auch in die tiefsten Niederungen hinunter. Einer, man nannte ihn nur „Kaljinka“, war der Dorfdepp geworden: Immer mit abgewetzter Schirmmütze, in Rubaschka und Stiefeln, ewig besoffen und dieses Lied dudelnd, taumelte er irgendwie mit Kasatschok-Bewegungen herum.

Abgesehen von flüchtigen Freundschaften mit ungarischen Kindern, die im Hotel zur Sommerfrische weilten, konnte Zoltan kaum Freundschaften bilden, obwohl um den Park herum es nur so von Kindern wimmelte. Die unmittelbare Nachbarschaft - zu den Rapovac-Häusern hin - war durch die hohe Parkmauer abgeschirmt, den dortigen rotnasigen Kindern konnte man zwar auf dem durchgehenden Strande begegnen; es war aber verboten, sich mit diesen „Straßenbengeln“ einzulassen. Drüben stand noch ein großes Wohnhaus für die Eisenbahner, gleich voll mit besser erzogenen Kindern. Das Verlassen des Hotelparks oder des Strandareals war aber auch - bei Prügelstrafe - verboten. Der große Hotelbau mit verschränkten Gängen und Treppen, die weitläufige Parkanlage und die vom Hang seitlich heranreichende Wildnis, ebenso der Sandstrand, der in eine Felsenküste überging, boten aber doch einen sehr wechselhaften Raum für phantasievolle Abenteuer. Beispielsweise für Badevergnügungen mit langen Tauchgängen, und auch für Erfolgserlebnisse im Fischfang, immer früh morgens, bevor der Maestral das durchsichtige Wasser aufrunzelte. Zoltan sprang meist früh aus dem Bett, aufgemuntert vom Brummen der Hydroplane aus der nahen Base - die nutzten auch die frühe Stille für ihre Flugübungen - und, während er von der Hausmolo oder irgendeinem Fels die Angel zu den unten schwebenden Fischen herabließ, schaute er auch sehnsüchtig den Flugzeugen zu. Wenn eines startete, hörte man sein Brummen schon bevor es hinter dem Hafen erschien; dann zog es noch immer einen langen weißen Streifen hinter sich, über den blauen Wasserspiegel, bis es mühsam endlich abhob. Dann war es aber frei wie ein Vogel. Meist flog es hinaus zum offenen Meer, um wohl von der anderen Seite wieder niederzukommen. Manche gingen aber auch in die Höhe, dort summten sie hin und her, von der Sonne silbern angestrahlt... Zoltan stellte sich vor, - wenn er erwachsen werde, - er werde auch so ein Pilot sein!

Und sein sehnlichster Wunsch nach dem Fliegen erfüllte sich in diesen Jahren schon tatsächlich. Dubrovnik leistete sich einen Flugplatz, und zwar auf dem halben Wege zu Zelenika. Man ging zum Eröffnungsmeeting. Dort standen schlanke Flugzeuge auf Rädern, - nicht solche bootförmigen mit hoch aufgebauten Flügeln, - und man durfte nahe treten und die echten Piloten bewundern. Die wandelten dort – mit Pelz, Haube und Brille herum, - kletterten in ihren Flugzeugen ein und aus, starteten und landeten. Ein besonders flinkes kleines Flugzeug schlug sogar verschiedene Purzelbäume in der Luft. Es gab ein größeres Flugzeug, das war auch ein Doppeldecker, aber mit Fenstern im Rumpfe: Da stieg man nicht von oben ein, sondern durch eine kleine Tür von der Seite. Drin gab es zwei Sesselreihen, und der Pilot saß vorn. So

durfte Zoltan mitfliegen und durch ein Fenster alles sehen: Man flog an den grauen Karstfelsen der Bergseite vorbei, während sich unten die schachbrettartigen Felder des Konavle-Tals erstreckten, dann erschien Herceg-Novı wie eine Traube von Häusern am Berghang. Als da das Flugzeug langsam abdrehte, öffnete sich der Blick in die Bucht hinein - dort auch das Hotel an der grünen Küste! - und dann hinaus zum blauen Horizont, mit hie und da gestreuten Schiffen. Als das Flugzeug wieder zum Berg hineindrehte, erschien unten Dubrovnik mit den in die Festungsmauer gedrängten Hausdächern. Dann landete man polternd; - es war traumhaft schön, und zu kurz gewesen! Ein andermal flog Zoltan aber länger, mit dem Vater, nach Sarajevo. Das Flugzeug war jetzt schon ein zweimotoriger Eindecker und, weil erst nachmittags im Rückflug aus Dubrovnik, ziemlich unruhig. Man sprach von „luftleeren Räumen“, und einigen Passagieren wurde es übel. Zoltan klebte aber nur am Fenster: Unten sah er noch die Bahnstrecke, danach aber kaum welche Straße oder Streudörfer - die Landschaft war durchwegs nur eine zerklüftete Ödnis. Doch flogen sie so frei hinüber!

Gepflasterte und asphaltierte Straßen, Straßenbahn, beleuchtete Straßen, Leuchtreklame, das war kein Alltag für Zoltan - erstmals hat er so etwas in Dubrovnik zusammen gesehen - und jetzt auch hier in Sarajevo. Es war schon spät geworden, als man vom Flugplatz im modernen Stadtteil das Hotel bezog. Zur Verfügung blieb nur noch Zeit für einen Kinobesuch; - erstmals hier auch einen Farbfilm gesehen! Am nächsten Morgen gingen sie zu einer Moschee - überall sah man aber auch sonst Minarette. Die Gazi-Husref-Beg-Dschami war jedoch die größte und schönste, unterrichtete der Vater wieder einmal kunsthistorisch. Und das prächtige Türbe des freigiebigen türkischen Edelmanns steht da auch nebenan, zum Friedhof hin, wo ein Wald von in alle Richtungen schiefstehenden Steinnischans zu sehen war. Überall bummelten eigenartig gekleidete Männer mit Pluderhose, kurzen Leibchen über gestreiften Hemden und bunten Tüchern um die Taille, einige trugen nur den roten Fes, andere auch den ganzen Turban oder, besonders die graubärtigen Älteren, nur eine gestrickte Mütze. Ab und zu huschten Frauen vorbei, ganz in den grauen Tschador gehüllt, sie versteckten ihre Gesichter hinter schwarzer Feredscha. Vor der mehrfach überkuppelten Arkadenhalle stand ein zierlich gemeißelter Schedrwan, wo einige Menschen ihre Füße wuschen. Die Schuhe mussten in der Vorhalle abgelegt werden und dann - dachte Zoltan - er trete in eine Märchenwelt ein! Unter den Füßen große farbenfrohe Teppiche, die Wände mit unheimlichen Zierden geschmückt! Der Vater belehrte ihn aber, dass viel davon arabische Schrift ist. Vorn, vor einer Nische, standen Männer und bewegten sich sonderbar, - sie beten so.

Nebenan gab es noch eine enge Treppe, die zu einer spitz überdachten Zelle führte, auch fein gemeißelt, der ganze breite Raum lichtüberflutet aus bunt verglasten hohen Fenstern; und alles von der breiten Kuppel überwölbt. So einfach und schlicht, und dann irgendwie doch schöner als die überladenen orthodoxen, oder die überernsten katholischen Kirchen. Dann gingen sie weiter zu einem Fluss hin. Dort, am Brückenkopf, zeigte der Vater eine Gedenktafel: Hier war der österreichische Thronfolger erschossen worden. Recht geschehen, er war ein Ungarnhasser, dann gab es den großen Krieg, als Österreich die ganze Macht verlor - so doch auch recht geschehen. Dann ging man weiter am Ufer entlang, zu einem prächtigen Palast hin: auch ganz orientalisches, aber doch von den Österreichern gebaut. Zoltan musste hier in der Halle abwarten, bis der Vater sein Anliegen erledigte. Der Raum war ganz weiß, aber die Verzierungen - echt vergoldet! Danach kehrten sie wieder zwischen die Häuser ein und gelangten zu einem leicht aufsteigenden Platz hin, wo viele Menschen herumschwärmten. Schräg oben kamen sie in eine Gasse mit niedrigen Buden; alle waren offen zu dieser Gasse hin, und aus allen Öffnungen schallte es und klopfte klangvoll: Die ganze Gasse entlang arbeiteten Kupferschmiede und stellten ihre Ware gleich zum Verkauf aus, - herrlich verziert! - so wie man sie aus der Familienwohnung auch schon kannte; der Großvater kaufte hier einmal schon groß ein. Nichts hatte sich seitdem verändert. Seitlich stiegen sie noch etwas bergauf, wo Adorjan eine gute Gaststätte kannte. Hier traten sie erst einmal in die Küche ein. Links und rechts brutzelte und dampfte es auf den gemauerten Feuerstätten, und Zoltan wurde es überlassen, aus den großen Töpfen beliebig zu wählen. Eine dichte Bohnensuppe mundete ihm, der Wirt griff hinein und machte eine mittelgroße Schale voll damit, - der schwarze Quast an seinem Fes hing nach vorn, während er sich beugte. Dann ging man hinten in das ganz verglaste Doksat hinein, wieder über Teppiche tretend, und man nahm Platz auf Diwans unten den Fenstern mit dem Blick, über die flach geneigten Nachbardächer, auf den bewaldeten Hügel gegenüber. Der Wirt bediente mit dem Bestellten auf einem niedrigem Tisch. Seitdem blieb die „serbische Bohnensuppe“ (ist das richtig gesagt?) eine von Zoltans Lieblingsspeisen. Dann gingen sie zurück und erreichten einen Ort, wo sich abermals sonderbare Menschen tummelten: Viele waren in langen schwarzen Mänteln gewesen, und sie trugen ihre schwarzen Hüte hoch über den Haare. Juden, - deutete Adorjan, - und hier ist auch die Synagoge. Er wollte unbedingt hinein, war aber barhäuptig - vielleicht ließ ihm jemand einen Hut? Man belehrte ihn: Es sei egal, was er auf seinem Kopf trägt. Nun machte er vier Knoten an die Ecken seines Taschentuches und bedeckte damit seinen Kopf. Zoltan musste aber draußen bleiben, weil für ihn keine Improvisation auszufinden war und

schaute nur dem Treiben auf den Synagogentreppen zu. Sodann erreichten sie endlich das Museum - wohl das bedeutende in Bosnien, auch bis Dalmatien hin. So etwas hatte Zoltan auch noch nie gesehen: Viele vollgestopfte Vitrinen waren da, sein Vater wandelte zwischen volkskundlichen Sammlungen und weilte länger zwischen den prähistorischen Menschenskeletten: Schau, - zeigte er, - das sind Neandertaler, eine längst ausgestorbene Menschenart, und zwar ziemlich nah an den Affen. Wie länglich ihre Schädel sind und wuchtig die Augenwülste. So eliminiert die Natur - deutete er weiter - friedlich die niedrigen Rassen. Wir beide haben aber schön runde Schädel, gab er zur Beruhigung noch zu wissen.

Zurück fuhren sie einen ganzen Tag mit dem Zug. Bald nach Sarajevo durch einen unendlichen Tunnel, dann steil mit einer Zahnradbahn in das Neretva-Tal herunter, lange noch durch den Canyon des Flusses - bis Mostar hin - und weiter durch Steppen- und Karstlandschaften, bis endlich, von der Höhe über Dubrovnik, der vertraute blaue Horizont wieder zu erblicken war. Viel Zeit blieb so für nach und nach einfallende Fragen und gleichfalls spontan zusammenhanglose Antworten. Fast überall ragten schlanke Minarette in die Landschaft, einmal fuhr man an etwas ähnlichem wie einem Friedhof vorbei; große gemeißelte Steinblöcke standen dort zerstreut zwischen verwilderten Büschen. Solche Steine standen auch im Museumshof, schön über und über dekoriert. Adorjan erklärte jetzt, dass das Grabsteine einer längst untergegangener Sekte waren, die glaubte, dass die sichtbare Welt vom Teufel geschaffen war, und dass nur die unsichtbare Welt von Gott ist. Daher gehorchten sie niemandem auf der Welt und wurden allseits verfolgt. Sie retteten sich endlich in den Islam, zu den anrückenden Türken. So sind ja diese Moslems hier nie Türken gewesen. Doch übernahmen sie zwanglos die ganze eindrucksvolle türkische Kultur, was an sich auch die Serben taten, nur wollen sie das kaum zugeben, weil sie sich durch das Christentum anders fühlen... Ja, und die Juden. Die sind hierher aus Spanien gekommen, - viele tragen noch arabisch klingende Familiennamen. Dort hat man sie zusammen mit den Mohren vertrieben. Die Türken nahmen sie dann auf und ließen die Juden ihren Geschäften auch hier nachgehen. Man habe aber vor der Synagoge keine Juden mit krummer Nase gesehen. Ja, - lachte er, - diese sind eben nicht aus Osteuropa hergewandert, wie man jene im Westen kennt. Jene Juden haben nicht einmal mit Palästina etwas zu tun gehabt, die waren ursprünglich heidnische Chasaren am Kaspischen Meer, die sich zum jüdischen Glauben bekehren ließen. Dann flüchteten sie vor dem Mongolensturm bis Polen, und von dort trugen sie ihre bekanntgewordenen Tracht- und Gesichtsmerkmale weiter nach Westen.

Eine jüdische Rasse gibt es daher nicht, das haben nur die vertrackten Deutschen erfunden, als ob sie als „Arier“ von der jüdischen Rasse bedroht wären. Es gibt ja auch dunkelhäutige Juden in Afrika, und sie leben sogar näher an Palästina. Juden sind bloß eine Religionsgemeinschaft, die sich wie ein eigenartiges Volk fühlt. Das behaupten hier aber ebenso die Moslems, Serben und Kroaten - obwohl sie alle längst ansässige Slawen einer Sprache sind. Doch Vorsicht mit den Juden! Adorjan ist jetzt besonders belehrend geworden: Sie haben viel Geld, und sie streben die Weltherrschaft an, heimtückisch, nicht nur den eigenen Zusammenhalt fördernd, sondern durch ihren Einfluss alles Nichtjüdisches zersetzend. Über diese Absichten haben sie ein Geheimprotokoll verfasst, als aber das doch herauskam, leugneten sie alles ab. Doch all diese modernen Hässlichkeiten in den Künsten, alle diese Missformen, bezeugen trotzdem den Fortschritt dieser zersetzenden Weltverschwörung.

So sei das mit den Juden? - grübelte Zoltan dann noch lange. Ist sein Schulfreund, der Moritz Albahari, auch ein Weltverschwörer? Die alleinerziehende Mutter Moritzs kam aus Sarajevo zeitweilig nach Zelenika. Der schwarzhaarige Klassenfreund hatte aber auch keine krumme Nase, und auch keinen Plattfuß, weil sie beide die besten Renner in der Schule waren. Keiner kam ihnen nahe beim Fangspiel während der Pause. Und sie gingen auch immer zusammen heim, - Zoltan etwas weiter - weil Moritz in der Ortsmitte zurückblieb, wo seine Mutter als Barsängerin arbeitete. Als er im nächsten Schuljahr nicht mehr erschien, tat es Zoltan echt Leid. Allerdings hatte man noch einen jüdischen Freund, den Ervin Pollák; er war sogar ein Ungar und sein Vater ein standesgemäßer Arzt. Sie wohnten in Herceg-Noví, man besuchte sich aber gegenseitig möglichst oft - einfach als Ungarn. Sie waren auch keine Krummnasigen gewesen, Ervin war zwar kraushaarig, aber rot und sprossenübersät. Und ein Rabauke ohnegleichen, sie tobten sich in der Veranda oder im Park wahnsinnig aus. Leider verschwand auch diese Familie nach wenigen Jahren. Wenn sich aber der Vater einer jüdischen Familie gegenüber so freundlich benimmt, - allenfalls kündigte er an, dass sie jüdisch ist - kann alles nur halb so schlimm sein.

Vor seinem Vater verspürte Zoltan immer einen Riesenrespekt. Er wusste doch so viel, und er konnte ihn immer schlüssig unterrichten, anders als in der Schule und auch darüber hinaus. Noch bevor er in die Schule ging, erlernte er vom Vater schon das ungarische Lesen und, schon ganz von sich aus, erstieg er dann auch die kroatischen und serbisch-kyrillischen Lesarten. In der Schule brauchte Zoltan kaum mehr

schreiben zu lernen. Über den schulischen Unterricht war er auch weit hinaus. Aber wie Vater zeichnen und malen konnte! Unerschwinglich... Das Beste von ihm hing gut sichtbar in der Wohnung, Zoltan blätterte aber gern auch in seinen Skizzenbüchern, wo vieles durcheinander und zusammengeworfen war: Landschaftsbild neben irgendeinem Volksornament, aber wo er auch Entwürfe jener an die Wand gehängten Bilder vergleichen konnte. Besonders gefiel ihm ein Bild mit buntem Segelboot, und die Skizze des Bildes war auch da, mit unterschiedlichen Umrahmungen: beide Bilder zwar mit auffällig bräunlichen Rahmenleisten, das fertige Bild war aber allseits breitläufig umrahmt, auf der Skizze jedoch nur mit zwei engen Dekorleisten oben und unten versehen. Die fliegenden Zugvögel in der Bildskizze setzte der Vater dann in die obere Dekorleiste ab, und unten fügte er schwimmende Fische ein. Die blauen Wogen sind vorerst fast realistisch dargestellt gewesen, dann aber eher dekorativ-parallel geworden. Auch die ursprünglichen Haufenwolken sind in Schichtwolken umgewandelt worden und etwa in eine Linienharmonie mit den Wogen gebracht. Sonst auffällig: ein anderes, länglich-großes Bild an der Wand, auch ornamentalisch umrahmt. Es stellte eine etwaige Baumallee dar, deren Stämme die Bildlänge rhythmisch gliederten. Die dekorativ ausgearbeiteten Blätterkronen schlossen das Bild oben ab, und eine ornamentalische Hecke unten. Links, auf seinen langen Stock gelehnt, ein wartender Bursche, bekleidet mit prachtvollem Hirtenmantel. (Einen solchen - gestickt von der Mutter - trug Zoltan auch als kleines Kind). Nun auf der Skizze: hinten eine natürliche Landschaft. Am Wandbild jedoch - nur goldene Fläche zwischen den Bäumen! Besonders herausragend war das Bild „Hunor und Magor“: Die Brüder der Sage, vom „Wunderhirsch“ in die Fremde gelockt, raubten dort Feen und gründeten die zwei Volksstämme. Dieses Bild hatte keine Skizze, sondern einen naturgroßen Karton: Beide Brüder im bunt ornamentalisch dargestellten Dickicht, hoch zu Pferd, beobachteten die zwei weißgekleideten Feen. Nur andeutungsweise bewegt, stehen sie vor dem sternensüßem Nachthimmel. Es war, bei aller Pracht, fast ein teppichartig ruhiges Bild mit wohldosierten Kontrasten.

Eines Tages traf man aber den Vater bei der Überarbeitung dieses Bildes: Er verpasste den Feen einen Überhang von grünen Laubblättern - und verringerte damit den zentralen Bildkontrast. Irgendwie gefiel das Bild jetzt weniger. Er sagte: falsch war, dass die Feen textilbekleidet dargestellt waren - ursprünglicher ist ein Kleid von zusammengesteckten Blättern. Dann malte er noch die Märchenfee Ilona - ganz so blätterbekleidet, dazu dann noch das Bild eines goldstrahlend-langhaarigen Jünglings. Diese beiden Bilder gehören zusammen, - sagte

er, - Mann und Frau, Sonne und Erde, Energie und Materie, Befruchtung und Frucht. Wenn man aber diese neuen Bilder mit seinen älteren Werken verglich, - gefielen diese Neuen doch weniger. Das sagte Zoltan zwar nicht, erklären konnte er es ohnehin nicht; er wusste allerdings, dass sich der Vater sehr viel mit Deutungen von Volksmärchen befasste. Wie er Märchen erzählen konnte, das war ganz-ganz einmalig: Entrückt sammelten sich die Kinder um ihn herum, stundenlang. Seine Erzählungen waren aber doch irgendwie anders gestaltet gewesen als in jener vielbändigen Volksmärchensammlung in der Hausbibliothek, aus welcher gelegentlich schon Großmama vorlas, als man noch nicht lesen konnte.

Und immer wieder der Wunderhirsch! Verschiedenste Darstellungen auch in den Notizheften, wo Adorjan alle seine Gedanken aufzeichnete und die regen Korrespondenzen bewahrte. Der Wunderhirsch als Wandmalerei im Hotel, Großmama knüpfte auch einen solchen Teppich und - musterhaft - das an der Wand eingerahmte Aquarellbild, ganz in nächtlichen Blautönen: Über einer Leiste, die den Eindruck eines Gewässers nahe bringt, steht seitlich der schwarzdunkelblaue Hirsch mit frontal zugewandtem Kopf. Sein Rumpf ist sternensübersät, auf der Brust der Vollmond, auf der Stirn der Morgenstern, auch über den Geweihspitzen je ein Stern, und dazwischen die rötlich aufgehende Sonne. Vor dem Hirsch ein krähender Hahn. Dahinter ornamentale Büsche, oberhalb raumfüllende Wolken mit rötlichen Umrandungen. Dann ließ er vom Hotelschreiner einen Hirschkopf weißeln. Er selbst zimmerte dazu Geweihe aus ausgesuchten Aststücken. Die Mutter schneiderte einen schwarzdunkelblauen, samtenen Umhang; mit demselben Material beklebte er auch den hölzernen Hirschkopf. Dann bemalte er die abnehmbaren Geweihe auch dunkelblau, wobei die Spitzen in weiß überliefen, und befestigte auf jeder Spitze einen Kerzenhalter. Der Morgen-Stern war auf einen abnehmbaren runden Spiegel gemalt, dazu ließ man noch einen größeren runden Spiegel fertigen, der auf eine Schnur gehängt war. Den Mantel beklebte man mit Sternen aus Alufolie. Adorjan faltete noch einen Lampion aus rötlichem Wachspapier. Gesondert ließ er einen goldenen runden Spiegel fertigen - dazu war er genötigt, ein ganzes Päckchen Blattgold zu kaufen - und setzte die Scheibe auf einen selbstgeschnitzten Holzhalter auf.

Ab jetzt feierte man Weihnachten nur abends am 21. Dezember - zur winterlichen Sonnenwende - als fröhlichen Beginn eines neuen Sonnenjahres, wo der neugeborene Sonnengott die bösen, dunklen Mächte zu vertreiben beginnt. Gegen Abend baute man einen Altar auf. Die Wand wurde mit schwarzdunkelblauer Draperie behängt und mit

Sternen geschmückt. Dann kam ein Tisch davor, bis zum Boden mit gestickter Decke bedeckt. Darauf eine Kiste, auch mit Mutters Stickereien bedeckt, und obenauf der goldene Spiegel. Seitlich zwei leere Vasen und dazu noch zwei schalenförmige Tongefäße, die Vater noch in seinen Jugendjahren modelliert hatte. Zur Abwicklung der Feier rief der Vater einen Hotelbediensteten hinzu und ließ sich mit Mutters Hilfe verkleiden: als weißbärtiger und langhaariger alter Mann, - auch ganz weiß verhüllt. So stellte er das alte todgeweihte Jahr dar, begleitet von dem böse aussehenden Visenten, der einen leeren Sack trägt. Nun klopft der alte Miklós und, althergebrachte Reime singend, ersucht er den Einlass. Mutter macht die Tür auf, und das zottelige Ungeheuer, stürzt sich mit „buff-buff“ Lauten auf die sündigen Kinder: Er will sie in den Sack stopfen. Miklós besänftigt ihn aber, die Kinder werden ihre Sünden selbst in den Sack werfen. Nach der Reihe werfen sie des Jahres über unnötig gewordenen Lumpenkram und Gerümpel in den Sack. Dann waschen sie sich ein bisschen aus den Schalen vom Altar und begegnen ihren Gewissen mit dem Blick in den goldenen Spiegel. So gereinigt, kann Miklós sie jetzt verlassen. Er schließt die Tür hinter sich - und hinter allen Sünden. Nach einer Weile hört man wieder Schritte draußen, und Vaters Gesang: *„Aus Wolken kommt ein Wunderhirsch, tausendzackig. Auf tausend Zacken tausend zündelnde Kerzen. Tausend Kerzen sind tausend Himmelsterne, sie zünden ungezündet, erlöschen ungelöscht. Die aufgehende Sonne bringt er zwischen den Geweihen, der Morgenstern schillert von seiner Stirn, wie viele Haarfäden er hat, so viele Sterne an ihm, der silberne Mond leuchtet von seiner Brust“*. Mutter löscht die Lichter und macht die Tür wieder auf - die sagenhafte, dunkle und doch schillernde Hirschgestalt erfüllt die Türöffnung. In seiner Hand ein vollgestopfter, erlesener Sack. Der Vater, jetzt in eigener Gestalt, holt den Sack und macht die Bescherung. Der geheimnisvoll schillernde Hirsch beobachtet alles mit seinen Perlmuttaugen, stumm aus der dunklen Türöffnung. Nun ist es Zeit, dass er sein Geweih abwirft. Vater nimmt es ab - daran hängen kleine Glöckchen und bunte Süßigkeiten - und steckt das Geweih in die Vasen auf dem Altar. Der Wunderhirsch passt jetzt durch die Tür und kann in den Familienkreis treten. Aber der jüngster Bruder stellt sich zu ihm, er ist in den buntgestickten Hirtenmantel gekleidet, sein Kopf ist mit einem Hahnenkamm geschmückt, und er schlägt mit seinen Armen, laut tönend: „kukuriku-kukuriku-kukuriku!“. Es dämmere der Morgen, Sterne und Mond werden verblassen. Dem Hirsch wird der Stirnstern und der Spiegel von der Brust genommen und gleichfalls auf den Altar gestellt. Und die Nachthimmelgestalt entschwindet dann ganz. Mutter lädt zum Festisch...

Den Sinn der wunderschönen Inszenierung legte Adorjan in seinem Heft „Der goldene Spiegel des Gewissens“ dar: Er behauptete, dass dieses in Volksmärchen und -bräuchen nur spurenhaltig erhaltene Ritual mehr als 10.000 Jahre alt sei. Das habe er jetzt rekonstruieren können. Zoltan war voll Bewunderung, wie sein Vater weit auseinander geratene Urbilder bündelt und die Fragmente neu ordnet. Nur: Ähnlich verfuhr er auch im Alltag. Oft verstand man nicht, warum er bestraft: Manchmal halbe Tage lang in die „Spinnenkammer“ eingesperrt- zwischen Spinnenweben - auch zusammen mit den Brüdern; oder verprügelt, dass der Besenstiel brach. Man hat sich vor ihm geängstigt. Wenn er starr vor sich schaute und seine Kinnmuskeln gespannt waren - dann war er gefährlich. Nicht mal die Mutter war vor ihm sicher. Eines Nachts wachte Zoltan von Hämmern an der Wohnungstür auf. Irgendwas war geschehen, die Mutter sperrte ihn aus, doch auf das unaufhaltsame Poltern riegelte sie die Tür auf, und er schlug sofort auf sie mit Fäusten ein. Dirne! Dirne! - schrie er, und sie liefen prügelnd am Bett des Kindes vorbei...

Zuletzt teilte Adorjan den Hotelpark unter den Kinder auf, und zwar zum Unkrautjäten der Spazierwege. Der Älteste bekam die sonnige, größte Hälfte - nie konnte Zoltan dort fertig werden. Jahrelang. Bis er mit dem Jäten ein Ende des Parks erreichte, spross hinter ihm alles wieder empor. Man hörte die Nachbarskinder spielen, während alle drei Brüder schon im Morgengrauen zur Arbeit gejagt wurden und, nach der Schule, wieder mit der Hacke in den Park mussten. Doch waren die Wege nie ganz in Ordnung, und dann gab es Schläge mit dem Hackenstiel vor jedem sprießenden Strauch. Später wurde eine Geißel gefertigt, um Verletzungen zu meiden. Einmal hieß es aber, Zoltan werde nach Ungarn geschickt... Er freute sich nur, dass man von diesem Alptraum wekommt.



Großmama erinnerte sich immer gern an Budapest, auch mal witzig: - Wenn's regnet zieht man die Kettenbrücke in den vorgelegten Tunnel ein; - sie weilte aber letztmals dort während des großen Krieges. Adorjan schwärmte wiederum vom großartigen ungarischen Volke. So konnte sich Zoltan Ungarn vorstellen, auch durch die jovialen Romane Jókais; er verschlang sie, sobald er lesen konnte. Seine gesammelten Werke hatte seine Mutter nach Zelenika gebracht. Jókai führte - mit seinen unzähligen Genre-Details - durch das Ungarn des 19. Jahrhunderts hindurch, dabei habe aber Zoltan kaum eine Zeitvorstellung gehabt. Obwohl er wusste, dass Ungarn nach dem großen Kriege viel kleiner geworden war - in der Schule lernte man ja, wie danach die Serben

Jugoslawien formten. Die Hotelgäste, die von Ungarn kamen, waren doch nur fröhliche Onkels und Tanten gewesen. Und zu lesen bekam man von ihnen auch mal was, wie die hübschen Hefte von „Szinházi élet“; dem Titel nach sollten sie das Theaterleben behandeln, - Marika Röck und Zsazsa Gábor sind nicht zu übersehen gewesen, - doch fand man darunter auch sonst viel Schönes. Auch Kinder waren da, die sprachen ungarisch, wunderten sich aber, dass man zum Fischen hier keine aufwändige Angelrute und Schwimmer brauche. Sie wussten auch nicht, wie man aus Pinienzapfen die leckeren Kerne holt; und sie wählten immer die prallgeformten grünen Feigen aus - wobei die süßen, reifen Feigen immer etwas welk und gelblich sind. Sie ließen auch manchmal ihre Hefte zurück, auf deren immer gleichen Deckblättern stets dasselbe Bild dargestellt war: nebeneinander sitzend, ein fein gekämmter Junge und ein Mädchen mit einer Masche in den Haaren, die zusammen ein Buch lesen, und darunter der Titel einer jeweiligen Erzählung - wie: „Palkó und sein Pilot“. Bei Zoltans Begeisterung für die Fliegerei las er diese Erzählung unzählige Male: Ein armer Hirtenjunge, Palkó, befreundet sich mit einem notgelandeten englischen Piloten, der sich dann um seine Schulung und sein bürgerliches Fortkommen kümmert.

Es dauerte an die drei Tage mit der Schmalspurbahn bis Belgrad und dann weiter, bis Adorjan und Zoltan bei Subotica die ungarische Grenze erreichten. Unterwegs deutete er die Wichtigkeit des Handschriftbündels - mit vielen Zeichnungen - das Zoltan jetzt nach Budapest übermitteln soll: Wenn das veröffentlicht wird, mehrte sich damit entschieden das Ansehen des Ungartums. Und seine bevorstehende Schulung dort habe den Zweck, diese neue, von ihm so niedergelegte wissenschaftliche Grundlage weiter zu entwickeln und weltweit zu postulieren. Eine Neigung zur Wissenschaft spürte Zoltan allenfalls, und er fühlte tatsächlich die Wichtigkeit dieser seinen Mission. Am Ostbahnhof in Budapest empfing ihn der Onkel Tibor - ein gutmütiger, gesetzter Herr mit kurzem Schnurrbart unten dem Melonenzyylinder. Die Grundschul-Ausgleichsprüfung, unter Mithilfe einer Hauslehrerin konnte glänzend abgeleistet gewesen, so ging Zoltan nach den Winterferien in die I. Klasse des Bólyai-Realgymnasiums in Budapest. Die Auswahl dieser Schule, - die den Namen des berühmten Mathematikers trug, - war damit begründet, dass sie in der Nachbarschaft des Gerichtsgebäudes in der Markó-Gasse lag: Onkel Tibor war dort Richter, und Zoltan besuchte ihn dort manchmal auch während seiner Verhandlungen. Öfters reisten sie zusammen mit dem Zug zum Dienst und zur Schule, weil man etwas entfernt wohnte, in Alsogöd, einer offensichtlich neueren Gartensiedlung, mit sichtbar wohlhabenden Familienhäusern und netzartig angelegten Gassen, die nur römisch nummeriert waren. Das Haus der Familie Pethő

war darin eines der älteren, mit vier großen Zimmern, an einem mittleren Gang gelegen, der von dem nachträglich eingebauten Badezimmer und WC unterteilt war. Hinten befand sich die Küche, nebst Zimmerchen für die Magd, und der Abstellkammer, was allesamt so umdisponiert wurde, dass das Mädchen eigentlich in der Abstellkammer hauste, während man die Vorräte unter der Dachbodentreppe lagerte. Zoltan schlief im abgelegenen ungenutzten „Arbeitszimmer“ neben dem unnütz-prächtigen „Salon“. Onkel Tibor und Tante Sara schliefen neben dem Esszimmer, wobei diese beiden Räume auch für den Tagesaufenthalt dienten. Sie hatten zwei Söhne, die in einem übrigen kleinen Zimmerchen wohnten, über den mittleren Gang erreichbar. Tibor junior war schon ein Bankangestellter, Sándor noch ein Medizinstudent. Er kümmerte sich kaum um Zoltan, Tibi war ihm eher zugeneigt.

Schon die ersten Gespräche mit ihm verblüfften aber. Die Ereignisse in Polen waren in aller Munde gewesen - und Zoltan äußerte sein Bedauern. „Die haben aber das verdient!“ - schnitt Tibi das Gespräch kurzgebunden ab. Nur allmählich begann Zoltan zu verstehen, dass man in diesem Hause irgendwie anders dachte, als es ihm geläufig war. Über Tibis Bett hing ein rotes Schild mit einem runden weißen Feld und einem grünen Kreuz darin, dessen vier Arme pfeilförmig ausgebildet waren. Dieses „Pfeilkreuz“ kannte Zoltan eigentlich schon aus Zelenika, man umwarb seinen Vater damit; er sagte aber - obwohl die Anhänger dieses Kreuzes gute Nationalisten sind - sie sind aber auch Deutschenfreunde. Und das kann für Ungarn nicht gut sein. Dieses Zeichen war ja ganz ähnlich gestaltet gewesen wie das Hakenkreuz auf der roten deutschen Fahne. Tibi zog gelegentlich eine grüne Uniform an, die auch jener braunen Uniform sehr ähnlich war, die man gelegentlich am Westbahnhof in Budapest sehen konnte, - was der Mann mit dem Hakenkreuz am Ärmel dort zu tun gehabt hatte, wusste man nicht, - und der hatte genauso Riemenzeug umgeschnallt wie Tibi. Er zog diese grüne Uniform besonders dann an, wenn Rundfunkübertragungen von Hitlers Reden angesagt waren. Dann ging Tibi irgendwo hin, Onkel Tibor und Tante Sara besetzten das Radio zu Hause, und Zoltan langweilte sich an der für ihn unverständlich röhrenden Stimme aus dem Gerät. Allerdings versuchte er die deutschen Bildbeschriftungen der bunten Zeitschrift „Signal“ zu verstehen, die Tibi regelmäßig heimbrachte: Dort war viel Kriegerisches dargestellt und irgendwas gegen die Demokratie geschrieben gewesen. Onkel Tibor sagte, was das heißt: eine Ordnung in den reichen Staaten des Westens. Allerdings übertreibt man in Deutschland mit der Gegnerschaft zu dieser westlichen Ordnung. Richtig ist die Ordnung in Ungarn mit einem königlichen Statthalter, - das ist

Horthy, - der mehr Autorität besitzt als die Regierenden im Westen, aber andererseits nicht so allmächtig ist wie Hitler.

Wie sich allerdings das „Pfeilkreuztum“ seines Sohnes da einfügte - das erklärte er nicht. Auch die lebenswürdige Tante Lenke - die Familienfreundin, wo Zoltan öfters zu Besuch war – ist ebenfalls eine Pfeilkreuzerin gewesen. An dieser Weihnacht führte sie ihn zum gemeinsamen Feiern mit den örtlichen Pfeilkreuzkindern, wo eine Bescherung auch ihm zuteil wurde. Doch mochte er diese Pfeilkreuzerei irgendwie nicht - immer mit der Deutschtümelei dahinter! - Wieso ein ungarischer Patriotismus auf Deutsch? Stand hinter all dem Tante Sara? Sie war ja eine Ungardeutsche, irgendwie trocken, Zoltan hatte sie nicht lieb gewinnen können. Ihre alte Mutter - gelegentlich zu Besuch - war noch trockener, und sie sprach nur gebrochen ungarisch. Den Onkel Tibor hatte Zoltan aber schon sehr gemocht; der benahm sich zwar streng, doch verstand man immer wie er es meinte. Im Unterschied zu dem unberechenbar strengen und impulsiven Vater, war Onkel Tibors Autorität doch eine Erholung gewesen. Und er bemühte sich auch sehr mit dem Heimatunterricht in Latein und Mathematik. Die Schule war für Zoltan nur eine Last geworden. Ungarischer Sprachunterricht - er sprach und schrieb doch einwandfrei! So vernachlässigte er auch die Hausaufgaben. Fremdsprache - Zoltan war doch der einzige in der Klasse, der eine Fremdsprache vollkommen beherrschte; was sollte dann die Büffelei des toten Lateins? Mathematik - man ist ja ein Antitalent; wozu dann noch die Anstrengung? Geschichte - ganz anders als Vaters Darlegungen! Geographie - sehr merkwürdig: Man musste nicht nur Ungarn kennenlernen, sondern auch Teile von Nachbarstaaten. Wobei man Nordserbien und Kroatien schon andersherum gelernt hatte. Im Schulbuch war die Landkarte „Großungarns“ dargestellt, und mit einem durchsichtigen Blatt von den Grenzen „Stummel-Ungarns“ überdeckt. Musik – man ist auch antitalentiert. Zeichnen - Zoltan versuchte es immer wieder aus dem eigenen Kopf, was der Lehrer nicht billigte. Eigenartig war bei all dem, dass man vor den Lehrern immer „Habacht“-Stellung einnehmen und beim Abgang die Schuhhacken militärisch zusammenschlagen musste. Es stimmte eigentlich nichts mit den Vorstellungen überein, die Zoltan aus der Ferne mitnahm. Die Klassenkameraden wussten zwar, dass er von der Adria kam, wunderten sich aber, dass er seinen Ort auf der Landkarte Großungarns in Kroatien nicht zeigen kann. Sie sind übrigens keine großartigen Ungarn gewesen, sondern genau solche gemeine Kinder wie jene in Zelenika. Und, weil Zoltan immer mehr ein schlechter Schüler geworden war, gab es bald auch keine Freunde. Seine liebste Beschäftigung war, wenn er nicht gerade etwas las, einsame Spaziergänge ziellos zu unternehmen. Und

zwar bei jedem Wetter, weit weg und viele Stunden lang. Alsogöd war ein Flachlandort mit einem Strand am Donauufer, gelegentlich auch etwas hügelig - wo man bei Schnee ein wenig rodeln konnte - und teilweise auch bewaldet. So gab es immer etwas zu entdecken. Mehrmals ging er zu einem Wirtschaftshof hin, wo er das Bauernleben zu beobachten hoffte. Allerdings, nichts war von den schönen Trachten da, die sein Vater immer zeichnete. Es gab dort nur schlampig angezogene Tagelöhner. Während all dieser einsamen Spaziergänge grübelte er mühsam vor sich hin. Auch die Veröffentlichung jener großen Handschrift des Vaters, die er hierher gebracht hatte, schleppte sich hin - wieso war das dann so wichtig?

Zoltan wurde in die zweite Gymnasialklasse nur mit Gnade, als Sonderfall, versetzt. Mit dem Hinweis, wenn keine Besserung eintrete, werde er zum Halbjahr "herausempfohlen" sein. Für die Sommerferien reisten sie nach Zelenika. Onkel Tibor überzeugte den Vater, dass der Versuch doch wert sei, gerade weil die ungarischen Mittelschulen auf eine Eliteauslese ausgerichtet sind. Er lässt den Jungen psychologisch noch gründlich untersuchen, dazu habe er sich schon mit dem Gerichtsgutachter beraten, um demgemäß in der Schule argumentieren zu können. Zoltan spürte aber nur noch eine schleichende Angst. Das hat er, auf sanfte Fragerei der Tante Lenke, ihr auch anvertraut; - Onkel Tibor wusste es also auch. Die psychologische Untersuchung - Zoltan besuchte dann monatelang eine Anstalt in Budapest - näherte sich tatsächlich dem Grund seines Versagens. Onkel Tibor ließ ihn den Befund lesen, bevor er das dem Vater zusandte. Der Arztpsychologe verfügte über keine verlässlichen Daten zu Zoltans Entwicklungsgeschichte, urteilte daher nur aus dem Status praesens heraus. Die instinktiven Aggressionen, die der Junge zeigt - schrieb der Arzt - lebe er wegen ängstlicher Rücksichtnahmen entsprechend nicht aus, daher seine introvertierte Empfindsamkeit. Er sei außergewöhnlich labil: bei der seinem Alter entsprechenden Selbständigkeitsbestrebung zeige er die Kritiklosigkeit eines Kleinkindes. So resigniere er entweder oder zeigt trotzig Widerstände. Offensichtlich habe er seit früher Kindheit unter Umgebungsstörungen gelitten: statt emotionalen Bindungen sucht er, wenn er sich bedrückt fühlt, nur nach der Unterstützung bei anderen Menschen. All das jedoch im Rahmen einer hohen Intelligenz, und doch gehemmt, was ein Hinweis auf die permanente Bedrücktheit ist. Seine Leistungen sind schleppend. Der Arztpsychologe meinte, dass der Junge sehr wohl erblich belastet sei, aber nicht auf eine krankhafte Art. Er besitze gute Begabungen, die sind aber nicht entsprechend erzogen worden. Also sei er mit viel Geduld

korrigierbar, allerdings in einer Umgebung, wo er sich nicht ängstigen muss.

Die Lehrkörperschaft des Gymnasiums brachte erst einmal keine Geduld auf. Zoltans Aufenthalt in Ungarn ist zwar zwecklos geworden, an die Heimfahrt nach Zelenika dachte man trotzdem nicht. Tante Sara sagte auch vorwurfsvoll: Obwohl schon ein dreizehnjähriger Junge, kann man ihm eine solche mehrtägige Reise nicht zutrauen. Der Vater schrieb, Zoltan solle dort was arbeiten. Die Tante setzte ihn bei der Handpumpe ein: täglich stundenlang und stumpf - wenn seine rechte Hand ermüdete, abwechselnd mit der Linken - den Wasserbehälter auf dem Dachboden aufzufüllen. Sonst blieben ihm seine ausgedehnten Spaziergänge übrig. In der kleinen Hausbibliothek gab es von Jules Verne und Karl May auch nichts mehr zu lesen - immer war man nur allein. Im Alleinsein fühlte sich Zoltan auch am wohlsten. Er ist auch tatsächlich alleingelassen worden - einfach als Versager. Doch: Onkel Tibor deutete ihm an, dass er an diesem Versagen nicht schuld ist: „Das muss du wissen, dass du dich noch aufriffst“. Wie im Psychologiegutachten dieser Umstand angedeutet wurde: die Pubertätskrise bahnte sich bei Zoltan bereits an, verbunden mit dem jugendlichen Selbstständigkeitsdrang. Er weigerte sich irgendwie, zum Ideologienachfolger des Vaters erzogen zu werden, wenn erfahrungsgemäß nichts damit vereinbar war. Und doch wollte er sich nicht weigern - er bewunderte ja seinen Vater. Doch, er ängstigte sich vor der unberechenbaren Strenge, gleichzeitig aber auch vor der Freiheit der Alternative und mit der damit bedingten Entfremdung. Angst in der Sinnlosigkeit des Gegebenen, und verfahrenere Angst vor dem freien Ausbruch...

Verfahren war die Welt ohnehin geworden. Durch die Kino-Wochenschauen hatte man Einblick in den Krieg in Frankreich: viele Flüchtlinge auf den Straßen - Frauen, Kinder, Gepäck, Militärtransporte, Gefangenenspalonnen. Schreiende Titel in den Zeitungen. Tibi war begeistert, Onkel Tibor sagte nur: dem Hitler scheint alles zu gelingen. Man sprach zu Hause auch über die nacheinander folgenden Judengesetze; Tibi klagte, dass die Gesetzgeber völlig unentschieden sind, wie man die Juden eigentlich - schonen will!. Warum macht man dann überhaupt solche Gesetze? - fragte sich Zoltan. Mittlerweile marschierten die Ungarn nach Siebenbürgen ein, mit den Klängen eines Okkasionsmarsches: „Lieber Erdély, wir sind da!“. Der Westbahnhof in Budapest füllte sich mit Flüchtlingszügen: Ungarn, die aus Rest-Rumänien vertrieben wurden. Bald kam eine neue Hausmagd aus Siebenbürgen. Wieder enttäuschend - sie hatte keine schöne Tracht an. Später hörte man die Parodie des Marsches: „Lieber Erdély, alle Stellen

bekommen wir". Dann ging die Nachricht um: Der ungarische Ministerpräsident beging Selbstmord, weil er die Deutsche Wehrmacht nicht hereinlassen wollte. Nun fuhren deutsche Militärzüge durch Alsogöd, Richtung Süden. Schneidige Soldaten - Tibi war entzückt! Die Ungarn marschierten auch in Jugoslawien ein und hatten dort mit Hinterhalten der serbischen Tschetniks zu tun. Später gingen deutsche motorisierte Kolonnen über die betonierte Landstraße, wieder durch Alsogöd, nach Norden hin.

Der Vater schrieb aus Zelenika, dass Zoltan italienischer Staatsbürger geworden ist, und dass er bald kommt ihn abzuholen. Zoltan war plötzlich neugierig geworden: Er begann seine Lateinkenntnisse - von Onkel Tibor eingetrichtert - italienisch umzudeuten. Einiges hatte er auch schon im Kopf durch den dalmatinischen Dialekt. Jetzt war es aufregend geworden, all das im italienischen Wörterbuch zu vergleichen. Nur die Begegnung mit dem Vater war ihm nicht geheuer, der benahm sich aber ungewöhnlich sanft und schenkte dem Sohn sogar zwei schöne Bücher, die er unterwegs in Budapest kaufte. Wo er sich mit dem Onkel Tibor schon traf. Es hatte auch nicht lange gedauert, bis Adorjan seine Angelegenheiten hier erledigte. Er beerbte die Tante Jaczkó auf der Budaer Burg, - Zoltan besuchte sie einmal dort, - und verwahrte bei Tibor ein Klavier, viele Bücher und ein großes Bild: Attila in Gedanken versunken. Es war fast sommerlich geworden, als sich Zoltan von Pethős verabschiedete - nicht wissend, dass er den guten Onkel nie mehr sehen werde. Zoltan freute sich allerdings, wieder heim an die Adria zu kommen. Diesmal reisten sie nicht durch das bombardierte Belgrad, weil südlich der Donau schon der neue Staat Kroatien lag, Bosnien inbegriffen; so brauchte man keine neuen Staatsgrenzen mehrfach zu überqueren. In Herzegowina, in der unbewohnten Schlucht der Neretva, stoppte der Zug plötzlich mit einem harten Ruck. Die Lokomotive war entgleist. Baumstämme lagen auf den Schienen. In den Waggons ging die Angst um: Es gab Freischärler in den Wäldern, die sich gegen die neue Staatsmacht auflehnten. Es dauerte einen halben Tag, bis die Lokomotive wieder flott gemacht wurde. Für Zoltan war der Zwischenfall abenteuerlich lustvoll, und noch mehr, als sich bewaffnete kroatische Soldaten in die Waggons pflanzten. Sie begleiteten den Zug bis an die - italienische Grenze.

Diese Grenze zerteilte jetzt das Konavle-Tal so, dass der Flugplatz, wo Zoltan erstmals fliegen durfte, schon italienisch war, und auch die ganze Heimatbucht, alles war von Italien annektiert gewesen. Nun stiegen Carabinieri in die Waggons, um zu legitimieren. Mit ihren breiten Napoleonhüten, eingepackt in grüne Schutzhüllen, konnten sie sich nur

mit Mühe durch die engen Gänge zwängen. Endlich stieg man auf der vertrauten Bahnstation von Zelenika aus. Überall Alpinersoldaten, mit aufgekrempten und federgeschmückten Hüten. Ihre schöne Sprache haftete dann einfach an Zoltan - in wenigen Wochen sprach er schon italienisch. Vielmehr: Als ein Tenente mit ihm unbedingt kroatisch sprechen wollte - und dabei seine Zunge an vielen Konsonanten zerbrach – musste ihn Zoltan ersuchen, bitte sage er es doch italienisch, so versteht man es besser. Italienisch konnte man ja ganztags üben, das Hotel war voll mit Offizieren und Soldaten. Bald habe man gar ihre Dialekte unterscheiden können: venezianisch ohnehin; den florentinischen, der in der Lage war das „h“ auszusprechen, statt „g“; und auch den lässigen römischen Akzent. Ebenso differenzierte sich der überlaut gestikulierende Neapolitaner, der es so eilig hat, dass er die letzten Wortsilben verschluckt, von dem manchmal völlig unverständlichen Sizilianer, mit seinem gutturalen „r“. Es gab Offiziersburschen, mit welchen man sich auch befreunden konnte: Wenn man frei von den auferlegten Pflichten war - Hoteldiener gab es keine mehr, alles lag an der Familie – und auch der Bursche in der Veranda dösen durfte, unterhielt man sich über allerlei. Einige waren schon in Albanien und Griechenland oder gar in Afrika gewesen. Sie ließen aber auch mit ihren Waffen spielen: Zoltan übte das komplizierte „present' arma“, oder das Zerlegen und Zusammensetzen des Gewehrschlosses.

Der neue Schulleiter in Castelnovo sprach italienisch vom Balkon herab: „Die Boccheser sind die letzten Verteidiger Venedigs gewesen! Als die Kapitulation vor den Franzosen schon beschlossen war, griffen eure Vorfahren das erste französische Kriegsschiff noch an, das in die Lagune einfuhr, und sie eroberten es. Danach, vor den hier anrückenden Österreichern, haben eure Vorfahren in Perasto die Löwenfahne San Marcos weinend eingeholt. Die alten Häuser hier in der Bucht, auch eure Mundart, selbst der Name eurer Heimat, verkünden immerwährend die Zugehörigkeit dieser Gegend zu Venedig. Italien kommt hier nicht als Eroberer, es kehrt nur zu euch wieder zurück. Diese Fahne hier bringt euch die grüne Farbe italienischer Wiesen und Wälder mit, das Weiße zeigt unsere schneebedeckten Gipfel, das Rote das Feuer unserer Vulkane..." So sprach er zu den Versammelten Gymnasiasten bei dem neuen Schulanfang. Dann trat Zoltan mit den altvertrauten Kameraden den italienischen Unterricht an. Alle Bücher und Utensilien bekam man geschenkt. Die wenigsten verstanden aber so gut italienisch wie er. Es gab auch nur wenige Lehrer aus Italien, diese sprachen kein Wort slawisch; die alten serbisch-kroatischen Lehrer wiederum nur unzureichend italienisch. So blieb der Unterricht doch zweisprachig, und zwar bekam man das zu Erlernende zweisprachig abdikiert, das

Italienische musste man dann einbüffeln und auswendig aufsagen. Zumindest: Zoltan vervollständigte die Sprache und lernte das Schreiben.

Diese „zurückgekehrten“ Italiener bemühten sich echt, freundlich zu sein. Die Verpflegung war einwandfrei: Die Magazine in Zelenika waren berstend voll. Große Schiffe legten immer wieder an, voll beladen, und die Hafenarbeiter sabotierten da ganz unverhohlen. Sie schlitzten die Säcke auf, und der Inhalt streute sich vom Kran herab über die Mole, wo Kinder mit vollen Händen den Weizen und andere Streugüter aufsammelten. Manche Jugendliche bekamen Stipendien für die Universität in Padova, - wo schon im Mittelalter ein Treffpunkt der Studiosi aus Cattaro war. Das Krankenhaus in Savina wurde erweitert und modernisiert, für jedermann offen: Selbst von der Straße wurden Bedürftige aufgelesen und hereingeschickt. Der junge Original Njunjo – so genannt, weil er mit seinem Hasenmund ebenso sprach - bekam durch die Operation ein menschliches Antlitz, und man bildete ihn zum Schornsteinfeger aus. Allerdings wurden alle Kinder, Jugendliche und die Erwachsenen auch, faschistisch angesprochen. Auf der größten Gaststätte Zelenikas prangte jetzt die Überschrift „Dopolavoro“, wo man nach der Arbeit, gut gelenkt, seine Freizeit vertreiben konnte. Die beiden kleineren Brüder Zoltans bekamen Uniformen der Balilla: ein schwarzes Hemd, dazu kurze Hosen aus grünem Militärstoff, ein blaues Halstuch und die schwarze Mütze mit dem Quast. Zoltan selbst gehörte schon zur Avanguardia: eine ganze Militäruniform mit schwarzem Pullover, weißen Koppeln und Gamaschen und, natürlich, die schwarze faschistische Mütze obenauf. Dabei gab es Einberufungen zu „Littorali“-Versammlungen mit militärischen Übungen: „Passo romano“ bei schmissigen „Giovinezza“-Klängen, - Zoltan konnte im Parademarsch seine gestreckten Beine einwandfrei schulterhoch schwingen, und bei den Gewehrübungen war er, dank der Vorübungen mit Offiziersburschen, sogar ein Vorbild geworden. Schießen durfte man allerdings nicht. Es gab Kulturveranstaltungen, gelegentlich mit harmlosen Gastierungen aus Italien - Schneewittchen wurde aufgeführt. Aber auch faschistischer Unterricht wurde geleistet: Der Turnlehrer des Gymnasiums versuchte darzulegen, - erinnernd an alles Gute, was hier jetzt zuteil wird, - dass der Faschismus sehr menschenbezogen ist, aber eben auch kämpferisch aktiv, und bewusst national. Ohne Nation ist der Mensch - ein Nichts! Und niemand steht außerhalb des Staates. So, gerade hier in der Bocche, werden nicht nur die herkömmlichen Lebensformen zu ändern sein, sondern auch die Leute selbst, als Menschen. Deshalb brauche man die militärische Autorität. Nur der Krieg spannt die menschlichen Energien in höchstem Maße an. Aktionismus

soll sein, auch ohne festen Plan und Konzept! Weil der Faschismus stets anpassungsfähig ist, allerdings bei einem starken Willen zur Macht. Und die Faschisten sind mit der Tradition Roms gestärkt. Das aktionistische Leben führt die Italiener in die Welt hinaus, und die Welt wird, wie zu Zeiten Roms, kolonisiert und italienisch geführt. Einzelne, und auch als unbedarfte Masse, ist man dazu nicht fähig, deshalb heißt es: Glauben, Gehorsam, Kampf! „Credere, obbedire, combattere!“ stand überall mit schwarzen Buchstaben an die Wände gemalt, auch mit anderen Sprüchen, wie „Vinceremo!“ oder Zitate von Mussolini, nebst schablonengemalten, martialisch behelmten Antlitzen des Duce und des Königs.

Es kamen aber nicht nur Frachtschiffe nach Zelenika, sondern auch Truppentransporter. An den Kränen hingen ganze kleine Panzer, aber auch verzweifelt zappelnde Alpinermulis. Auf der Straße, um den Hotelpark herum, marschierten die Alpinisten irgendwo hin, langsamen Schritts, mit Feldkanonen beladene Mulis führend, und die wehmütigen Montanara-Lieder singend. Manche kamen dann wieder zurück von irgendwo: ganze offene Waggonladungen von Brettersärgen, - Leichengeruch verbreitend, - um nach Italien verfrachtet zu werden. Sind das diese aktionistischen Sieger? Wollten sie wirklich in diesen Schluchten jenseits der Adria derart zuversichtliche Krieger sein? Was tat sich überhaupt dort oben in den Bergen? Auf dem Hügel über dem Bahnhof gab es eine Artilleriebatterie, manchmal bedeckte sie mit ihrem Feuer den hohen Radostak. Mit viel Aufwand schoss sie mal eine - von weit sichtbare - rote Fahne ab. Kein aktivistisch mutiger Italiener wagte es, sie dort einfach abzunehmen? Sie vertrieben aber die Bauern aus den darunter liegenden Dörfern und steckten alle ihre Häuser in Brand. Dichte Rauchwolken hoben sich von den Hängen. Eine Familie der Šimrak-Sippe fand Unterschlupf samt Esel, Kuh und Ziegen in den Kelleräumen des Hotels. Übrigens, Adorjan beherbergte auch eine ungarisch-jüdische Flüchtlingsfamilie, mit zwei Söhnen, für längere Zeit, - bis sie dann nach Italien abgeholt wurden.

Die Hotelgäste sind meist Offiziere gewesen, - mit denen hat man kaum was zu tun gehabt, denn sie sind von ihren Burschen bedient worden. Und es gab mehrere Kraftfahrer der Firma „Trucchi“, deren altertümliche Lastwagen den schon vernachlässigten Hotelpark säumten, wenn sie da waren. Und vereinzelt gab es auch Durchreisende. Diese Zimmer, alle Gänge, Treppen und die Aborte hatten die drei Gebrüder in Ordnung zu halten. Als „Zimmermädchen“ trugen sie täglich das gebrauchte Waschwasser hinaus, frisches Wasser hinein und schwangen viele Stunden die Besen. Mutter war die Köchin, Vater der Kellner. Und er war

auch der Aufseher, mit starrem Blick und gespannten Kinnmuskeln: Es gab immer wieder Prügel. Weil sich Zoltan vor dem Kloputzen ekelte, zwang er ihn - die Geißel in der Hand - ein Klo mit der Zunge zu reinigen. Er steckte seinen Kopf in die Kloschüssel und machte, mit zusammengepressten Lippen, Leckbewegungen. Nach vier-fünf solcher Bewegungen sagte er „Genug“. Einmal, es war im Frühherbst, saß Zoltan lesend in seinem Laubversteck. Der Vater lief mit dickgespannten Kinnmuskeln vorbei. Für diesen Tag verschwand er. Die Mutter erzählte, dass er eine schwere Auseinandersetzung mit dem bärtigen Offizier hatte, der das schönste Hotelzimmer besetzt hielt. Wenige Tage gab es noch ein Hin und Her um diese Sache. Die Silvesternacht feierten die Offiziere unter dem Wandtransparent: „1943 - Jahr des Sieges!“. Im Frühjahr war Adorjan wieder schwer verärgert, mehrmals wurde er zu Verhandlungen einberufen, - und einmal kam er nicht mehr heim. Es kam der Bescheid, er sitze im Gerichtsgefängnis in Castelnuevo ein. Seitdem trug man ihm von zuhause sein Essen ins Gefängnis. Der Wärter war ein milder Mann, kein Italiener; sehr wohl bemühte er sich, keine schlechte Figur vor seinen Landsleuten abzugeben. Das Hergebrachte prüfte er nur formal: Nie musterte er den Palmenbast der Chiantiflasche, die mit Milch hin- und herwanderte, worin man eine Zettelkorrespondenz schmuggelte. Adorjan ordnete erst einmal an, die Kinder sollen die Schule verlassen und voll im Hotel arbeiten. Seine Verhaftung zog sich hin und man fürchtete allmählich, dass er in die verrufene Inselfestung Mamula überführt werden könnte, wo man auch volle Rizinuskügel den Häftlingen einzuflößen pflegte. Doch in einem letzten Moment kam die Kunde: Wenn man das Linienschiff in Castelnuevo noch erreichen würde, könne man von ihm Abschied nehmen. Er wird nach Italien überstellt. Man packte noch irgend etwas schnell zusammen und eilte zu Fuß nach Castelnuevo. Im Hafen traf man ihn tatsächlich an - ohne Begleitung - bärtig, in seiner Lederjacke...

Vor Beginn der Schulferien tat sich wieder Neues im Hotel: Die Unternehmung wurde hinaus aus dem mittleren Gebäudeteil kommandiert, eine Küchenwand hat man durchgebrochen und, im so erreichbar gewordenen Keller - zum Strand hin - Tische und Bänke aufgestellt, während in die Veranda und in die Separées Betten gepfercht wurden. Am Parkeingang hatte man ein Tor in „M“-Form aufgebaut. Für Mussolini. Mit der Überschrift „Gioventù Italiana del Littorio“ - kurz GIL. Die Seitengänge zu den Gebäudeflügeln hat man verrammelt, also öffnete man die sonst immer versperrten Seiteneingänge in den Türmen. Die Familienwohnung und der Zimmerbetrieb blieben so unangetastet, die Trucchi-Camions durften aber nicht mehr in den Hotelpark herein. Dann füllte sich alles - Park,

Haus und Strand - mit Kindern des Balilla-Alters. Schulkinder aus dem ganzen Buchtgebiet wurden hier zusammengeführt. Neben unbeschwertem Zeitvertreib hat man sie auch mit ernsthaften Übungen beschäftigt: disziplinierte Märsche im Park herum, verschiedene Auftritte, Appelle, Fahnenhissen und -abnehmen, bei Fanfarengeschmetter und Intonierung der Giovinezza-Hymne. Eine Abteilung war sogar bewaffnet mit echt schießfähigen Minikarabinern. Diese Kinder schoben Wache mit aufgeklapptem Bajonett vor dem M-Tor.

Der Familie blieb als Gaststätte eine Seitenterrasse übrig, mit einem Zimmer als Schank. Von weit kamen allerdings die Gäste hierher, abends war die Terrasse gerammelt voll, weil nur da noch echter Bohnenkaffee ausgeschenkt werden konnte. Und zwar auf türkische Art: in kleinen Kupfer-Dscheswas mit dem langen Stiel, zubereitet über dem glühenden Elektro-Rechaud. Das Rezept: Wasser aufkochen lassen, dann ein Löffelchen pulverfein gemahlener Kaffee hinein, zu Schaum aufrühren und dann noch zweimal am Rechaudrand aufgekochen lassen. Diese heißen Dscheswas hatten die Brüder - täglich dienstlich abwechselnd - zusammen mit leeren Tassen hinausgetragen. Zucker dazu brachten die Leute selbst mit. Sie leerten die Dscheswas genüsslich in die Tassen, den Kaffeesatz ließen sie noch schwatzend niedergehen, dann schlürften sie die Tassen allmählich aus und stellten sie mit der Öffnung auf die Untertasse. Nach einer Weile schauten sie nach, wie sich der Satz in der Tasse geformt hatte, und dann begannen die Wahrsagungen. Die Quasseltante war da die Wortführerin. Um die Gaststätte so zu versorgen, musste man schon morgens Spülwasser vorbereiten, dann mit der Schubkarre Sodaflaschen aus dem Dorf heranbringen und gegen Mittag vom Linienschiff Eisstangen herankarren. Ansonsten musste fast den ganzen Tag lang die Kaffeemühle kräftig gedreht werden, eine Haushaltsmühle, die kaum zwei Löffel Bohnenkaffee fasste. Und dann auch die Stromschläge ertragen, wenn der Kaffeeschaum versehentlich überlief. Die beiden Brüder, die zwei Tage keinen Gaststättendienst schoben, leisteten die Zimmermädchen-Arbeit in den wenigen noch zu Verfügung gebliebenen Gästezimmern. Das Schwesterchen war noch zu klein, die Mutter war überall und bekochte die Kinder. Vor Zoltan musste sie jedoch alles Essbare wegsperren - er hungerte einfach. Und sehnte sich nach Süßigkeiten - wofür aber kein Geld übrig war. Allerdings entdeckte er, dass manches in den Offizierzimmern vorzufinden war: feine Bonbons oder gefüllte und nussversetzte Schokoladen, besonders lecker die „amaretti“-Plätzchen, süß mit leichtem Bittermandel-Geschmack. Er fand die unmöglichsten Wege, an der Hausfassade hochzuklettern, um die Fenster zu erreichen und, wenn kein Offizier oder Bursche da war, sich

zu versorgen. Als er sich dann mit seiner Beute und Lektüre verkroch, fühlte er sich unsagbar erfolgreich.

Zu lesen hatte Zoltan diesmal was ganz Interessantes. Ein junger Mann im Nachbardorf verfügte über eine kleine Bibliothek von Aeronautik-Literatur: kroatische Bücher und auch englische Zeitschriften. Der lieh er nach und nach alles aus, und Zoltan verstand allmählich die Aerodynamik des Fliegens, die Steuerung des Flugzeugs, er konnte die Pilotenbewegungen bei der Akrobatik nachvollziehen, die Navigation gedanklich bewältigen, und aus den englischen Illustrationen lernte er auch, die neueren Flugzeugtypen zu erkennen. Unheimlich schön fand er das motorlose Fliegen; er eignete sich auch die zugehörigen meteorologischen Kenntnisse an: Hang-, Thermik - und Sturmsegeln, und stellte sich vor, wie er per Gummischleuder von den Höhen des Radostaks startete, an den gut bekannten steilen Hängen entlang - bei Maestralwind - nach Dubrovnik segelte und am vertrauten Flugplatz landete. Wo man ihn jubelnd - wie damals die echten Piloten - empfängt. Es gab auch Hinweise auf Flugmodellbau - Zoltan versuchte es aber leider erfolglos. Jedoch die Drachen: Sie flogen bei starkem Maestral, vom Hoteldach abgehoben, dermaßen in den Himmel, - in Zelenika sah man nie so etwas! - dass das echt ein Gesprächsthema in der Ortschaft geworden war.

Allerdings waren hier keine Flugzeuge mehr zu sehen. Der Herbst war mild - eines Abends begannen die Italiener zu singen. Von überall her, durch die vorabendliche Stille, breiteten sich die Gesänge über die breite Seefläche aus. Ein Offiziersbursche sagte: Der Krieg ist aus - es gibt keinen Krieg mehr! Man hat in Italien Frieden geschlossen. Und mit dem Faschismus ist es auch vorbei. Das spielte aber weniger eine Rolle. Seit die GIL-Kolonie aufgelöst war, gab es kaum mehr Schwarzhemden zu sehen, Zoltan trug seine Uniform auch nicht, seit er aus der Schule war. Dann herrschte einige Tage eine merkwürdige Stille. Plötzlich stand eine deutsche Militärkolonne vor der herabgelassenen Bahnschranke, deutsche und italienische Offiziere verhandelten dort miteinander. Wieder die Deutschen! Sie saßen mit finsternen Gesichtern, von ihren Helmen beschattet, oben auf ihren Fahrzeugen; Zoltan lief die Kolonne entlang bis weit nach Zelenika hin. Irgendwann waren die Deutschen dann weitergelassen worden, und sie besetzten die befestigte Halbinsel Prevlaka, in der Sichtweite des Hotels. Am nächsten Tag begannen die Italiener sie dort zu beschießen, diesmal flogen die Kanonengeschosse über das Hotel hinweg. Ob die deutschen zurückschießen werden? Die Familie verkrochte sich in einer kleinen Grotte am Ende des Hotelparks. Oben führte die Straße lang, wo man in der nächsten Nacht das

Vorbeiziehen italienischer Kolonnen hörte. Ein Helm rollte polternd zu der Grotte herab. Im Hafen lagen, bei klarem Mondschein, zwei große Schiffe, und vor Anker auch welche Kleinere. Bald war es sehr laut geworden, dort im Hafen. Endlich verstand man: Die Italiener zogen ab, Hals über Kopf wollten sie auf die Schiffe, drängend und schreiend. Man hörte auch Schüsse, - wohl zur Abschreckung - dann bewegten sich die Schiffe; die Zurückgebliebenen riefen verzweifelt „Tornate! Tornate!“, aber die Schiffe drehten sich zum Buchtausgang und verschwanden in der Dunkelheit. Der Mond ging unter, und die Nacht wurde still. Und das Hotel blieb völlig leer. Man ging jetzt frei durch die Zimmer, um zu schauen, ob etwas Brauchbares da war. Lebensmittel oder Wertsachen keine, aber Kleidungsstücke und gute Schuhe schon, sogar eine Beretta-Pistole mit Munition. Zoltan hatte sie - ohne Mutters Wissen - versteckt. Früh am Morgen inspizierte er die zahlreich im Hotelpark verbliebenen Autos - kein Zündschlüssel war aber vorzufinden. Dann ging er in das benachbarte Hotel, das Ortskommando, und blätterte dort in Akten, holte eine Schreibmaschine und sonst was heim. In den Magazinen Zelenikas brach die Orgie aus. Die Menschen wateten durch Zucker, Reis und Mehl, trugen alles Bewegliche fort, große schwarze Räder von steinhartem Parmesankäse wälzten sie über die staubigen Straßen. Am nächsten Tag wurden sie aber schon alle verscheucht: Deutsche Soldaten schossen über die Köpfe. Merkwürdig: Diese Soldaten sprachen auch ungarisch! Einer herrschte Zoltan auch so an, wegen des Zündschlüssels der schönsten Limousine im Park. Diese ungarisch sprechenden Deutschen blieben aber nur wenige Tage. Allmählich kehrte wieder Ordnung ein. Das heißt, Soldaten besetzten abermals das Hotel. Allerdings keine Offiziere, diese präferierten das bessere Nachbarhaus. Hier richtete sich, kasernenmäßig, ein Transporttrupp ein: Der Park war wieder voll mit Kraftfahrzeugen – in Afrikagelb! Allenfalls gab es keine Gaststättearbeit mehr, - der Bohnenkaffee-Sack war ohnehin verbraucht, - aber man durfte sich aus der Militärküche ernähren.

So gingen die Kinder wieder in die Schule. Zoltan schaffte während eines Schuljahres problemlos zwei ausgefallene Klassen. Die deutsche Sprache war jetzt ein Pflichtfach. Diese Sprache erlernte er zwar nicht, rundete aber das bisher Hörgelernte ab und erlernte das Lesen mit Grundsätzen des Schreibens. Eigentlich brauchte er gar nichts zu lernen, es reichte schon, was er durch die Vorlesungen aufnahm. Es blieb ihm also viel Zeit für anderes. Am Fluchttag der Italiener erbeutete er auch ein Handbuch zur Erkennung von Flugzeugen. Wochen- und wochenlang studierte er jede Einzelheit der italienischen, deutschen, englischen, amerikanischen und auch japanischen Kriegsmaschinen;

durch maßstäblicher Zeichnungen und Fotos, zeichnete sie und - verglich sie oben am Himmel. Keine deutsche allerdings! Es wimmelte schon alles von Spitfires, Lightnings, Hurrikans, fliegenden Festungen und Lancasters. Und Zoltan hatte einige Hefte von „Casabella“ erbeutet gehabt. Da konnte er auch nicht genug darin blättern: Einzelne Häuser waren mit Plänen dargestellt, mit möblierten Grundrissen und Fotos von innen und außen. So hatte er die fotografierten Winkel in den Plänen bestimmt und in Gedanken sich die ganzen Räumlichkeiten umfassend vorgestellt, oder auch zeichnerisch die Fotos ergänzt. Es war aufregend, durch die so imaginierten Räumen zu wandern. So versuchte er auch selbst, gefällige Raumordnungen zu entwerfen.

Wie immer nach der Schule ging man zum Bahnhof in Herceg-Novi, den Zug für die Heimfahrt nach Zelenika zu erreichen. Eines Tages verspätete sich der Zug stundenlang. Als dieser endlich eintraf, und Zoltan ungeduldig aufsteigen wollte - schreckte er von der Treppe zurück. Auf dem Boden des Waggons lag bäuchlings ein toter Mann, eine Blutlache vor ihm! Erst jetzt bemerkte man, durch die Fenster, verzweifelte und blutüberströmte Menschen. Einige Gesunde stiegen aus und erzählten, dass der Zug von Flugzeugen angegriffen worden war. Der Zug fuhr weiter, und die Schüler gingen nun zu Fuß die Schienen entlang ihm nach. Den stehenden Zug erreichten sie jetzt vor dem Savina-Krankenhaus. Dort sah man nur noch, wie die Toten ausgeladen wurden. Seitdem verkehrten die Züge nur nachts, wurden aber doch immer wieder von Partisanen angegriffen. Später hatte man auch die deutsche Fuhrtruppe aus dem Hotel abgezogen, aus dem Nachbarhotel schickte man gelegentlich nur Soldaten zur Übernachtung her. Und diese bezahlten mit kaum noch verkehrsfähigen Reichsmarken. Die Hotelküche war nicht mehr beansprucht, so wurde die Ernährung eine Kunst für sich. Und zwar unter stets wiederholten Hausdurchsuchungen. Auch die Deutschen erlebten jeden Mangel - und das Hotel war für sie eine Nachschubgrube geworden.

Bei all dem Mangel gab es doch Fische im Meer. Und noch immer von den Italienern verstreute explosive Materialien. Die erstmals gefundene Munition hatte Zoltan, mit jener Pistole, schon längst spielerisch verschossen, auch warf er im Wald zahlreiche rot-schwarze italienische Handgranaten herum – die explodierten nicht durch Zeitzündern sondern durch den Aufprall. Wertvoll war aber eine Sammlung von Dynamitstäben, samt Zündern und Zündschnüren. Zoltan stoppte mit der Weckeruhr die Brandzeit der Schnüre und zerteilte sie auf 20-Sekundenlänge. Dann steckte er die Stücke in die blecherne Zündkapsel und befestigte sie mit einem Biss am Kapselrand. Die Dynamitstäbe

halbierte er mit dem Messer, steckte die Kapsel hinein und packte alles mit einem Stein zusammen. Nun suchte man einen arglosen Fischeschwarm aus. Die Cefali weiden immer in dichten Schwärmen, sind stattlich groß, lassen sich aber kaum angeln. Mit in geknetetem Brot gepackten Kieselsteinen, dazwischen auch mit größeren Steinwürfen, hatte man sie zuerst an das Wasserplätschern gewöhnt. Sie zuckten zwar auseinander, schnellten aber dann zum sinkenden Gegenstand wieder zurück. Als sie sich schon ganz richtig verhielten, zündete Zoltan die Schnur, hatte 10 Sekunden Zeit zum Peilen und warf. Ein stummes „Rrrrumm“ ertönte unter Wasser, die Oberfläche zitterte, warf etwas Schaum auf, und schon blitzten die betäubten Fischkörper. Manche schwammen auf, manche sanken zu Boden. Es blieb nur noch, schwimmend und tauchend, sie einzusammeln. Man aß sie frisch gebraten, in der Marinade einigermaßen haltbar gemacht, und man tauschte sie auch für andere Lebensmittel ein.

Allmählich ging aber die Munition zur Neige, Zoltan musste nun auf minderwertiges Material zurückgreifen. Es gab eine rostige Kapsel, deren Hülse die Zündschnur nicht mehr fasste. Etwas vom Explosiven musste also herausgeholt werden, um die Hülse zu verlängern. Er bereitete die Bombe, am Vorabend des Einsatzes, in der Küche vor; Mutter und Geschwister waren schon oben in der Wohnung. Hier unten leuchtete noch das italienische Feldtelefonkabel. Strom gab es längst schon nicht mehr; man spannte das mit Teer isolierte Kabel zwischen die Wände, und die kleine Flamme wanderte langsam von Wand zu Wand. Im schwachen Licht begann Zoltan, mit einer Gabel in die Kapsel zu stochern. Plötzlich blendete ihn ein Blitz! Sein Kopf summt und, als er wieder sehen konnte, sah er seinen Daumenstumpf so wie einen Kelch geöffnet, drei andere Finger der linken Hand waren zerfetzt. Unbeholfen lief er zur Mutter, sie alarmierte die Deutschen im Hause, von drüben kam ein Sanitäter, der gab die Erste Hilfe und organisierte den Abtransport ins Krankenhaus. Zoltan wunderte sich, dass er kaum blutete und keine Schmerzen hatte. Sein einziger trauriger Gedanke war: Man kann nun nicht mehr Pilot werden. Nach der unverzüglichen Operation wurde er auch stationär aufgenommen: in einem Zimmer mit italienischen Kriegsgefangenen, einem beinamputierten Eisenbahner - der wurde von der Handgranate eines Partisanenangriffs erwischt - und mit zwei im Partisanenkampf verwundeten Tschetniks. Der Eisenbahner erzählte vertraulich, - dass es die Tschetniks nicht hören, - dass er die Erste Hilfe bereits von den Partisanen erhalten habe. Mit dem Vorwurf: „Ihr Eisenbahner stört uns nur“. Kranke deutsche Soldaten sah man in den Fluren. Sie waren nur krank - keine Verwundeten - wohl wegen schlechter Ernährung. Wie schlecht sie da waren, war auch durch das

ungehinderte Hantieren mit Kriegsmaterial deutlich geworden. Nicht einmal nach dem Unfall war Zoltan deswegen verhört worden. Die Dreckarbeit überließen hier die Deutschen den serbischen Tschetniks. Aus den hochtrabenden Gesprächen jener beiden konnte man allerdings nicht verstehen, warum sie sich eigentlich mit den Deutschen verbandelt haben? Sie sind doch königstreu, aber ihr junger König sitzt im feindlichen England, deutsche Flugzeuge haben Belgrad erbarmungslos bombardiert, die Deutschen haben auch ihr Königreich zerschlagen. Doch überall schwärmten hier diese Tschetniks herum, schwer bewaffnet, mit Patronengürteln geschultert und mit Handgranaten behängt, bärtig, langhaarig, die serbische Mütze mit dem Totenkopf drauf. Schreckeinfößend sind sie schon gewesen. Früher mal streiftete Zoltan mit den Freunden um eine solche rastende Schar in Zelenika, als ihn ein Junge hämisch verpetzte: „Der da ist ein Ungar“. Der grimmige Tschetnik durchbohrte Zoltan mit seinem Blick, es passierte aber nichts. Allerdings machten sie kurzen Prozess mit jedem, der ihnen nicht passte. Jener Bekannter mit der Aeronautk-Bibliothek ist eines Nachts schlagartig abgeholt worden, man fand ihn dann am Waldrand mit durchgeschnittener Kehle. Offensichtlich war er ein Partisanenfreund gewesen.

Unlängst, nachdem Zoltan heimgelassen wurde - er trug drei Stummelfinger und den Ringfinger gekrümmt davon - wurde das Krankenhaus aufgelöst und auf eine Zugkomposition verladen. Diese Komposition kehrte nie mehr zurück. Der Zugverkehr war fortan völlig eingestellt. Straßenverkehr gab es auch kaum, in das Hotel kam auch kein Deutscher mehr zur Übernachtung. Sie hatten sich völlig in das Nachbarhotel verkrochen und verkehrten in der Bucht nur noch über Wasser. Eigentlich beherrschten schon alles die Partisanen, sie zeigten sich nur nicht tagsüber. In diese außergewöhnlichen Zustände wurde nun auch Zoltan schon irgendwie einbezogen, und zwar durch seinen besten Freund. Er hieß Bučko mit Spitznamen. Sein Vater war ein Partisanenoffizier in den Bergen und, mit Šimraks verwandt, kam Bučko hierher aus Kotor, weil man ihn in Zelenika nicht kannte. Beide steckten ganztags und überall zusammen, und so hatte man sie auch konspirativ angesprochen: Sie sollten die Deutschen in der Nachbarschaft beobachten. Viel zu berichten gab es allerdings nicht, außer Einzelheiten, die ohnehin jedermann sehen konnte. Eigentlich blieb Zoltan damit bald allein, weil die kleinen Schiffe, - mit einer Flak bewehrte Fischerkutter, - die gelegentlich vor dem Nachbarhotel anlegten, stets wild um sich schossen und besonders das am Berghang exponierte Nachbarhaus durchsiebten. Diese ganze Familie, samt Bučko, zog weg. Sonstige deutsche Bewegungen: Sie leerten Wochen

lang, auf einem Waggonet schiebend, das Munitionslager im nahen Berghang und holten alles ins Hotel herein. Was sie dort drin trieben, war natürlich nicht zu eruieren. Allenfalls konnte man berichten, dass sie sehr wohl bekümmert seien. Einer - offensichtlich stockbetrunken - ging baden in voller Montur, samt Kokarde auf der Mütze. Er schwamm genüsslich den Strand entlang, auf dem Rücken, mit plätschernden Handbewegungen.

Es war so: Als einem organisierten Jugendlichen stand Zoltan ein Wochenblatt zu: maschinengeschrieben und vervielfältigt, mit fünfzackigem rotem Stern abgestempelt und von einem älteren Jugendlichen, anlässlich einer kurzen Unterhaltung, ausgehändigt. Mit dem strengen Hinweis: Nach dem Lesen soll das Blatt spurlos vernichtet werden. Es hieß nacheinander: Jugoslawien ist, unter der heldenhaften Führung der Kommunistischen Partei, fast völlig befreit. Deutsche und Quislinge sind weiträumig voneinander isoliert, durch Nordjugoslawien und Rumänien marschiert die glorreiche Rote Armee auf Ungarn zu, Deutschland ist beidseitig - auch von Westen her - bedrängt, Italien bald ganz befreit. Eines verregneten Novembertages gab es dann doch Ungewöhnliches. Die längst ausgestorbene Straße lebte plötzlich auf – Zoltan beobachtete es hinter der Dachbrüstung des Hotels. Um den Hotelpark herum bewegte sich eine unendliche Kolonne - Richtung Buchtinneres hin - von unheimlich zusammengeklauten Fahrzeugen. Meist waren das pferdegezogene Karren. Begleitet waren diese nur von wenigen Kraftfahrzeugen, verstreut in der Kolonne und vor Flaks starrend. Bei dicht bewölktem Himmel hatten sie aber wenig zu befürchten. Es waren nur wenige Soldaten dabei: helmbedeckt, in breite Regenmäntel übergehend, sahen sie kaum wie Menschen aus. Lebhafter waren sie nur am Ende der Kolonne geworden: Da liefen manche zu Fuß mit der letzten Karre zusammen, blieben immer wieder zurück und legten runde, graugrüne Teller auf die Straße. Tretminen! Niemand sollte hier so bald noch durchkommen? Früh am Morgen war dann der Teufel vor dem Nachbarhotel los: Gleich zwei Kutter spien die Leuchtgeschosse um sich herum, diese prasselten mit ihren Explosionen auf den Felsen, ans Popenhaus, - wo zerstückelte Dachziegel flogen, - auch an die Hotelfassade, oder tauchten in das Waldlaub hinein. Zoltan schaute zwischen den Zinnen der Dachbrüstung zu, wo ihn die Geschosse nur überfliegen konnten. Auf der Mole, zu den Kuttern hin, gab es eine Lauferei und Trägerei, und als niemand mehr kam, entfernten sich die Schiffe. Aus dem Haus begann Rauch aufzusteigen. Man begriff: Die Deutschen sind weg!

Mutter und Geschwister hatten sich in einer sicheren Ecke der Küche verkrochen. Zoltan lief herunter mit der Nachricht: Das Nachbarhaus brennt, man sollte schnell hinüber, zu sehen, ob etwas zu retten sei. Mutter, ohnehin bis in die Knochen erschrocken, verbot es fast hysterisch. Plötzlich - so schien es - stürzte der Himmel herunter! Die Fensterflügel flogen herein, und einer verletzte die Mutter an der Stirn. Weißer Staub quoll durch die Öffnungen - es wurde dämmerig dunkel. Man stand da wie gelähmt. Als es wieder allmählich heller wurde, ging Zoltan - trotz Mutters Widerspruch - aus der Küche. Wie sich der Staubnebel draußen nach und nach auflöste, sah man die schlanken Fichten des Parks geknickt und umgestürzt zwischen den herumliegenden Trümmern, die Parkmauer war auf einer beträchtlichen Länge nicht mehr vorhanden und - dahinter - das Nachbarhotel existierte ja gar nicht mehr! Was aber war mit dem Haus hier passiert? Die zierliche Veranda war eine Ruine, die Separéewand eingestürzt, man brauchte gar nicht den Flur zur Wohnung zu nehmen. Diese war auch unbewohnbar geworden, stellte die Mutter fest. Im entfernteren Hausflügel waren die Schäden geringer, allerdings herrschte durch die Beschießung ein Chaos in den Turmzimmern. Die nächsten Tage verbrachte man mit dem Umzug in zwei Zimmer des Westflügels.

In Zelenika waren jetzt die Partisanen da: fein englisch uniformiert, jedoch mit dem roten Stern auf der „Titovka“-Mütze. Wer auch Sichel und Hammer im Stern führen und auch eine leichte Maschinenpistole tragen durfte, galt irgendwie als besonders vornehm. Erst einmal waren sie damit beschäftigt, die schwarzen, alten faschistischen Parolen zu übertünchen, und mit neuen roten zu ersetzen: „Es lebe Tito!“ - „Es lebe Stalin!“ oder „Tod dem Faschismus, Freiheit dem Volke!“ - auch Titos Zitate und, schablonengemalt, sein markantes Antlitz. Sofort begannen Veranstaltungen für die Jugendlichen: Ein Partisan mit der sternenbesetzten Titovka hielt jeweils eine langatmige, erbauliche Rede, dann durfte man tanzen. Zoltan lernte es und konnte die Mädchen umarmen, die ihm im Dorfe gefielen - also ist er bei jeder Veranstaltung dabei gewesen. Allerdings waren die Deutschen noch nicht weit. Sie konzentrierten sich in Tivat, kontrollierten mit ihren feuerspeienden Schiffchen die Meeresenge zur inneren Bucht und saßen dort auf der Madonnainsel, hielten auch den Hafen von Risan und patrouillierten auf der Straße zu den alten österreichischen Grenzfestungen hin. Es musste etwas dagegen aufgeboten werden, man rief nun die befreite Jugend zur Musterung in die „Volksbefreiende Armee“ ein. Zoltan erhielt die Aufforderung auch, man nahm ihn aber nicht, weil er noch etwas zu jung war und auch versehrt. Vertraulich wurde aber gesagt, die politisch Verdächtigen und Indifferenten sind bevorzugt einberufen worden -

Zoltan war aber bereits ein Aktivist! Etwas enttäuscht ging er heim, dann kamen aber Nachrichten über die Gefallenen. Die Deutschen wehrten sich verzweifelt. Erst einmal wurden sie aus Tivat vertrieben - mit englischer Artillerie! Die Engländer pflanzten sich im Tal hinter Zelenika auf und gaben ein ganztägiges Trommelfeuer über den Berg ab. So zogen die Deutschen in die Bergfestungen und wurden dort umzingelt von jungen Rekruten, im nebelnassen Sciroccowetter. Viel später, als sich das Wetter besserte, kamen wieder die Flugzeuge und zwangen die Deutschen zur Kapitulation. Die Bilder des Sieges sind in Herceg-Novi ausgestellt worden: Soldaten mit erhobenen Händen und biwakierende Gefangene aus allen Perspektiven. Zoltan glaube, den Sanitäter mit dem Rotkreuz-Armband - der ihm geholfen hat - war zu erkennen. Er hieß Schröder.

Die Bilder wurden in den breiten Schaufenstern des Schuhgeschäfts „Bata“ - mangels käuflicher Ware - ausgestellt. Nebst anderer Propaganda, sah man dort auch die unbegreiflichen Darstellungen von ausgemergelten Leichen aus den Todeslagern. Und zwar hinter den gleichen Gläsern, wo man unlängst noch die munteren deutschen Frontbilder zeigte. Vorerst war aber der Krieg in Europa noch nicht vorbei, und hier drohten noch Tschetniks aus den Wäldern. Zoltan wurde zur örtlichen Bürgerwehr eingeteilt, zu Nachtpatrouillen. Zweimal wöchentlich, mit einem älteren Genossen, war er zu Dienste: mit rotbesternter Titovka und mit scharfgeladener Waffe. So streiften sie durch das dunkle Dorf, - Strom gab es noch immer nicht, - während der Ausgangssperre. Wenn sie, selten, jemanden kommen hörten, schrie man: „Halt!“. Der blieb stehen, und man fragte: „Wer ist da?“ - „Genosse“, war die Antwort. Dann trat man nahe beieinander - der gute alte Kamerad blieb immer schön vorsichtig weit hinten - und man tauschte leise die Losungsworte aus. Dass man aber mit Zoltan auch anderswie gerechnet hatte, zeigte sich ebenfalls bald: Er wurde als Zeichner zum örtlichen Propagandabüro gerufen. Ein kleines Atelier stand ihm zur Verfügung. Dort malte er - etwas langweilig - Demonstrationstransparente, illustrierte aber auch die Wandzeitungen, entwarf Plakate und zeichnete Staatswappen und Titoportraits. Diese, eingerahmt, hat man noch etliche Jahre später in Büros wiedergesehen. Dafür bekam Zoltan, unregelmäßig, etwas Entgelt und, regelmäßig, Verpflegung. Als das Propagandabüro aufgelöst wurde - Herceg-Novi saugte allmählich alles aus Zelenika auf - lud ihn der Jugendsekretär persönlich zu einer Versammlung ein. Er, Jovo Vuksanović, stellte ihn den Versammelten mit viel Lob vor. Ihm selbst aber musste er noch erklären, wo er denn da sitze: Es sind die Jungkommunisten des Ortes versammelt, SKOJ heißt gekürzt die Organisation, das ist die

Jugendelite und der Vorhof der Partei. Wenn Zoltan auch Mitglied sein will, soll er darüber mit niemanden sprechen, die Organisation ist nicht öffentlich, wegen der diskreten Wirkung auf die Jugendmassen. Total überrascht und geschmeichelt willigte Zoltan ein. Dann wurde er zur Diskussion mit den Anwesenden freigegeben. Es hagelte Lob: über seinen Charakter und seine Taten, auch noch in die Okkupationszeit zurück. Dann ernannte ihn Vuksanović feierlich zum SKOJ-Mitglied, und alle gratulierten der Reihe nach. Nie im Leben fühlte sich Zoltan so erhaben. Stolz aber schweigend ging er an diesen Vorabend heim.

Dort war er aber immer, irgendwie, ein verdächtiger Außenseiter, und zwar unter den bedingungslos gehorsamen Geschwistern. Das änderte sich auch danach kaum, als Zoltan schon seine bescheidene Belohnungen heimbrachte - und als selbst seine Erbsenmahlzeiten, in der Mensa der Ortsverwaltung, eine Entlastung für Mutters Küche waren. Nun, was nach den vielen Durchsuchungen des Hotels vom Kleininventar noch übrig war, musste jetzt für die Beschaffung von Lebensmitteln bei den Bauern herhalten. Wegen des Kohlemangels hatte man die einzig verbliebene Lokomotive nur einmal wöchentlich unter Dampf gesetzt, dann füllten sich die wenigen Waggons mit rucksackbeladenen Menschen, die sich dann in den Dörfern von Konavle zerstreuten. Öfters begleitete Zoltan die Mutter. Diese Bauern wählten sich nur das Beste noch aus - mit einer Damasttischdecke waren sie allenfalls ansprechbar geblieben. Sie luden aber nie in ihre schön gebauten Häuser ein, sie verhandelten bestenfalls im Hof und ließen wissen, wie man sie von oben behandelt hatte, als sie früher ihre Ware zu Markte tragen mussten. So entschied sich Mutter für eine entferntere Reise zu den Albanern hin. Das war zwar in einem Tag nicht zu bewältigen, die dortigen Menschen waren aber im Tauschhandel eben deshalb nicht so abgebrüht gewesen.

Schiffe verkehrten wegen des verminten Meeres nicht. Auf dem klapprigen Motorboot hatte man tatsächlich wenig konkurrierende Beifahrer, und es war schon spät am Nachmittag geworden, als man - bei eisiger Bora - im Hafen von Bar anlegte. Weiter ging man zu Fuß, auf gut Glück ein Dorf suchend. Tauschinteressenten fand man zwar nicht, gegen ein Geschenk nahm man sie aber zu Übernachtung und Essen auf. Vorerst wärmten sie sich, zusammen mit den Hausleuten in der Rauchküche; alle saßen um das offene Feuer in der Mitte herum. Mutter wurde höflich über allerlei ausgefragt, die Leute kommentierten das Gehörte leise albanisch miteinander, der Familienoberste - ein stattlicher Mann mit ergrautem Schnurrbart - sprach aber nur slawisch, auch mit den Seinigen, so dass die Gäste alles verstehen konnten. Er verwendete

aber keine italienischen Einsprengsel, wie man daheim mundartlich sprach, sondern türkische. Wenn sie aber eine bestimmte Geldsumme ansprachen, sagten sie nur „Napoleon“. Mutter schaute zu Zoltan fragend hin, und er musste nachfragen, wie viele Papierdinars sie denn eigentlich meinten. Später dämmerte es ihm: Diese Leute erinnerten sich noch an die Napoleondors! Wohl von den napoleonischen Offizieren, die hier lang, nach Korfu spähend, wahrscheinlich gut zahlten. Und danach blieben sie noch im Umlauf, wie ebenso die österreichischen Goldmünzen. Als es dann soweit war, lud der Hausherr in die teppichbedeckte Stube ein. Dort hatten die Frauen einen runden, kleinen Tisch, mit einer breiten Schüssel in der Mitte, gedeckt. Zoltan erspähte sofort die leckere Bohnensuppe mit Fleischbrocken! - Sie ließen sich auf Kissen nieder, keine Frau war außer Mutter dabei. Der Herr schnitt das Brot und verteilte die Stücke, ein jeder legte es neben seinem Holzlöffel ab. Einzelne Teller gab es nicht. Dann langte der Herr in die Schüssel, probierte die Speise und bot sie der Mutter an. Erst als sie sich bedient hatte, langten auch die anderen der Reihe nach in die Schüssel. Immer langsam und mit Würde, der Herr machte es vor: einen Löffel halbvoll nehmen, den Löffel ablegen, Brot brechen und den Löffel wieder heben, als man an die Reihe kommt.

Der nächste Tag war mild, bei Kaiserwetter. Man sagte: Auf der Landstraße sind nach Bar schreitende, entfernte Dörfler ansprechbar. Diese traf man tatsächlich öfters, meist Männer, in weißen schwarzgerändelten Filztrachten und mit dem unerlässlichen weißen Käppchen. Sie sprachen einigermaßen slawisch, verwirrend war aber, dass sie bei „Ja“ den Kopf schüttelten und bei „Nein“ nickten. Weil man aber andersherum mit dem Kopf zu gestikulierten gewöhnt war, redeten alle manchmal regelrecht aneinander vorbei. Die Tauschware gefiel besonders einem Mann, der zwei mit Brennholz beladene Maultiere nach Bar trieb. Mit guten Versprechungen lud er die Mutter zu seinem Haus ein: nicht weit, dort, gleich hinter einer Straßenmoschee. Man soll sich dort bei seiner Frau melden, bis er aus Bar zurückkommt. So marschierte man los - die Moschee tauchte aber stundenlang nicht auf. Man wollte sich schon umorientieren, als, so nach der Mittagszeit, seitlich am Hang die kleine Moschee herausguckte. Also, jetzt mal doch nicht allzu weit... Erst am Vorabend - fast nach einem Tagesmarsch! - erreichte man das genannte Dorf. Die Frau: hübsch, mittleren Alters, im wallenden weißen Gewand, empfing und bewirtete die müden Wanderer freundlich. Der Mann kam erst in der dunklen Nacht heim. Nun machte man das Geschäft zu beidseitiger Zufriedenheit, so dass man das erworbene Olivenöl, Mehl, Bohnen, Kastradina und getrocknete Feigen gar nicht tragen konnte. Der Mann gab aber seinen Esel zur Verfügung,

vom kleinen Sohn getrieben, um nach Bar zurückzukehren. Damit hatte man einige Monate gelebt, bis sich die Verpflegung einigermaßen normalisierte.

Mittlerweile konnte man wieder über die Schule nachdenken. Zoltan fehlte nur die mittlere Reife noch, diese zu bestehen musste er aber wieder Neues lernen. Ein Nachholkurs wurde angeboten: Marx und Engels fanden heraus, - musste man einpauken, - was Kapitalismus ist und wie schrecklich die Arbeiterklasse dabei exploatiert war; Lenin hat nachgewiesen, dass man Sozialismus auch ohne kapitalistische Vorleistungen durchsetzen kann, und der geniale Stalin baut den Sozialismus in der Sowjetunion vorbildlich aus. In Jugoslawien war die Arbeiterklasse auch schwer unterdrückt gewesen, weshalb die Arbeiter unter der Führung von Kommunisten rebellierten. So musste der König mit einer Diktatur antworten und mit der Verhaftung von Kommunisten. Als dann dieser innerlich verfaulte Staat in wenigen Tagen zusammenbrach und der junge König einfach weglief, führte Tito die Kommunisten in die Berge, um gegen die faschistische Besatzung und gegen die kapitalistischen Verräter eine Volksrevolution auszurufen. Unter Titos weiser Führung gelang es den Partisanenkriegern, zahlreiche Offensiven durchzustehen und siegreich die proletarische Revolution auszufechten. Jetzt gilt es den Sozialismus auszubauen, und zwar von der Sowjetunion lernend. Deshalb stand die russische Sprache auch auf dem Lehrplan. Der Lehrer: ein ehemaliger Emigrant aus Russland. Kauzig wie die meisten Russen: Er kam in einem abgewetzten, irgendwann einmal feinen Anzug daher, seine Bücher brachte er in einem Einkaufsbeutel mit und lehrte jene, für serbische Ohren parodieartig klingende Sprache. Man musste ein langes, satirisches Gedicht lesen und übersetzen - „Mister Twister“ - über einen widerlichen amerikanischen Kapitalisten. Allenfalls blieb nur die vom Serbischen etwas abweichende kyrillische Schriftart haften, und das ungefähre Verstehen der gesprochenen Sprache. Der gute Mann ließ es sich allerdings nicht nehmen, die eigene Weltanschauung auch zum Besten zu geben. Die Weltgeschichte befindet sich immer in einer Umwälzung, so haben früher die Römer die Welt beherrscht und, seit ihrem Untergang, die germanischen Völker. Diese, jetzt auf Kapitalismus gestützte Weltordnung wird aber schon bald untergehen - und dann endlich beherrschen die Slawen die Welt.

Mit der geleisteten mittleren Reife stand Zoltan allerdings ziemlich ratlos da. Als weiterführende Schule gab es in Herceg-Novı nur eine Lehrerpräparandie, oder die Gymnasialoberstufe in Kotor. Keine interessierte ihn. Die Quasseltante wusste aber Rat: Mit der

Motordraisine kam manchmal ein Bautechniker aus Sarajevo dienstlich nach Zelenika. Und, wer mit der Motordraisine reisen darf, der gilt schon als ein großer Herr. Technische Schule also! – und das gefiel schon. Da zeichnet man wohl viel! Und es sprach sich herum, dass in Cetinje gerade eine solche Schule eröffnet wird. Dorthin - hinauf in die Berge - war es einfach zu gelangen. Man musste nur ein Lastkraftzeug besteigen, das, von deutschen Kriegsgefangenen geführt, die UNRRA-Hilfspakete aus Zelenikas Magazinen landesweit verteilte. In der eher dörflich als städtisch aussehenden Hauptstadt Montenegros fand man die neue Schule in der alten, befestigten Fürstenburg vor. An die zwanzig Kandidaten kamen da zusammen; eine einzige Schulklasse reichte, nebst wenigen Internatszimmern, Mensa, dürftiger Waschanlage und einem abgelegenen Plumpsklo. Nun gehörte man zur aller ersten Generation der in Montenegro je angehenden Techniker. In diesem kleinen Internat war allerdings deutlich geworden, wie bunt eigentlich die Montenegrinische Nation ist: Diejenigen aus der Bucht - als „Lacman“ oder Latiner geschimpft - waren fast wie Fremdlinge von den stolz dreinblickenden Kernländern angesehen. Wiederum sie zusammen verachteten die geschwätzigen „Cikotići“ von der östlichen Tiefebene. Die „Zečani“ weiter südlich an der Scutari-See wirkten doch irgendwie lächerlich mit ihrem albanischen Akzent – und mit dem Montenegro-Dünkel dabei. Diejenigen vom Norden, die „Gunjaši“, - benannt nach ihrer bereits serbischen Tracht und Bewusstsein, waren den vertrackten Außenseiter dieser kleinen Gemeinschaft. Zoltan genoss die Unterricht, - die Lehrer waren lauter Bauingenieure und –techniker, - und schon in den ersten Schulwochen ist ihm bewusst geworden, dass er sich hier eine ganz neue, technische Denkweise aneignen muss.

Zu den 1946er Neujahrsferien ging er heim nach Zelenika. Zum Silvestervorabend bereitete die Mutter etwas möglichst Feierliches in der Küche vor, aus einem UNRRA-Paket und sonst was. Und - alle erstarrten dann vor Überraschung - plötzlich trat zu ihnen der Vater! Er kam einfach die Treppen herunter, den Rucksack geschultert, durch das große Haus seine Familie suchend. Seit er aus Bari abgeholt worden war, musste er noch eine Odyssee durch Dalmatien über sich ergehen lassen, und erst in Herceg-Novı wurde er bedenkenlos heimgelassen. Nun saßen sie, unerwartet, alle zusammen. Und er erzählte... Er erzählte bunt, fesselnd und lange, während über sie die kleine Flamme des Telefonkabels von Wand zu Wand wanderte.



Im Mai ist Zoltan volljährig geworden. Vor der Militärpflicht bewahrte ihn diese für den Wiederaufbau Jugoslawiens so wichtige Schulung, und von zu Hause war er unabhängig durch die volle Verpflegung, Bekleidung und etwas Taschengeld. Was für ihn sogar üppig bemessen war, weil er nichts für Tabak und Alkoholisches auszugeben brauchte. Zum Einkaufen gab es ohnehin kaum was, und man hatte ja auch kaum Ansprüche. Die wöchentlichen Tanzveranstaltungen dienten zur Zerstreuung, und es gab Kino fast umsonst. Immer nur sowjetische Filme über die heldenhafte Oktoberrevolution, über den Aufbau des Sozialismus und über den letzten Vaterlandskrieg auch. Regelmäßig wurden die Höhepunkte beklatscht. Allerdings bekam Zoltan allmählich seine Bedenken; man flüsterte über die Ausschreitungen der Roten Armee im Norden Jugoslawiens, und seine SKOJ-Mitgliedschaft begann ihn auch zu langweilen. Nur lästige, geheimniskrämerische Zusammenkünfte, wo man nichts Greifbares beschloss, - trotz der langen Tagesordnungen und langatmigen Diskussionen - oder man musste monotone Vorlesungen aus der Tagespresse und sonst welcher politischen Literatur durchstehen. Es war nur eine Zeitverschwendung angesichts des faszinierenden Schulunterrichts: Täglich mit neuen Entdeckungen durch die darstellende Geometrie, Technisches Zeichnen, Statik, Konstruktionslehre und - das beschäftigte ihn besonders - das selbständig integrierende Zusammendenken von jeweiligen technischen Erkenntnissen. Gegen Ende des Schuljahrs gab es ein Wohnhäusle nach eigenem Gutdünken zu entwerfen. Die Lösung ließ ihn den Tag von der Nacht nicht mehr unterscheiden - wie naiv waren seine früheren Versuche ohne technische Kenntnisse! Den möbliert funktionalen Grundriss - Badezimmer war dabei, zum Entsetzen eines Nordmontenegriner: kacken und essen unter einem Dach?! - umfasste man jetzt mit konstruktiven Wänden, so wie es die Deckenkonstruktion verlangte, darüber mit einer Dachkonstruktion. Diese konstruktiven Probleme verlangten wieder funktionelle Korrekturen, bis alles miteinander klappte. Ein ganz anderes Vorgehen als es Zoltan bisher gedanklich angediehen wurde: Statt ein vorgesetztes Postulat allseits zu unterstützen, - das taten doch sein Vater so wie auch diese SKOJ-Diskussionen - sich durch Kompromisse zum Optimum durchzutasten. Zuletzt verzierte er seine Fassade noch mit beliebigem Putzdekor.

Für die Ferienpraxis schickte man ihn in die neuernannte Hauptstadt Montenegros, als Titograd auch neu genannt, in der östlichen Tiefebene. Die Wehrmacht war hier mit einem Flächenbombardement ausgetrieben worden, der neue Stadtteil lag völlig in Trümmern; der Wiederaufbau war aber schon voll im Gange, und Zoltan verbrachte einige Wochen mit deutschen Kriegsgefangenen an Armierungs- und Betonierarbeiten, bei

Zimmerleuten aus Slowenien und bei den Maurern - sogar aus Ungarn! - Plötzlich war er auch als Dolmetscher gebraucht. Montenegrinische Facharbeiter gab es kaum, die Hilfsarbeiten verrichteten auch die Deutschen. Und Zoltan merkte, dass er sich mit ihnen, notgedrungen, irgendwie doch verständigen kann. Danach fuhr er - es war schon im Frühjahr ausgemacht - zu einem Flugmodellbau-Lehrgang nach Belgrad, mit dem Zug von Zelenika aus. Allerdings, zwei Brücken in der Neretva-Schlucht lagen noch im Fluss, musste man sich irgendwie behelfen, von dort bis Sarajevo weiter zu kommen. Drüben fand man eine Komposition montenegrinischer Kolonisten. Familien mit Kind, Kegel, etwas Möbel und Vieh saßen jeweils in einem Güterwagen, - und Zoltan wurde in eine solche Familie aufgenommen. Nach der höflichen Befragung über seine Reiseabsichten, und als auch deutlich geworden war, dass er ein Ungar ist - sind sie hellhörig geworden. Mit viel Zuversicht wanderten sie nach Vojvodina aus, wo ihnen Haus und Boden schon verbrieft sei, und wo sie möglicherweise ungarische Nachbarn bekommen könnten. Eine Werbung für solche Kolonisierung gab es auch in den Schaufenstern auf Cetinje. Die Leute meinten, dass man auf der dortigen fetten Erde mit wenig Arbeit viel erzeugen kann. Sie blieben irgendwie verständnislos, als Zoltan beteuerte, dass man auf diesen Feldern viel mehr arbeiten muss als auf den dürrtigen Äckerchen im montenegrinischen Karst. Dann, in Belgrad angekommen, hat man ihn zu Flughafen von Zemun gewiesen, wo aus ganz Jugoslawien Kandidaten zusammengeführt waren. Aus Montenegro kam nur er allein. Der Lehrgang war hervorragend, und sein aerodynamisch ausgetüfteltes Segelflugmodell flog perfekt. Man hat die Kursteilnehmer dann mit einem Modellsatz entlassen, mit der Anweisung, in den jeweiligen Heimatländern den Flugmodellbau zu fördern.

Das nächste Schuljahr des Technikums fand schon in Titograd statt. Dort erfüllte Zoltan seine Pflicht, den ersten Flugmodellbau-Kurs Montenegros abzuhalten. Einer seiner Schüler begeisterte sich so sehr, dass er danach professionell geworden ist, als führender Aktivist der Volkstechnik-Bewegung. Der erste Jahrgang des Technikums bot jetzt mehrere Lehrfächer an. Der zweite Jahrgang war aber enttäuschend geworden: Die Unterricht war jetzt völlig auf Tiefbau ausgerichtet. So ging Zoltan, wann immer möglich, zu den Architektur-Erstklässlern hinüber. Dort waren seine Ratschläge bei den zeichnenden Schülern heiß begehrt. Hier fasste er die Entscheidung: Nächstes Jahr wechsle er die Schule - um Architekt zu werden. Andererseits, bereits als Flieger-Autorität, bekam er die Zuweisung, in Slowenien einen Segelflieger-Kurs besuchen zu dürfen! Dorthin fuhr man durch Zagreb, wo man sich über

die Einschulung im Architekturfach erkundigen konnte. Problemlos durfte man in den dritten Jahrgang aufgenommen werden.

In Slowenien stieg Zoltan in einem Dorf ab, unter den hohen und dicht bewaldeten Hängen der Alpen. Nur weit oben, aus dem Dunkelgrün der Fichten, hob sich ein grauer Felsenrücken heraus, und dort oben schwebten drei Segelflugzeuge. Zoltan wusste schon: Sie nützen den sanften Wind, der auch hier durch die ungewöhnlich gepflegten Gassen des Dorfes wehte. Der Flugplatz lag dicht neben den Obstgärten der Hinterhöfe, und dahinter hob sich schon hügelig der hohe Hang ab. Ein aus Holz gezimmerter Hangar stand da nebst zwei Baracken. Nachdem sich er gemeldet hat und seinen Schlafplatz zugewiesen bekam, lief er endlich zu den Flugzeugen hin. Zwei Doppeldecker-Motorflugzeuge standen da, ein etwas gedrängt aussehender Kabinensegler - dessen Schwanzstabilisatoren bloß auf einem Balken montiert waren und - einige gar ohne Kabine. Diese sahen eher wie geflügelte Leitern aus. Da herum hielten sich die nun offensichtlichen Pilotenkameraden auf. Wie sich herausstellte, lauter Slowenen und Kroaten; - werde Zoltan auch der erste Seglerpilot Montenegros sein? Mittlerweile flaute der Abendwind ab. Zuerst landete der untüchtigste Übergangsegler, dessen Stabilisatoren nur mit zwei Stäben an die Kabine befestigt waren: „Salamander“ - eine polnische Konstruktion - lernte man schon die Flugzeugtypen kennen, gleichwertig wie die jugoslawische „Čavka“, jene mit dem Balken hier nebenan. Alle liefen zum gelandeten Flugzeug hin, während der Pilot ausstieg. Zoltan schaute ihn voll Bewunderung an, obwohl der nur ein solcher Junge war wie er selbst! Jetzt lernte man, wie der träge gewordene Segler am Boden behandelt werden soll. Der Pilot ergriff das linke Flügelende und richtete die Flügel in die Horizontale, zwei Leute hoben den Schwanz ganz hoch, und so wurde unter dem Ski der Kabine ein zweirädriges Wägenchen befestigt. Dann schob man das Flugzeug, jeweils hinten an den Flügelrippen fassend, zum Hangar hin. Kaum ist man fertig geworden, befand sich auch der Trainingssegler „Jastreb“ im Landemanöver; er schwebte ganz leise summend wie eine Möwe heran, - wie schön war er! - dann klappte er aber plötzlich irgendwelche Leisten an den Flügeln auf, das Summen verstärkte sich zum Brausen, und er begann stark zu sinken. Vor der Bodenberührung zog er die Bremsen wieder ein, glitt sanft weiter, bis sein Ski im Gras säuselte und er stehen blieb, langsam auf eine Flügelseite kippend. Der dritte - der Hochleistungssegler! - hielt sich noch länger oben und kam zur Landung erst mit dem Sonnenuntergang. Er kreiste noch über den Flugplatz mit weit ausgedehnten schlanken Flügeln, sonnenbestrahlt und gleißend weiß, als man da unten schon schattenüberflutet war. Es ist die deutsche „Weihe“ – Zoltan dachte, ob er dieses Wunder je werde fliegen

dürfen?! Bevor es dunkel wurde, schob man alle Flugzeuge in den Hangar: Die beiden Doppeldecker schräg in die Ecken im Fond und die überbreite Weihe mit dem Schwanz dazwischen, dann kamen möglichst platzsparend die anderen drei Segler hinein und zuletzt durcheinander die „Vrabac“ – jene leiterartigen kurzflügeligen Schulgleiter. Zoltan fühlte sich so selig und glücklich! Noch lange konnte er nicht einschlafen.

Sehr früh wurde man aber geweckt - mit Trompetenschmettern. Und es ging ziemlich militärisch auch weiter. Gymnastik in Reih' und Glied, Bettmachen, dass es so aussieht wie eine Streichholzschachtel, zehn Minuten für Waschen und Zähneputzen, Appell, und, endlich etwas locker, das Frühstück. Und dann der Unterricht: zuerst die politische Einführung des Schulkommissars. Man ist hier nicht zu Vergnügung da, Fliegen ist eine teure Sache, früher nur ein Privileg der reichen Bourgeoisie, die Partei macht es aber jedem Würdigen möglich. Und zwar als eine Erziehungsmaßnahme zu volksbezogener Technik und, insbesondere, eine Vorbereitung für künftige Verteidiger des jugoslawischen Himmels. Daher: Jeder Flug, der gemacht wird, geschieht im Auftrage des Volkes, ein Jeder soll ihn pflichtbewusst ausführen, und nach der Rückkehr sich in Habacht dem Lehrer melden, um die Kritik der Aufgabenerfüllung anzuhören. So, erst dann ging es zu Sache: Die Anfänger wurden in zwei Lehrgruppen aufgeteilt, eine bestand aus Mädchen und wurde nur mit Jungen ergänzt. Zoltan gehörte - erfreulicherweise! - zu dieser Gruppe. Und nun folgte der theoretische Unterricht, für Zoltan eigentlich kaum was Neues. Durch das Fenster schaute er dem Betrieb am Flugplatz zu. Die Fortgeschrittenen hatten den Hangar schon entleert und einige Flugzeuge zum Start geschoben, auch ein Doppeldecker rollte dorthin. Der startete immer wieder mit dem Salamander und Jastreb im Schlepptau, während zwei Vrabac die Pausen für steile Aufstiege mit der Winde nützten. Jene im Aeroschlepp flogen für die „C“-Qualifizierung, diejenigen mit Vrabac für „B“, während für die Anfänger, jetzt hier im Lehrraum, erst noch die „A“-Abzeichnung bevor stand. Gegen Mittag, als die Aufwinde intensiv geworden waren, blieben nur wenige „C“-Kandidaten und die alten Hasen am Start. Nun konnten die Anfänger alle Vrabacs in Anspruch nehmen - zu Balance-Übungen. Ordentlich auf dem offenen Sitz angeschnallt - der nächste Übende half dabei - schwenkte man einen in alle Richtungen herum, und man sollte mit Steuerkommandos Gegenbewegungen parieren. Um so die Reflexe zu entwickeln und auch den instinktiven Blick auf die eigenen Steuerbewegungen abzugewöhnen: Immer nach vorn schauen und bei Fernblick die eigene Lage im Raume verspüren. Erst dann ging es zum fingierten Start über. Der Schwanz war an einen Pflock mit Hebel fixiert worden, vorn hakte man zwei Gummistricke ein und zog sie in „V“-

Richtungen an. Auf das Kommando des Lehrers, der den Flügel hielt, rannten alle los, die Stricke spannend, aber nur so weit, dass der Vrabac nicht abhob: Auf ein erneutes Kommando ließ der Kamerad, dahinter, den Hebel frei: Der Vrabac schleuderte nach vorn über das Gras rutschend. Die Kunst war, die Flügel in der Horizontalen und die Richtung zu halten. Allmählich ließ der Lehrer die Gummis immer mehr spannen, so dass der Vrabac schon kleine Sprünge in die Luft machte. Als er dann ankündigte: Morgen geht's vom Hang ab, um von dort richtig fliegen zu beginnen, war das das aufregendste Gesprächsthema beim Abendessen. Für diesen Start schob man den Vrabac zu einer Wiese vor dem Hang, wo die Pflöcke mehrstufig bis etwa haushoch eingerammt waren. Selbstverständlich hat man am niedrigsten Pflock begonnen. Ein Mädchen war die erste am Start, gemäß Alphabetsfolge des Namens. Als sie losschleuderte, kreischte sie plötzlich auf... Sobald der Vrabac zurückgeschoben wurde, ordnete der Lehrer alle in Reih' und Glied. Das Verhalten des Mädchens war nicht nur eine Beleidigung der Pilotenehre, sondern ein Zeichen ihrer Unsicherheit, - belehrte er - entsprechend ist das ein Zeichen der Unentschiedenheit. Und das ist das Todesurteil für einen Piloten! Lieber Fehler machen. Mit Vernunft kann man nie so irren, wie wenn man unentschieden in eine Katastrophe fliegt.

Das „A“ wurde dann geschafft, vom obersten Pflock, mit einem etwa 100 Meter langen Flug und mit einem Drehmanöver von 45 Grad Richtungswechsel. Nach dem erfolgreichen Flug ist man nun zu Piloten promoviert worden: der Lehrer trat je Einen sanft in den Hinter. Die Mädchen blieben von diesem Pilotenbrauch allerdings verschont. Jetzt war die „B“ Leistung zu schaffen, mit Windestart: stufenweise immer höher, und endlich auch ganz hinauf - an die 200 Meter hoch! Der Aufstieg war immer ein Nervenkitzel, schon als sich der Seil langsam spannte. Zoltan gab das Zeichen, dass er bereit ist, das wurde mit der Fahne der entfernten Winde weitergegeben, dann sauste er los, zog den Steuerknüppel bis an den Bauchnabel, der Vrabac bäumte sich auf, die Drahtspäne und die Streben schwirrten laut, und er stieg, den Knüppel allmählich nachlassend, fast über die Winde hinauf. Dort klinkte er das Seil ab und stabilisierte den Flug zu einem ausgeglichenen Luftzug und leisem Huschen. Jetzt musste die Flugaufgabe erfüllt werden: Drehungen bis zum vollen Kreis, und das Rückflugmanöver bis zur Landung am Start. Das schönste war der lange Rückflug, am Hang vorbei neben dem Fichtenwald, oder über die Obstgärten und Häuser hinweg, wo die Leute manchmal zu ihn hinaufschauten, alles konnte man sehen, sogar zwischen den Beinen herunter. Man flog schon richtig! - die Flügel des Vrabac wuchsen fast aus den Schultern heraus. Für die letzten drei Flüge durfte man dann in der Kabine von Čavka sitzen, den

Fallschirm am Rücken und ein richtiges Instrumentenbrett vor der Nase: Höhenmesser, Geschwindigkeitsmesser, Variometer. Die Čavka erreichte eine größere Höhe und glitt besser, man hat das tatsächliche Pilotieren nun auch erlebt. Zoltan hat sich das „B“-Abzeichen - zwei Möwen in Blau - mit vollem Stolz angehängt.

Sehr schön war auch die warme Freundschaft mit einem Mädchen: Sie war schlank mit markantem, etwas eckigem Gesicht, interessant mit dunklen Haaren umrahmt, sie hatte eine wie Samt tieflautende Stimme, und sie war sportlich munter, wie übrigens da alle. Mit ihren zwei Freundinnen reiste Zoltan zusammen bis Zagreb, und sie tauschten dort die Adressen aus. Vielleicht trifft man sich noch, wenn Zoltan in Zagreb zur Schule kommt. Die Mädchen stiegen hier nach Sisak um, unweit von Zagreb, Zoltan fuhr demnächst nach Zelenika weiter. Und er schickte von dort dem Mädchen mit der samtenen Stimme die schöne alte Ansichtskarte des Hotels. Der Vater fragte ihn dann einmal, warum er nach Zagreb zur Schule will. Wegen einer Frau? Zoltan verneinte es, dort wolle er Architektur lernen. Dann legte der Vater ihm eine Sammlung von alten Zeitschriften der angewandten Kunst vor, die er während seiner Jugend aus Budapest bezog: Zoltan sollte sich die damals veröffentlichten Architekturzeichnungen anschauen. Und – das war die reinste Faszination! Tagelang konnte er sich von diesen Blättern nicht trennen. Mit einer einfachen, sozusagen minimalistischen Grafik aus dicken, schwarzen Linien waren wahre Wunder der kleinen Architektur dargestellt - meist einfache und doch formenreiche Familienhäuser, eine Kirche und eine Schule, aber auch Pavillons für einen Zoo. Die ausgeklügelten Grundrisse formten plastisch die Fassaden und bestimmten die verspielten Dachformen; alles mit einfachen Materialien, fast ohne Dekor geplant - allerdings waren die Innenräume mit geschnitztem Holz und gestickten Textilien dargestellt. Und alles absichtlich und unverkennbar ungarisch, auch schriftlich bezeichnend: die Ehrlichkeit des Bauens vom Volk gelernt, aber nicht kopiert, sondern gemäß modernen Ansprüchen neugestaltet. Der Name des Architekten blieb Zoltan für immer eingeprägt: einfach - Kós.

Von dem Mädchen mit der Samtstimme kam keine Antwort. Man tauchte aber wieder in den Schulunterricht ein - die vielen Planzeichnungen machten Spaß, beanspruchten aber auch viel Zeit - daneben hatte Zoltan im Zagreber Aeroklub einen Flugmodellkurs angeführt und, so oft wie möglich - es war Winter geworden - am Flugplatz mal auch geflogen. Die Baugeschichte hatte ihn aber ganz in Bann gezogen. Wie sich das alles seit der Antike zusammenfügte! Und erst seit dem 19. Jahrhundert: Da war selbst der Lehrer leidenschaftlich geworden, und Zoltan wähnte -

ihm öffnen sich die Augen. Diese lächerliche Nachahmung von historischen Stilen, mit gefälschten Putztorten an den Fassaden - hier in der Stadt schon schändlich abgewetzt. Kein Wunder, dass sich Protest dagegen rührte: In Wien schrie es der Architekt Loos aus - Ornament ist Verbrechen! Ein Primitivismus, vergleichbar mit Tätowierungen an Körpern von rückständigen Menschen. Harte Worte, Zoltan musste Kröten schlucken, die Ornamentierungen des Vaters waren doch gefällig. Es kam ihm die Erinnerung an das „Bata“ Geschäft in Herceg- Novi: Er war noch ein kleines Kind gewesen, als dort ein alter Natursteinbau abgebrochen wurde und ein weißer, an der Ecke abgerundeter Neubau mit großen Schaufenstern und ohne sichtbarem Dach erstellt wurde. Das langgestreckte Eckhaus stand merkwürdig artfremd zwischen den anderen Steinbauten am Marktplatz, die gehörig mit Jalousien versehen und mit Ziegeldächern bedeckt waren. Allenfalls verstand man jetzt aus den Vorträgen des Lehrers: Mit alten Formen sind moderne Bauprogramme nicht zu bewältigen, darüber hinaus auch neue Konstruktionen - vor allem der Stahlbeton - werfen solche Gestaltungsmöglichkeiten auf, die die historischen Bauformen überholt machen. Der Schweizer-Franzose Le Corbusier arbeitete die Ästhetik des Stahlbetons aus - zu einer minimalisierten aber ehrlichen Formkultur - nachdem er durch Mazedonien gereist war und dort die Volksarchitektur studiert hatte. Plötzlich knirschte es wieder in Zoltans Kopf: Dasselbe tat doch Kós in Siebenbürgen, vor Le Corbusier, nur mit dem Stahlbeton war es damals noch nicht so weit gewesen. Er versuchte, seine wirren Gedanken in einem Aufsatz zu ordnen und übergab das dem Lehrer, zur Meinung. Beim nächsten Mal sagte der Lehrer: „Du sollst noch viel lernen“. Gemäß dem Lehrprogramm gab er aber Zoltan die höchste Note.

Sonst war er der Vorsprecher seiner Klasse, das hatte man so durchgesetzt, weil er das einzige SKOJ-Mitglied in dieser Klasse war. Die Zelle der Jungkommunisten umfasste viele andere Klassen. Zoltan wunderte sich, dass sie hier so wenige waren. In Montenegro sah das anders aus. Allenfalls bemühte er sich, den Beeinflussungsaufgaben in seinem Klassenzimmer zu entsprechen. Es gab Anpassungsprobleme, weil plötzlich kund geworden war, dass die Drittklässler auch Abiturienten geworden waren. Das Unterrichtsprogramm war gekürzt und zusammengepfertcht worden, weil Jugoslawien sie für den Wiederaufbau dringend nötig hatte. Eines Tages war Zoltan dann zur Parteisitzung eingeladen worden. Ihm, und noch einigen anwesenden SKOJ-Jungen wurde unerwartet eröffnet, dass sie ab sofort Parteimitglieder werden können. Und man begann sie zu loben: Zoltan selbst ist der Musterschüler in seiner Klasse, politisch erfolgreich

engagiert, darüber hinaus auch im Aeroklub ein angesehener Aktivist. Es gab keine Einwände - von Zoltan auch nicht; das war doch eine hohe Auszeichnung, - und an diesem Abend ging er heim ins Internat als Mitglied der Kommunistischen Partei Jugoslawiens! Doch war diese neue Mitgliedschaft allzu lästig, man musste jede Woche auch noch an langwierigen Sitzungen teilnehmen, wo stets „Materialien“ studiert wurden. Oft kam das Wort „Informbüro“ zur Erwähnung: irgendein langweiliger kommunistischer Gipfel im Ausland. Plötzlich schlug aber dieser Begriff wie eine Bombe ein! Man hatte dort Jugoslawien auf die Hörner genommen als einen ideologischen Abweichler - Tito sollte an allem Schuld gewesen sein. In den Zeitungen war alles wörtlich wiedergegeben worden, mit vielen Marx- und Leninzitaten gespickt. All das musste von der Parteimitgliedschaft gelesen und durchdiskutiert werden. Wo man sonst so viel zu tun hatte. Also – entschied sich Zoltan - Tito soll von ihm aus Recht haben. Und wie gut sich er da entschieden hatte! Es kam ein besorgter Brief von der Mutter: Zelenika stand auf dem Kopf. Jovo Vuksanović - Zoltans freundlicher Gönner dort - riss Titos Bild von der Wand und trat es zu Boden: „Verräter“ schrie er! Gleich wurde er verhaftet und war seitdem verschwunden, mit mehreren anderen, die sich ähnlich exponiert hatten. Zoltan erinnerte sich nun, wie Vuksanović entseelt eine in der Sowjetunion auszubildende Jugendgruppe aus Zelenika verabschiedete: „Sie fahren nach der Sowjetunion... Nach der Sowjetunion fahren sie!“ hauchte er vor sich, dem abfahrenden Zug nachschauend. Mittlerweile hat man hierzulande Stalin offen geschmäht und mit widerlichen Karikaturen verhöhnt. Wo er vor wenigen Monaten noch vergöttert war! Es dämmerte allmählich: Die Partei hatte hier neue Mitgliedern aufgefischt, um jenen alten Parteimenschen zu parieren, die eine solche Wende nicht, oder kaum, schlucken konnten. So eine Figur ist Zoltan also auch...

Die Mutter legte ihrem Brief auch eine Postkarte bei - aus Sisak! Die Abstempelung bezeugte, dass die Karte in Zelenika schon ankam, als Zoltan damals noch dort war. Mutter fand die Karte unter Vaters Papieren beim Aufräumen, und er sagte, dass er vergaß, die Karte auszuhändigen. Zoltan verstand es aber: Der Vater wollte verhindern, dass er mit einer Nicht-Ungarin anbändele. Der Inhalt der Karte war harmlos: Sie freute sich, dass Zoltan ihr geschrieben hatte und hoffte, dass er sich in Zagreb gut einschulen werde. Jetzt saß er aber nur da mit der Karte in der Hand, lange auf dem Internatbett - als würde aus den wenigen Zeilen wieder eine samtene Stimme leise sprechen. Es war aber vorbei. Allzu viel Zeit war seitdem vergangen, sie würde das kaum verzeihen, außerdem fand man ihre Adresse nicht mehr. Zoltan hatte nur noch die Erinnerung an sie. Bald werde er ein Zwanzigjähriger sein,

hatte aber noch nie eine Frau angerührt - er konnte ohne Verliebtheit einfach keine anmachen. Vielleicht hatte er zu wenig Gelegenheit für die Liebe gehabt - auch wenn ihm manches Mädchen sonst gefiel – bei dieser seinen Umtriebigkeit. Hier jedoch, jetzt, gab es keine.

Im Frühjahr konnte Zoltan schon etwas mit dem Salamander segeln, so war er eigentlich bereits ein „C“-Pilot geworden. Zur Anerkennung fehlte ihm aber noch der Flug im Aeroschlepp. Dieser Aeroklub konnte das nicht bieten, in aller Munde war aber das Bundesflugzentrum in Vršac; - dort war alles möglich. Mit dem Diplom des Architektur-Technikers im Gepäck, brach Zoltan also auf. Vršac sieht aus wie ein großes Dorf. Die ländliche Stadt liegt etwas nördlich von Belgrad, an der rumänischen Grenze. Mit einem großen Vorteil für das Segelfliegen: Im Gegensatz zum breiten Flachland drum herum, reichen hier die letzten Ausläufer der Karpaten bis zum Stadtrand hin. Bei Nordwind ist diese Berglandschaft voll besegelbar, und so ist auch der Flugplatz angeordnet: vor dem Nordhang, mit dem Blick zu einem unverwechselbaren Burgturm, der die flache Stadt noch immer von oben zu beherrschen scheint. Hier waren zwei geduckte Holzhangars, von Baracken umfasst, und dort bekam Zoltan jetzt seine Schlafstätte. Allerdings vor den Hangars mit einem riesig ausgebreiteten Flugpark - kaum zu erdenken, dass das alles dort hineinpasst. Nach dem Unterricht über die wenigen Griffe im Schleppflug war alles leicht zu bewältigen, auch im unruhigen Termikwetter anschließend beim Segeln über die breite Gegend. Nunmehr mit dem Trainingssegler Jastreb. Allerdings: Es war verboten, sich der Staatsgrenze zu nähern - bei Verlust des Pilotenscheins. Das ebenfalls kommunistische Rumänien war ein Feindesland geworden. Eine arglose Notlandung dort hatte schon den Verlust des Flugzeugs verursacht und monatelange Anfeindungen wegen „imperialistischer Spionage“ des arglosen Piloten hervorgerufen.

Zoltan meldete sich für den Winterlehrgang der Fluglehrer an. Der „Kommandant“ des Flugzentrums war sofort einverstanden: Er beanspruchte ihn sogleich auch als Bautechniker am Neubau seines Zentrums bis zum Beginn des Lehrgangs. Dafür bekomme er volle Verpflegung, nebst dem üblichen Taschengeld, und Gelegenheit für Flüge zu silbernen „C“-Leistungen. So stand Zoltan vor seiner ersten Berufsaufgabe: An der Straße am Fuße des Berges, schon in der Stadtnähe, waren zwei feste Bauten für Unterkünfte und auch Werkstätten in Angriff genommen worden. Er wurde dort als Oberbauleiter eingesetzt. Keine schöne Arbeit: Immer mit Mangel an Baumaterial kämpfend, glich der Baufortschritt einem Schneckengang, dafür war aber immer ein Schober von Papierkram fällig. Kaum aber für

den Bau selbst, sondern für die Materialschlacht und für die auswärtigen Statistikansprüche. Zoltan war mitten in die Planwirtschaft geraten. An sich, meinte er doch, dass das eine gute Sache ist. Bei all diesen jung- und altkommunistischen Sitzungen, die über ihn ergangen waren, unterrichteten sie sich gegenseitig auch über den Sinn der sozialistischen Wirtschaftsordnung. Der Kapitalismus ist anarchisch - so lernte man es – und stolpert aus einer Wirtschaftskrise in die andere, wegen der unausgewogenen Produktionsmengen. Die Ausgewogenheit kann man aber planmäßig regulieren, so vermeidet man Krisen. Schön! Es gefiel nur nicht, dass man für diese Ausgewogenheit über stumpfen Zahlenkolonnen und vergeblichen Berichten brüten musste, während die Bauarbeit stockte, weil dies und jenes stets fehlte. Und dass man, als sinnbewusster Kommunist, für diese Zustände noch Rechtfertigungen vorschieben sollte, - dass die jugoslawische Wirtschaft von äußeren und inneren Feinden sabotiert ist, aber die weise Führung alles schon richten wird. Und zwar während man für die versprochenen Flüge stets betteln musste, weil man eben außerhalb der planmäßig vorgezeichneten Leistungen stand.

Als dann der längst erwartete Nordwind kam - und die erste Voraussetzung für das silberne „C“ fällig geworden war - schmiss Zoltan den Papierkram hin. Während er über Stock und Stein zum Flugplatz eilte, kochte dort schon der Flugbetrieb; nacheinander zogen die geschleppten Segler über seinen Kopf hinweg und schwärmten schon über den Berghang. Als er ankam, gab es kein Flugzeug mehr für ihn. Der Flugleiter erbarmte sich jedoch: „Schau, im Fond des Hangars liegt noch der Galeb - wenn du ihn willst“. Das war ein missratener Prototyp - nun wollte ihn Zoltan. So begann er auch seine Bahnen am Berghang zu ziehen. Alle waren da, über und unter, vorn und hinten, neben ihm und in die Gegenrichtung huschend. Bei jeder Drehung, an den Enden des Hanges, musste man höllisch aufpassen, dass es nicht zur Kollision kommt. Um diesem Gedränge zu entgehen - aber auch Abwechslung suchend – riskierte man mal den Sprung durch den Abwind eines Tales zu einem höheren Berg hin. Nach der verlorenen Höhe flog Zoltan dort an den Baumkronen des Hanges vorbei, wieder hin und her, während der Berg neben ihm sichtlich herunter sank, bis man dann fast allein oben im freien Himmel schwebte. Die Aufgabe war, 5 Stunden in der Luft auszuharren. Ermüdend war das schon, und wenn man sich dort ganz oben absonderte, konnte man mal in aller Ruhe herumschauen: zum Silberstreifen der Donau im Süden oder zu den Streudörfern weit in Rumänien. Bei einer solchen Träumerei erlebte Zoltan plötzlich die - Schwerelosigkeit. Wohl hatte er auf die Geschwindigkeit nicht aufgepasst, dem Galeb riss die Luftströmung an den Flügeln ab, und er

stürzte plötzlich herunter. Zoltan war barfuß, seine Sandalen nebenan in der Kabine, und sie begannen durch die Kabine zu schweben. Ihn selbst hielten auch nur die Gurte in der offenen Kabine. Während er mit der linken Hand nach seinen Schuhen griff, - dass sie nicht herausschwimmen! – schob er mit der Rechten, wie es sich gehört, den Knüppel voran.

Im Spätherbst begann der Lehrgang für die Fluglehrer. Kandidaten kamen aus ganz Jugoslawien, aus Montenegro war Zoltan wieder ganz allein da. Nach einem Routinetraining wurden sie auf die Hochleistungssegler gelassen. Zoltan flog nun die Weihe! Dann verließ man die winterlich untauglichen Baracken des Flugplatzes und bezog ein größeres Bürgerhaus als Internat, und für das Schulgebäude ein altes Hotel. Dort war auch die Verwaltung und die Mensa. Im ehemaligen Restaurant hatte man allerdings die Werkstatt untergebracht. So begann der Unterricht. Schön war, dass alle maßgeschneiderte fesche Uniformen bekommen hatten, damit jeder in der Stadt wüsste, - besonders die Mädchen! - wer man ist. Und alle stolzierten ja auch jeden Abend auf dem Korso. Die halbe Stadt wälzte sich dort hin und her, stundenlang, um sehen und gesehen zu werden. Um zu sehen, ging Zoltan unerlässlich auf den Korso - weil er verliebt war! Das Mädchen bemerkte er noch am Flugplatz: Sie balancierte auf dem Vrabac, umgeben mit anderen Aeroklub-Mitgliedern. Es war wieder das außergewöhnliche Gesicht, was anzog: Sie sah sanft aus, auch in ihrer ganzen Erscheinung, aber mit eigenartig gestalteten Augen, als hätte sie eine Mongolenfalte über dem Oberlid. Auch ihre Lippen, etwas breit, schienen immer zu lächeln, mit feinen Lachfalten an den Wangen. Der um das Kinn geschnallte Schutzhelm betonte noch all das. Zoltan lungerte schon damals möglichst oft dort herum, um sie zu sehen. Jetzt, auf dem Korso, fiel sie schon von weitem in der spazierenden Menge mit ihrem weißen Mantel auf, und so steuerte er immer wieder auf sie zu.

Zur Silvesternacht richtete man die Werkstatt zum Ballsaal um. Und sie kam! - mit einer Freundin. Zoltan drängte noch immer nicht, forderte sie zum Tanz erst nach Mitternacht auf - dann ließ er aber nicht mehr locker. Natürlich stellten sie sich mit Namen vor - Iren Rozsa hieß sie - ein ungarischer Name. Ungarisch sprechen konnte sie aber nicht. Als die Freundinnen aufbrechen wollten, - draußen begann es zu schneien, die Straßen waren schlecht beleuchtet und die Freundin hatte einen weiten Weg - bot sich Zoltan zur Begleitung an. Als dann die Freundin verabschiedet war, durfte er Iren ganz allein zurück begleiten, sie wohnte viel näher. Sie unterhielten sich verlegen, doch unten einer fahlen Laterne wagte er das Kompliment: Schön sieht sie aus, mit den

blitzenden Schneeflocken über den Augenbrauen. Beim Abschied bat er sie um ein neues Treffen. Sie sagte zu: beim Ball im Sindikatenheim. Zoltan kramte eine Orange aus dem Weihnachtspaket seiner Mutter aus und ging mit diesem Geschenk zur Vereinbarung. Es war ein Volltreffer! Seit den vielen Kriege- und Nachkriegsjahren hatte niemand noch in Vršac eine Orange gesehen. Nochmals durfte man sie nach Hause begleiten. Die weiße Nacht war jetzt funkelnd sternenklar, und Zoltan zeigte ihr - fast Wange an Wange - wie man den Nordstern am Himmel findet. Beim nächsten Mal auf dem Korso spazierten sie schon selbstverständlich zusammen, und er begleitete sie abermals heim. Dort drehte sie sich zu ihm, um Abschied zu nehmen; er zog sie aber an sich, sie schien sich zuerst mit Fäusten gegen seine Brust zu wehren, aber sofort ließ sie nach. Und ließ sich auch küssen. Seitdem spazierten sie nur noch händchenhaltend zusammen, - zu den dunklen Bänken im Park - auch regelmäßig zum Tanz im Sindikatenheim und, im gleichem Saal, ins Kino: Doris Day - Esther Williams - und auch süße deutsche Filme „Kauf mir einen bunten Luftballon“...

So schön hätte man es auch gehabt. Es war ja auch versprochen, sobald man den Sozialismus aufgebaut hat: Iren an ihrem Buchhalterisch und Zoltan - nachdem er seinen Lehrgang absolviert hatte - als Schulleiter des Aeroklubs von Vršac. Und wieder als Oberbauleiter am neuen Zentrumsbau, mit halbe-halbe Gehalt. Tatsächlich, so schien es, war irgend etwas besser geworden: weniger Papierkram und zügiger Bau. Beide Unterakunftsgebäude konnten fertiggestellt werden, dazu sogar der Neubau der Mensa. Für seine Flugschule bekam Zoltan zwei ausgemusterte und wieder aufgepöppelte deutsche SG-Schulgleiter, - einer fiel aber wieder aus bei der ersten harten Landung, wegen Holmbruchs - und eine öfter havarierende Winde. Und kaum Treibstoff für sie. Mit Irens Hilfe trommelte man in der Ortschaft einen „A“-Kurs zusammen. Wenn die Winde mal wieder betriebsfähig war, trottete man zu Fuß oder - wer hatte - per Fahrrad zum Flugplatz hinaus und nahm den „Flugbetrieb“ auf: über das Gras rutschend, allmählich kleine Sprünge machend und, immer höher, zu kleinen Flügen hin. Mit Iren gab es stets ein Problem: Sie flog immer mit minimaler Geschwindigkeit und instabil, bei der Gefahr, dass die Strömung von der Tragfläche abreißt und sie abstürzt. Bei geringer Höhe lebensgefährlich! Zoltan bläute ihr vor jedem Start ein: Knüppel vor, Geschwindigkeit um die Ohren sausen lassen. Und wieder nichts. Endlich ging er weit voran, um zu sehen, was sie denn macht? Und sie flog: den Schwanz hängend, aber mit dem weit vorgestreckten Knüppel. Sie war zu leicht! Nun es war klar: wenn ein Modellflugzeug so flog, legte man mehr Blei in den Schnabel. Zoltan ordnete Iren an, - sie wog nur 49

Kilo! – nächstes Mal mit einem leeren Kissenbezug herzukommen. Den füllte man mit Sand auf und legte ihn unter ihren schönen Po. Jetzt flog Iren einwandfrei. Zoltan führte sie so zu „B“-Leistungen und ließ sie auch noch mit einer geliehenen Čavka fliegen.

Er selbst lag allerdings mit der Fliegerei ziemlich daneben: Es blieben Fluggelegenheiten fast nur mit dem eigenen Schulgleiter übrig. Die Baustellenarbeit begeisterte ja auch nicht - wie gern würde man nur planen! Als Zoltan im Herbst zum Militärdienst musste, tat ihm eigentlich nur der Abschied von Iren Leid. Andersherum, hoffte er, jetzt wird doch wahrgenommen, dass er zur Verteidigung des jugoslawischen Himmels gut ausgebildet ist. Nichts davon: Man schickte ihn in eine Unteroffiziersschule der Ingenieurerie. Um Minen legen zu lernen! Zoltan zeigte seine versehrte Hand vor und wurde unverzüglich entlassen, als untauglich für den Militärdienst. In den armseligen Aeroklub wollte er jetzt nicht mehr zurück. Zufällig las er eine Anzeige: Das Jugoslawische Drama-Theater in Belgrad suchte einen Assistenten an die Seite des technischen Direktors. Zoltan bewarb sich und wurde konkurrenzlos aufgenommen. Sein Chef, der Architekt Potočnjak, war aus dem Theater von Zagreb herkommandiert worden, um das neuerstellte repräsentativste Bundestheater zu betreuen. An sich: Zoltan ist hier in die besten Hände in der besten Anstalt geraten! Hier lernte er nicht nur die Bühnentechnik kennen, sondern, in Zusammenarbeit mit Szenographen - namhaften Künstlern - die technische Ausführung der Szenedkors. Und überhaupt: Hier hat er begriffen, wie lückenhaft seine allgemeine Bildung ist. Oder auch, wie steril seine Parteimitgliedschaft ist. Die brilliantesten Schauspieler sind natürlich auch parteiverpflichtet gewesen, sie saßen aber sichtlich gelangweilt in den haarspaltenden Pflichtsitzungen - wie Zoltan auch. Diejenigen Schauspieler wiederum, die viel zu sagen hatten, waren die grausten auf der Bühne. Herr Potočnjak war kein Parteimitglied und bis unter die Haut ein Zagreber, dem gelegentlich auch die Mundart von den Lippen kam. Er bemühte sich überhaupt nicht, Wurzeln in Belgrad zu schlagen, schlief einfach auf einem Sofa im Büro und reiste jedes Wochenende heim. Übrigens tat Zoltan das auch so nach Vršac, zu Iren. Dort hatte er schon um ihre Hand angehalten und war in die Familie aufgenommen worden.



Banat, die Ecke zwischen Theiß und Donau, war als Teil Ungarns von den Türken zuletzt befreit, und anfangs des 18. Jahrhunderts ist noch eine völlig entvölkerte Ödnis gewesen. Eiligst hatte man serbische Wehrbauern angesiedelt, zur Sicherung der neuen Monarchiegrenze.

Dann kamen die deutschen Kolonisten, angeworben meist in den Habsburger-Provinzen Süddeutschlands: - einfach die „Schwaben“. Allmählich sickerten auch Ungarn, Rumänen und auch Slowaken ein - überall jeweils eigene Dörfer bildend und, unvermeidlich, erschienen die Zigeuner an den Dorfrändern. Werschetz - ungarisch Versec - ist daher ziemlich differenziert: Da war die „Serbische Seite“ und die „Deutsche Seite“, nebst „Hodály“, wo die Ungarn siedelten, meist Tagelöhner; und dann die „Tschukurmala“ - das Zigeunerghetto. Die deutsch orientierten Juden waren unauffällig, die wenigen Rumänen bauten sich aber eine schöne Kirche und hatten ein eigenes Theater. Slowaken gab es nur vereinzelt. So ein Winzermeister - die Werschetzer Weinberge waren hier die wirtschaftliche Grundlage - verschmolz durch seine Heirat mit dem Deutschtum. Sein Sohn wiederum begann sich zum Ungartum zu bekennen: Als einem Staatsbediensteten bei der Bahn war für ihn dieser Kompromiss vorteilhaft, er änderte seinen slowakischen Namen zu Rozsa. Allerdings sprach er mit seiner schwäbischen, schrift- und sprachunkundigen Frau auch weiterhin deutsch. So fühlten sich die Kinder - Sohn und Tochter - eher als Deutsche, jedoch, in der Schule lernten sie ungarisch, und spielend auch serbisch, rumänisch und etwas Roma. Als Werschetz zu Jugoslawien geschlagen wurde, war die ungarische Zuordnung zwecklos geworden. Sie lebten ja in der Serbischen Seite, in einem aus Erde gestampften alten Häuschen pannonischer Bauart, mit Garten und Ställen für Schweine und Kleinvieh - gebaut vielleicht noch zur Kolonisationszeit. Der junge Sohn - ihm gebührte jetzt die slawische Schreibweise des Namens - Jovan Roža, erlernte das Handwerk des Drehermeisters, heiratete die gelernte Näherin Maria Kirsch (sie sprach nur gebrochen ungarisch und serbisch) und - fand Arbeit über der Donau, im alten Serbien.

Kragujevac war die Waffenschmiede Jugoslawiens, Irens Vater schaffte es dort bald zum Vorarbeiter und erwarb bereits ein kleines Haus in der Arbeitersiedlung für seine vierköpfige Familie, Iren hatte schon einen kleinen Bruder. Jani - so sprach man den Vater in der Familie doch ungarisch an - war bereits als Lehrling ein Roter geworden. Und ein Aktivist in der fast ausschließlich deutsch belegten Werschetzer Gewerkschaft. Die nannte man „Dinnhosaten“, weil sie selbstbewusst auch alltags feine dünne Hosen trugen; im Gegensatz zu den „Tschogler“-Bauern, die ihre schwarze Tracht nur freitags anlegten und wie schallende Krähen um die Kirche schwärmten. In Kragujevac benahm sich Jani kaum anders als daheim - gerade in jener serbischen Hochburg der sozialistischen Idee. Und zwar auch als bekennender Antifaschist. Wegen des Hitler-Stalin Paktes tobte er: Wenn jetzt eine Pistole zur Hand wäre, würde er sich auf der Stelle erschießen. Seine

Frau war erzürnt: Ihm war wohl nur das wichtig, und nicht die Familie! Als dann aber Belgrad bombardiert wurde, breitete sich die große Furcht aus: Das nächste Ziel deutscher Bomber ist gewiss Kragujevac. Jani fand die Möglichkeit, seine Familie weit weg unterzubringen. Eine vereinsamte serbische Bauernfamilie fürchtete sich auch: Wenn die Deutschen kommen, metzeln sie ganz Serbien nieder. Gut dass jemand im Hause deutsch spricht, vielleicht werden sie so verschont bleiben.

Auf dem einsamen Hofe lebte man beschaulich, der Frühling war im Kommen, Iren spielte mit Küken und tätschelte die neugeborenen Lämmer in der warmen Stube, wo die Jungtiere zusammen mit den Menschen gehalten wurden. Das Haus bot gerade ein Dach über den Kopf, nicht einmal ein Plumpsklo war vorhanden, man ging einfach „hinaus“, zum nahen Bach hin. Drüben, hinter hohen Büschen, verlief die Straße. Iren hörte dort die Fahrzeuge und, als sie näher kam, auch die gelegentlichen Zurufe - auf deutsch! Das Herz schlug ihr bis zum Hals, sie machte zitternd das Geschäft, lief zurück und, mit dem Atem kämpfend, tat sie kund: „Deutsche... die Deutschen... sind schon da!“. Die Hausfrau begann ihre Haare zu raufen: Sie haben das Mädchen gesehen, jetzt brechen die Deutschen hier ein! Doch einige Tage geschah gar nichts, dann kam Jani mit der Nachricht: Jugoslawien existiert nicht mehr, die Deutschen sind in Kragujevac, sonst passierte nichts. Und er holte seine Familie. Als aber die Demontage von Fabrikanlagen begann, verhökerte er sein Häusle und begab sich zurück nach Werschetz. Kaum angekommen, hörte man, dass die Deutschen in Kragujevac wegen einer Vergeltung das dortige Gymnasium razziamäßig leerten und alle Kinder samt Lehrer vor die Maschinengewehre trieben.

Die Wehrmacht fiel nach Jugoslawien auch aus Rumänien ein, hier geradeaus nach Werschetz, und sie wurde dort jubelnd begrüßt! Der Werschetzer Sep Janko war einer der prominentesten Volksdeutsch-Vertreter: Zusammen mit dem Militär und serbischen Beamten vollzog er in Belgrad die Übergabe der Verwaltung an die Banater Deutschen. Damit ist Banat etwa ein deutscher Gau mit Führerprinzip geworden: Gerichte, Schulen, Deutsche Jugend, Arbeitsdienst, Frauenschaft - alles - auch die Deutsche Mannschaft, und zwar als Ort der Anwerbung für die SS-Division „Prinz Eugen“. Zu Hitlers Geburtstag hat man alle „befreiten Volksgenossen“ für den feierlichen Aufmarsch angehalten. Allerdings, bei den durchschnittlichen Werschetzern bereits mit dumpfen Gefühlen: Viele Familienmitglieder mussten, in deutscher Uniform, in den Balkangebirgen schon gegen die Partisanen kämpfen. Bei dem Umriegelungsversuch des Durmitor-Massivs in Montenegro fielen bereits

einige. Zudem waren die nichtdeutschen Militärpflichtigen zusammengetrieben und in die Kriegsgefangenenlager nach Deutschland verfrachtet worden, - manche guten Bekannten darunter. Und es war ganz schlimm mit den Juden, die bisher als deutsche Volksgenossen da lebten: Sie mussten sich mit einem gelben Stern kenntlich machen und unter Beschimpfungen Straßen säubern. Dann hatte man sie in die Sammellager nach Pantschova und Belgrad deportiert. Viele Frauen, auch Irens Mutter, - sie ging als Näherin in den besten Häusern ein und aus, - fuhren dorthin, um sie mit Kleidern und Lebensmitteln zu versorgen. Iren hörte, wie die Mutter, und ihrerseits die Oma, nach der Rückkehr mit dem Vater entsetzt tuschelten. Der Vater fand eine Möglichkeit, aus der Werschetzer Bildfläche überhaupt zu verschwinden - er nahm eine Arbeit in Großbetschkerek an, wo die Deutschen deutlich eine Minderheit waren, und er selbst unbekannt bleiben konnte. Mit der Eisenbahn pendelnd, weilte er in Werschetz nur nachts. Und auch hier wohnten sie zur Miete im ungarischen Stadtviertel. Es gab nur eine deutsche Schule, Iren spielte mit ungarischen Kindern in der Nachbarschaft und beneidete sie, weil diese gar nicht in die Schule mussten. In Kragujevac ging sie noch gerne in die Schule, jetzt war ihr aber jeder Tag eine Bürde geworden. Und zwar weil sie von der Deutsch- und Geschichtslehrerin wegen ihres Namens wiederholt angerempelt wurde. Diese Lehrerin war eine hergekommene Reichsdeutsche gewesen; sie war einfach nicht in der Lage, Irens Nachnamen auszusprechen: „Roscha“, glitt es flach über ihre Zunge, statt zwischen den Zähnen das „zs“- oder „ž“-Vibrato hervorzubringen. Die Göre sollte es daheim fertig bringen, dass man sich richtig „Rose“ nennt, oder sonst irgendwie ordentlich deutsch. Irens Vater machte nur eine obszöne Geste, und Iren schluckte dann nur noch die Anrempelungen. Der Mathematik- und Geometrieunterricht war zwar erträglich, die Geographie schon langweilig, - Deutschland und die Afrikakolonien, - der Deutschunterricht aber war lästig wegen der gotischen Schrift. Iren fürchtete sich vor dieser Frau, ihre Schwärmereien über Altgermanen - die allen Völkern der Welt überlegen gewesen seien - und die Tiraden über Hitler, Göring, Goebbels, wirkten grotesk, als schon jedes Kind wusste, dass Gefahr vom Osten droht, und dass man nicht mehr weiß, was die nahe Zukunft bringt. Auf einmal wurden alle Kinder aufgefordert zu packen und sich am Bahnhof einzufinden. Sie würden mit den Lehrern nach Deutschland in Sicherheit gebracht, bis die Gefahr vom Osten gebannt sei. Irens Eltern wollten sich da nicht überreden lassen.

Der Zug fuhr ab, voll mit verstörten Kindern - schon unter nahen Schießereien. Der Bevölkerung wurde angeordnet in ihren Häusern zu

bleiben und die Tore schließen. Am nächsten Tag hämmerte jemand am Gartentor des Hauses. Wer könnte denn das sein - vielleicht schon die Russen? Zögernd öffnete man, eine Handvoll deutscher Soldaten stand da: zerlumpt, schmutzig, Angst in den Gesichtern. Sie kamen über Stock und Stein, durch die Zäune von Hinterhöfen, jetzt stürzten sie wortlos durch das Haus und verschwanden über die Straße. Wenige Stunden später erschienen die Russen - noch elender als diese versprengten Deutschen: nicht zerlumpt sondern regelrecht in Lumpen gehüllt, die Füße in Stroh gepackt, von Schmutz verkrustet; aus eingefallenen Gesichtern fieberten hungrige Augen. Sie füllten nach und nach den Hodály-Platz und erbaten inständig von den Bewohnern, die sich allmählich aus den Häusern wagten, etwas zu essen. Bald war es aber nicht mehr ratsam, auf der Straße zu erscheinen - mit sichtbarer Armbanduhr, oder für die Frauen überhaupt, - als die ordentlich mit Rubaschka uniformierten Soldaten da waren. „Dawaj tschasowj!“ hieß es mit vorgehaltener Waffe; es gab Russen, die eine ganze Sammlung von Uhren am Unterarm führten. Frauen maskierten sich wie alte Hexen, jüngere wagten sich gar nicht aus dem Haus. Iren, schon vierzehnjährig, musste erschrocken weglaufen, als eine Frau - in der Torniesche stehend - vergewaltigt wurde; ihr Geschrei hörte man noch die ganzen Straße entlang. „Dewuschka, dewuschka“ riefen die Russen durch die Straßen, klopfen an Fenster und schlugen welche auch ein. Wenn sie wussten, dass eine Begehrenswerte da war, fielen sie gruppenweise und wiederholt auch in die Häuser ein. Nicht anders randalierten sie in den Weinkellern, sie schlugen die Fässer einfach ein, tranken den so hervorquellenden Wein und badeten darin.

Die örtlichen kommunistischen Untergrundkämpfer besetzten das Rathaus und versuchten, zumindest die bekannten Antifaschisten zu verschonen: Diese durften rote Fahnen am Haus hissen - Irens Vater auch. Als dann die Partisanen ankamen, ließen sie erst einmal diejenigen „verschwinden“, die als Kollaborateure bekannt waren, - meist natürlich Deutsche, - wenn diese nicht schon geflüchtet waren. Sehr viele, und zwar nur Deutsche, verschleppten aber die Russen selbst, einfach zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion. Darunter auch Irens Tante aus dem Haus der Großeltern. Ihr Mann war gar nicht da, später hörte man, dass er Deutschland erreichen konnte, die Tante kehrte aber nie mehr zurück. Nun riefen Irens Großeltern den Sohn zu sich - der Antifaschist war jetzt daheim heiß erwünscht. Und zwar als Deckung wegen des rechtzeitig verschwundenen Schwiegersohns. Der hatte sich sofort freiwillig zur SS gemeldet und durfte in eine Reichseinheit eintreten, und zwar als Dolmetscher in Bosnien. Bei seinen Urlaubsbesuchen kam er immer vollgeladen mit Mangelware, oder er

schickte Pakete. Die Großmutter hütete all das wie ihr Augenlicht, fein säuberlich gestapelt in Schränken. Sie vergötterte noch immer ihren „tüchtigen“ Schwiegersohn, mehr als den leiblichen Sohn, der wie ein „Wanderzigeuner“ mit leeren Händen aus Serbien herkam. Der einfältigen alten Frau, - ihr Gesicht war immer mit dem Kopftuch beschattet - war es eigentlich egal, wer da in der Stadt regierte, aber, obwohl sie keine Zahl niederschreiben konnte, war in ihrem Kopf jedes Handtuch und jedes Glas registriert. Die Welt war so lange in Ordnung, mindestens, wie im Hause nichts fehlte. Aber gerade das war jetzt gefährdet. Aus dem Rathaus verlangte man nach dem Vermögen der internierten Tochter. Irens Vater versuchte, seine sture Mutter zu überzeugen, dass von dem im Hause aufgestauten Beutegut etwas abzugeben sei. Vergeblich. Irens milder Großvater hatte bei all dem nie etwas zu sagen gehabt. Mit aller Härte erreichte man nur, dass eine Anzahl von Fotos mit SS-Untaten in Bosnien verbrannt wurden. Einmal riss dann die ohnehin dünne Geduld der Behörden. Die ganze Familie wurde abgeführt und in ein Zimmer des Rathauses gesperrt. Ein Beamter war entsetzt - das ist doch ein Irrtum! - und machte sich daran, Unterschriften für die Freilassung zu sammeln. Inzwischen durchsuchte man das Haus, und im Bett der Alten fand man weitere Fotos...

Das Lager, wo man die Werschetzer Deutschen zusammenführte, war ein geschlossener Block von Einzelhäusern in der Deutschen Seite. In den jeweiligen Zimmern gab es nur Stroh und einen Ofen; zehn Menschen waren da eingepfercht, die Männer getrennt von Frauen mit Kindern. In den gemeinsamen Hof durfte man frei hinausgehen: Das waren einmal getrennte Gärten gewesen, jetzt waren alle Zäune verheizt und jeder Strauch niedergetrampelt oder aufgeessen. Zum Heizen gab es nichts, zum Essen irgendeine Suppe mit ein paar Erbsen darunter, oben schwammen die Maden aus diesen Erbsen. Und ein Stückchen Maisfladen dazu. So überwinterte man, dann wurden Arbeitskräfte in den Weingärten erforderlich. Die Arbeitsunfähigen verschickte man in ein Sonderlager nach Gakovo, Irens Großeltern auch, der Großvater überlebte das nicht mehr. Der Vater wurde als Facharbeiter in der Seidler-Fabrik, neuerlich „Metalac“ genannt, benötigt. Bisher war er schon mit bewaffneter Begleitung hin- und hergeführt worden, jetzt hatte man ihn dort einquartiert. Iren, mit ihrer Mutter und mit dem kleinen Bruder, war in eine Arbeitsbrigade eingeteilt worden und im entfernten Weinhof untergebracht. Sie hatte das Trinkwasser für die Arbeitenden heranzuschaffen, später übertrug man ihr das Hüten einiger Ziegen. Die Ziegen hatten Milch, und Iren melkte sie heimlich. Der Vater konnte aber in der Fabrik, über Freunde, einen seiner ehemaligen Lehrlinge erreichen: den höchst prominent gewordenen Kommunisten Isa

Jovanović , weit weg in Novi Sad. Der ordnete einfach an: János Rózsa soll auf der Stelle freigelassen werden. Alle erhielten neue Personalausweise: Nationalität - ungarisch!

Heimkehren in das eigene Haus konnten sie aber doch nicht - es war kolonisiert. Die neuen Bewohner - wer weiß woher, aus tiefem Serbien, Montenegro, Bosnien, Krajina - wollten nicht einmal die Haustür aufmachen, Jani und Maria kehrten bei den Nachbarn ein. Auch sie Serben, aber altansässige Werschetzer. Ein ganz anderer Menschenschlag, nur durch den Kirchgang von den „Schwabern“ oder von Ungarn zu unterscheiden - kaum auch durch die Sprache; fast alle waren hier mehrsprachig. Mit den hergelaufenen Kolonisten wollten sie wenig zu tun haben, obwohl sie mal über den Zaun mit den neuen Nachbarn Worte wechselten. Janis alte Nachbarfreunde beschwerten sich schon deshalb, weil die Ankömmlinge den unbefestigten Bürgersteig vernachlässigten und damit das Straßenbild störten. Wie es sich im Hause dort selbst zutrug, war nur zu ahnen. Als der schön emaillierte Sparherd auf den Hof hinausgeworfen zu sehen war, fragten sie doch, was denn das solle Er taugt nicht – hieß es - raucht nur. Wieso? Der Neueigentümer zeigte dann, wie sie das Feuer - im Backrohr anlegten! Weil aber jetzt das Entweichen des Rauchs durch die Dachziegel zu sehen war, wurde klar: Diese Kolonisten sitzen dort wohl um das ihnen vertraute offene Feuer herum. Solche Leute beherrschten zunächst aber die Politik in der Stadt.

Irens Familie fand Unterkunft bei der Schwester ihrer Mutter; sie war mit einem Serben verheiratet, daher verschont. Man machte ein Zimmer für die Obdachlosen frei. Iren, als entlassene „logorašica“, durfte nicht in die Schule; sie sittete das neugeborene Baby der Tante, während sich der Vater bemühte, ihr eine Arbeit zu finden. Nun, in der Schokoladefabrik. Dort kochte Iren Kürbismarmelade für die Pralinenfüllung. Zu kaufen waren diese Luxusprodukte nicht - wohin die Transporte aus der Fabrik gingen, war ein Geheimnis. Die Arbeiterinnen durften sich aber bis zum Überdruß mit Süßigkeiten voll stopfen. Bald waren sie bis über die Ohren angewidert. Iren wünschte hier herauszukommen. Und es gelang ihr, in einen kaufmännischen Kurs aufgenommen zu werden. Sämtliche Geschäfte in der Stadt waren verstaatlicht und in eine zentrale Unternehmung - „Städtisches Magazin“ - zusammengefügt. Es fehlte nun an gelerntem Personal. Iren glänzte in dem dreimonatigen Lehrgang, so wurde sie nicht in irgendeinen Laden verbannt, sondern in die Hauptverwaltung aufgenommen. Als Statistikerin: Sie arbeitete zusammen mit der Rathausbehörde, die rationalisierten und dort abgegebenen Lebensmittelkarten umzurechnen und den jeweiligen

Bedarf neu zu bestimmen. Nebenbei half sie auch in der Buchhaltung aus, mit allmählicher Einarbeitung in diese Richtung. Dann, mit einem Stellenwechsel, war Iren vollverantwortliche Buchhalterin geworden. Währenddessen auch Mitglied einer Jugendrotte, die unter den kargen Lebensumständen den sinnvollen Freizeitvertreib suchte. Ein Einfall war: Flugmodelle bauen, so was kann man im Aeroklub. Als das gemacht war, dachte man weiter: Am Flugplatz konnte man sogar fliegen lernen. Iren machte mit, balancierte auf dem „Vrabac“ - links, rechts, schief, hoch, herunter, - den Blick immer in die Ferne. Weiter kam man aber nicht, es wurde allmählich Winter, der Flugplatz starb aus. Die Rotte löste sich auf, nur vier Mädchen blieben zusammen, Iren war eine davon. Abends spazierten sie auf dem Korso und musterten die fesch uniformierten Segelflieger des Flugzentrums. Einer war irgendwie sonderbar - gutausehend, schlank - aber allzu oft spazierte er allein. Die Mädchen nannten ihn, miteinander kichernd: der Jesus..



Subotica - oder Szabadka - ist die ungarischste Stadt Jugoslawiens, ganz an der Staatsgrenze, nebst Kroaten nur von wenigen Serben bewohnt. Dorthin geriet Zoltan als Assistent des Ingenieurs Potočnjak. Der spezialisierte Ingenieur wurde auch nach Subotica zu Beratung für die Bühnentechnik eingeladen - und Zoltan selbst blieb dann dort eben zurück, als Kulissenbildner des ungarischen Theaters. Dasselbe alte Haus - mit monumentaler Fassade eines griechischen Tempels - teilte sich auch das Kroatische Theater, abwechselnd auf einer Bühne. Der prominenteste Operettenmacher, der nach seinem Gemüt gleich so heitere Béla Garay, hatte ihn angeworben. Er führte mal Regie auch im Lustspieltheater von Belgrad. Überhaupt, er half, dass sich Zoltan in dieser neuen Arbeit zurecht fand, selbst in der Nebenaufgabe: historische Kostüme zu entwerfen. Bei seiner schon vorhandenen technischen Erfahrung mit dem Bühnendekor musste Zoltan sich jetzt doch auch literarisch und künstlerisch weiterbilden. Herrlich war das: Er durfte nun richtig gestalten, man lud ihn gelegentlich ein, selbst beim Kroatischen Theater zu gastieren, und Béla-bácsi führte ihn auch noch im ungarischen Theater der Kleinstadt Topola ein. Die Theaterkritiker der ungarischen Minderheiten-Zeitung aus Novi Sad lobten ihn fortwährend, gebildete Leute schätzten ihn. Und er bemühte sich stets, seine Bildungslücken zu füllen, um auch mit Molière, Goldoni oder gar mit Strindberg fertig zu werden. Zoltan dachte, nie mehr verlasse er Subotica - hier will er mit Iren leben.

Allerdings musste sie hier irgendwie auch untergebracht werden - eine Wohnung zu haben war fast undenkbar. Zoltan schlief, wie schon in Belgrad, im Vorhangmagazin und behielt seine Sachen in der Bürostube. Betten konnte er sich nur so, wie die Vorhänge, jeweils nach Bühnenbedarf, eingelagert waren. Das hatte allerdings den Vorteil, dass er aus seinem kargen Gehalt nichts für Miete abzweigen musste. Daraus ergab sich dann die Bedingung: Iren musste hier auch verdienen, sonst hätte man gar nicht leben können, trotz Sonderhonorare aus Topola. In der Theateradministration benötigte man Iren nicht, das Kroatische Theater war aber bereit, sie als Souffleuse aufzunehmen. An sich keine „niedrige“ Arbeit - in jenem Bühnenloch. Der Einsager, der dem Schauspieler zuflüstert, verfolgt die ganze Gestaltung des Schaustücks, muss sich in den Text und in alle Rollen einleben, um so reaktionsfähig zu sein auf jedes Ereignis während der Aufführung. Damit konnte auch für Iren diese Arbeit eine Aufwertung bedeuten, um, statt mit buchhalterischen Zahlenkolonnen, auch mit Molière, Goldoni oder gar mit Strindberg fertig zu werden. Zoltan begann - im schönen Rathaus von Subotica - den Sozialbeamten wegen einer Wohnung zu beknen. Nach langem hin und her versprach der die etwas geräumige Speisekammer einer Wohnung, wo ein Schauspieler lebte, mit gemeinsamem Nutzungsrecht für die Küche und Sanitäranlage - allerdings nur, wenn man verheiratet wäre. Ob nur das ein Problem war? Flugs fuhr Zoltan nach Werschetz. Dort klopfte er an Irens Bürofenster, sie kam heraus, und er sagte: Komm, wir heiraten! Allerdings musste doch ein Termin im Standesamt ausgemacht werden; das übernahm schnellstens Irens Vater, und er ließ Zoltan auch seinen Anzug, - sie waren von gleicher Statur - um doch ordentlich ein Ja sagen zu können. Schon am dritten Tag legte Zoltan dem Beamten in Subotica die Heiratsurkunde vor die Nase.

Irens Kommen brauchte aber noch eine Weile: Sie „durfte“ ohne Aussteuer eben nicht weg aus dem Elternhaus. Eine ganze Küchengaritur brachte sie mit: Den Ofen benötigte man für den Moment noch nicht, aber die Holzkiste - für Schuhe - schon, auch den Tisch mit vier Hockern und besonders die monumentale „Kredenz“, wo man die Kleidungsstücke und sonstiges verstauen konnte. Dazu auch ein komplett ausgestattetes Bett. Für zwei Betten reichte der Raum nicht mehr - sie beide empfanden das aber gar nicht als einen Mangel... Allerdings, der Schauspieler bemühte sich jetzt, sie wegzukriegen. Mit Erfolg - zur beidseitigen Zufriedenheit: Man bekam ein schönes Zimmer, sogar mit Balkon! Es gehörte zu einer zerteilten Wohnung, daher ohne Nebenräume, nur mit Nutzungsrecht für eine kollektive Toilette. Doch konnte man jetzt schon einen richtigen Haushalt einrichten, alles in

einem Raum: Es kam ein Klappsofa dazu und ein Arbeitstisch für Zoltan. Iren hatte jetzt ihre Küchenanlage, nur, statt Kleiderschrank verhängte man eine Nische. Das Wasser musste vom Außenhahn geholt werden. Einmal wöchentlich gingen sie in das öffentliche Bad, wo sie sich eine separate Wanne mieteten - mit dem Nachweis, dass sie doch ein Ehepaar sind... Den Arbeitstisch brauchte Zoltan für seine Mitarbeit in Topola, und noch für eine besondere Betätigung: Die ungarische Jugendzeitung begann, seine gezeichneten Bildgeschichten zu veröffentlichen. Jede Woche musste Zoltan ein Blatt abliefern. Da saß er stundenlang bei aufgedrehtem Radioapparat, - der Schwiegervater hatte ihn gebastelt, denn für den Kauf würde ein Monatsgehalt nicht reichen! - welcher nur Belgrad, Novi Sad und Budapest empfangen konnte. Man suchte Musik: Die beiden jugoslawischen Sender funkten öfters moderne Musik, das hörte man nicht so gern, Budapest aber - wenn nicht gerade muntere Arbeiterchöre - brachte doch viel Klassik. Und wenn man da schon zuhörte, beachtete man auch mal die Nachrichten: allerlei über den Aufbau des Sozialismus - Sieg über Sieg in den Fabriken und der Landwirtschaft, unter glorreicher Führung der Partei und des Genossen Rákosi. Alles war so muffig, wie in Jugoslawien schon längst kein Tonfall mehr war. Allerdings hieß es über Jugoslawien: Kettenhund des Westimperialismus. Eigentlich ganz amüsant all das! Um so mehr, dass man völlig sorgenfrei vor Politik geworden war: Zoltan hatte in Subotica seine Parteizugehörigkeit einfach verschwiegen. Er war kein Kommunist mehr.

In Subotica ging alles ungarisch zu, und Iren lernte die Sprache: Eines Tages begannen sie, ungarisch miteinander zu sprechen. Nun durfte sie in Zelenika vorgestellt werden - erstmals hatte man dort familiären Urlaub gemacht. Natürlich nicht im Hotel, sondern im Elternhaus. Der Vater war jetzt ohnehin von Zoltan begeistert, er befand sich doch völlig in einem ungarischen Milieu und konnte die Ideen des Vaters fördern. Wenn er ein Volksstück zu inszenieren hatte, Dekor und Kostüme, korrespondierte er mit dem Vater, und der antwortete immer fleißig, mit vielen Ratschlägen und Zeichnungen. Für die erste Bildgeschichte wählte Zoltan den „historischen“ Roman von Tante Lenke - umbenannt in „Wunderhirsch“ - und jedes Blatt hatte er voraus mit dem Vater auch abgestimmt. Als in dem Subotica benachbarten Badeort Palić ein ungarisches Festival veranstaltet wurde, erreichte er, dass das Bild „Hunor und Magor“ unter anderen ungarischen Künstlern ausgestellt wurde. Der Vater reiste deshalb, mit dem Bild, auch nach Subotica.

Allerdings warnte Garay, nicht allzu weit mit der Ungartümelei zu gehen. Man ist hier doch nicht in Ungarn. Hinter all diesem staatlich geförderten

Aufsehen liegt eine Antwort auf die Propaganda aus Budapest: Mit einem neuen Territorialirredentismus wollen die dort einen Keil zwischen den hiesigen Ungarn und den anderen jugoslawischen Völkern treiben. Man muss sich davon hüten, durch zuviel Exponierung den Verdacht zu erwecken, selbst ein Irredentist zu sein. Und Garay ermahnte Zoltan wiederholt, - nach dem Festival - als plötzlich ein Serbe zum Generaldirektor des Kroatisch-Ungarischen Volkstheaters ernannt wurde: einfach ein Parteifunktionär, ohne künstlerischen Grund. Es war öde geworden: Man forderte mehr Leistung - Inszenierungen am laufenden Band. Während sich das prominente Theater in Belgrad mit drei-vier Premieren jährlich begnügte, musste man hier an die zehn hervorbringen, und zwar beide Theaterensemble je parallel! Das Theater in Topola kämpfte um die nackte Existenz. Das Repertoire war trostlos geworden: Themen der Tagesaktualitäten von lebenden Schriftstellern wurden gefördert, wie „Die Abgeurteilten“ - über die Lügenkampagne gegen Jugoslawien - aus der Feder eines deklarierten Schriftstelleraktivisten: Ervin Sinkó, ein ungarischer Jude, war zu seiner Premiere auch da. Das Szenebild war aber nicht von Zoltan. Ihm war der Spaß schon gründlich verdorben: Man musste stets den Fundus plündern, abgewetzte Kulissen immer wieder neu bemalen. Und seine laufende Bildgeschichte, diesmal über den Literaturklassiker „Toldi“, war mitten drin unterbrochen worden. Zoltan schrieb dem Vater, so sehr es Leid tut, er kehre zu seinem eigentlichen Beruf zurück. Und sie zogen wieder nach Werschetz. Die Schwiegereltern hatten dort das Haus inzwischen zurückbekommen, für Zoltan hatten sie eine Einstellung in der dortigen Bauunternehmung gefunden, und für Iren wieder einen Buchhalterposten besorgt, und zwar in der Fabrik des Vaters. Als der Leiter des Flugzentrums erfuhr, dass Zoltan wieder da war, verlangte er ihn auf seine Baustelle. Es wurde der große Schul- und Verwaltungsbau in Angriff genommen, nebst noch einigen Werkstätten. Und Zoltan konnte auch damit rechnen, dass ihm Fluggelegenheiten für das silberne „C“ eingeräumt werden, weil er die Voraussetzung für den Dauerflug schon besaß. Auf der Baustelle waren noch immer meist Deutsche beschäftigt, Ungarn weniger und Serben kaum - aber die Deutschen begannen doch rarer zu werden. Die hier noch Gebliebenen sprachen über die einmalig günstigen Lebensbedingungen in Deutschland - und sie durften ja auch frei dorthin ausreisen. Der deutsche Kulturverein des Schwiegervaters löste sich allmählich wegen der Auswanderung auf. Eine verwandte Familie tat es auch, ihr Haus blieb kolonisiert, sie lebten in einer Notunterkunft. Der Mann hatte mit einem Pferdegespann zu Zoltans Baustelle Material herangekarrt.

Eines schönen Thermiktages schaffte Zoltan sein silbernes „C“. Blähende, sonnenbestrahlte Quellwolken im blauen Himmel kündigten die Gelegenheit an. Er bekam seine schon vertraute Weihe, mit einem Barographen zur Dokumentierung der Höhenleistung, und ließ sich auf 300 Meter hochschleppen. Etwas verlor man noch an der Höhe, bis der kräftige Aufwind ihn in den Sessel drückte; sofort drehte er dort ein und begann zu kreisen. Das Variometer schlug hoch, und der Zeiger des Höhenmessers wanderte von Hundertmeterzeile zu Hundertmeterzeile hinauf. Ständig rechts geneigt, konnte er gut sehen, auch, was unter ihm los war: Die herumirrenden Kameraden merkten seinen Aufstieg und eilten allseits herbei. Dort wirbelten sie vielfach unter ihm. Sein Höhenmesser überstieg schon die 1000-Metermarke; weit unten lag Werschetz wie ein städtebauliches Modellchen, die Berglandschaft war höhenmäßig kaum noch wahrnehmbar. Bald hatte Zoltan auch effektiv die 1000 Meter überschritten, - noch eine Voraussetzung für das silberne „C“ war geschafft! Doch er stieg noch weiter, bis sich die Wolkenfetzen um ihn herum ankündigten. Knapp unter der grauen Wolkenbase schoss er mit erhöhter Geschwindigkeit hinaus, nach Süden hin, um die nächste Voraussetzung abzuleisten: 50 Kilometer weit zu fliegen. Zweimal hielt er sich unterwegs noch auf, jeweils die nächsten Quellwolken anpeilend, um die Höhe nachzubessern. So erreichte er das Zieldorf mit überflüssiger Höhe. Er hielt jetzt nur Ausschau, wo die Landewiese war und ging spazieren: zur Donau hin und den Strom entlang nach Pantschewo, - der Heimatstadt seiner Mutter, wo die Großeltern begraben sind, - und wieder zurück zur Landung. Die Dorfwiese säumten schon zwei andere Segler: Kameraden, die nun auch das silberne „C“ geschafft hatten. Sie gratulierten sich gegenseitig zum Einstieg in die Segelsportelite. Allerdings standen sie erst in der untersten Stufe dieser Elite. Goldene und diamantene Leistungsgelegenheiten waren nur für die auserwähltesten Berufspiloten vorbehalten, mit den noch seltenen neuesten Flugzeugkonstruktionen, ausgestattet mit dem Inhalator für Höchstflüge, mit der Fähigkeit, bei Nordwind auch weit bis Griechenland zu segeln. Berufspilot zu werden, dazu hatte Zoltan aber keinen Ehrgeiz mehr. Noch weniger für den Motorflug; es ist doch doof, sich hinter einem lauten Motor ziehen zu lassen!

Sein ganzer Ehrgeiz war die Architektur geworden. Neuerdings durfte er einige Familienhäuser entwerfen; die anspruchslosesten Aufgaben wurden ihm vom neuen städtischen Projektbüro gnädig überlassen, wo allerdings auch kaum etwas Besseres geplant wurde. Pläne für größere Bauvorhaben, wie die Post oder Kollektivhäuser, kamen von außen. Und auch für das Flugzentrum. Aber diese schönen Pläne für neue Hangars und für das Hafengebäude blieben nur noch auf dem Papier. Zoltan

durfte den Gefängnisanbau einer dörflichen Milizwache planen und das elende Objekt ausführen. Allerdings, durch die Vermittlung eines französischen Segelfliegers konnte er die Zeitschrift „L' Architecture d' Aujourd' hui“ abonnieren – sagenhaft, was in Europa, Japan, Mexiko, Brasilien gebaut wird! Und er ging öfters in Belgrad auch in das Amerikanische Kulturhaus, um dort in Architekturzeitschriften zu blättern. Man hatte ihm dort auch die Zustellung von Literatur nach Werschetz angeboten. Allerdings war er flugs von der Geheimpolizei belangt worden. Dort musste sich Zoltan wegen dieser ersten amerikanischen Sendung schon verantworten. Nicht nur wegen der gewünschten Architekturliteratur, mit beigelegter Propaganda über „Way of Life“, sondern wegen - Djilas! An sich: es war schon selbstverständlich, dass man keine Probleme mehr mit der kapitalistischen Welt hatte: Die gelegentlichen Landungen in Griechenland waren problemlos, während man sich vor Rumänien noch immer hüten musste. Tito selbst begann, viel ins Ausland zu reisen. Auch hatte man problemlos jene französische Zeitschrift bezogen. Jetzt aber Djilas!

Der Montenegriner war noch unlängst Titos Nächstvertrauter; er begann aber, Eigenartiges in den Zeitungen zu schreiben, etwa: die realsozialistische Gesellschaft sei nicht klassenlos, sie habe eine neue privilegierte Klasse hervorgebracht! Dass man als gemeiner Staatsbürger eine bescheidene Wohnung nicht erhoffen darf, schien ja schon schicksalhaft zu sein. Auch dass der Besitz eines Autos in die Traumwelt gehört, war eine Naturgegebenheit. Zoltan freute sich schon an dem Fahrrad, das er einem deutschen Spätaussiedler abkaufen konnte. Aber Djilas schrieb solches: dass diese Bescheidenheit nicht schicksalhaft ist, sondern sie sei von einer Parteibükratie aufgezwungen worden, um die wenigen Reichtümer unter sich verteilen und genießen zu können. Solange man solches noch lesen konnte! Dann las man, dass Djilas nicht mehr ganz klar im Kopfe ist, und dass man ihn von allen Ämtern entbinden musste. Jetzt stand aber in der amerikanischen Darlegung über Djilas, dass er eine fundamentale Analyse über die Unzulänglichkeiten des Kommunismus in der modernen Welt erstellte. Nun: die Geheimpolizei belangte Zoltan, in das schönste, große, alte, ehemalige Bankhaus von Werschetz. Dort gingen jetzt fein in Ledermäntel gekleidete Leute ein und aus, ständig parkten schöne Limousinen davor. An der Pforte musste er seine Einladung zeigen, und man nahm ihm den Personalausweis ab. Die Treppen und die Gänge waren gepflegter als im Rathaus – dort, wo jeder jederzeit eintreten konnte. Ein junger Beamter empfing ihn; sein Büro war schöner als das Büro des Bauunternehmensdirektors. Man bot ihm höflich einen Stuhl an und dann begann die Unterhaltung: Wieso bekomme Zoltan

ausländische Zeitschriften? Weil man sich architektonisch informieren und bilden will. Ja... aber Djilas! Nun, sagte Zoltan, er wundere sich selbst, was das soll. Gut, also bitte, diese Zustellungen sollen gekündigt werden. Selbstverständlich mache er das bei den Amerikanern in Belgrad, die französische Zeitschrift bekomme man aber direkt aus Paris. Das geht in Ordnung - diese Zustellungen sind auch schon mehrfach geprüft worden, - aber die Amerikaner machen hier eine unerwünschte Propaganda. Bitte, Schluss damit, und diese Sache mit Djilas soll an der Pforte noch abgegeben werden.

Bei den Urlaubsbesuchen in Zelenika lernte Zoltan den Professor Nikola Dobrović kennen, einen Architekten, der die erste städtebauliche Planung für Herceg-Novi leistete. Er beschäftigte sich mit Igalo, wo ein Heilbad entwickelt werden sollte, mit der Neubildung des Stadtzentrums und auch weiter bis nach Savina hin. In der Schule bekam Zoltan keine städtebauliche Ausbildung, jetzt hatte er erstmals mitbekommen, wie man großräumig-strukturiert denken kann, und zwar gerade in diesem, seit der Kindheit tief erlebten Raume. Das war einprägsamer als die abstrakten Pläne an der Côte d'Azur in der französischen Zeitschrift. Und er begann, selbst zu planen: für einen Flughafen im breiten Tal von Tivat. Nur dort war die Möglichkeit vorhanden, in der zerklüfteten Bucht einen allseits funktionsfähigen Flughafen anzulegen. Der sollte nicht nur für Sportflugzeuge da sein, - setzte er sich die Aufgabe, - sondern auch für den internationalen Tourismus brauchbar sein. Dabei bezog er die benachbarte Insellandschaft planerisch auch mit ein. Und die Erschließung legte er so an, dass der Flughafen gleichzeitig mit dem Land- und Wasserverkehr bedient werden konnte. Eine Skizze dieser komplexen Lösung stellte er dann dem Professoren zu. Und - der war begeistert! Er arbeitete gerade an einem Lehrbuch über die Technik des Städtebaus samt Verkehrslösungen und wollte nun diese Idee, als ein besonderes Beispiel, in sein Buch aufnehmen. Tatsächlich veröffentlichte er die Skizze mit Kommentar. Professor Dobrović hatte den Lehrstuhl für moderne Baugeschichte an der Architektonischen Fakultät in Belgrad inne. Er sprach glänzend ungarisch, weil er ein in Ungarn geborener Serbe war. Zoltan ließ die Gelegenheit nicht aus, ihn über die Grundzüge ungarischer Architektur auszufragen. Kós saß ihm immer im Hinterkopf. Der Professor belehrte ihn, dass es eine ganze Pleiade ungarischer Architekten gab, die, parallel mit der beginnenden Moderne, fast eine nationale Architekturalternative entwickelten; diese Richtung erstickte aber mit dem ersten Weltkrieg. Die internationale Moderne erreichte dann Ungarn um die Mitte der Zwischenkriegszeit, durch das Vorbild einer deutschen Schule, die man „Bauhaus“ nennt. Der Professor schenkte Zoltan sein Lehrbuch über das Aufkommen der

modernen Architektur: Behrens und Loos als Vorläufer; der messiasähnliche Le Corbusier der die „Wohnmaschine“ ankündigte und ganz Paris abreißen wollte, um für Hochhäuser Platz zu machen; Gropius, vom Bauhaus, mit seiner Nüchternheit; auch Mies van der Rohe, mit dem deutschen Pavillon in Barcelona - Traumräume fast mit Nichts gestaltet! Und, der offensichtliche Lieblingsarchitekt von Dobrović: Frank Lloyd Wright, mit seinen in die Landschaft eingewachsenen Villen. Zoltan begann eine Ordnung in der modernen Architektur zu erkennen.

Es sprach sich herum, dass bei Tivat tatsächlich ein Flughafen gebaut wird. Zoltan wandte sich dem Leiter des Flugzentrums in Werschetz zu: Es darf nicht sein, dass man dort nicht mitmischet, zumal die Meteorozustände an der Südadria unvergleichbar sind: Täglich zieht, fast fahrplanmäßig, der Maestral-Wind gegen die hohen Berghänge, die sich in langen Ketten von Albanien bis zum Neretva-Tal aneinander reihen, begleitet auch von kräftigen Quellwolken überall in der Gegend. Aber es herrscht auch ideale Windstille morgens und abends für den Schulbetrieb. Bei Maestral sind alle drei silberne „C“ Leistungen - täglich! - nur mit einem Flug machbar! Ob der Leiter es glauben wollte oder nicht: Ein Sportflugzentrum gleich am Meeresstrand war ja, schon als eine Idee, verlockend genug. Man sprach das Vorhaben ab, und Zoltan kündigte an, dass er dorthin umzieht und jederzeit für eine Gründungsaufgabe bereit stehen wird. Ihn stachelte allerdings auch das Heimweh an: Wann immer er in Zelenika weilte, spürte er fast ein physisches Vergnügen, wenn er seinen Mund mit dem Boccheser-Dialekt voll nahm.

Iren bekam neben ihrer Schwiegermutter Arbeit im Hotel, Zoltan eine Stelle im Planungsbüro des Bauunternehmens von Herceg-Novi. Endlich bei Reistisch! Probeweise hat man ihm den Leuchtturm des Hafens zu entwerfen gegeben - der wurde auch gebaut. Allerdings, als man merkte, dass er Erfahrung mit Installationen hatte, übergab man ihm stets nur die Planung von Wasser- und Abwasserleitungen. Zoltan musste begreifen, dass alles, was er über Architektur weiß, nur einen Zweck hat: als kleiner Techniker die Absichten der Ingenieure zu verstehen, um so ihren Vorstellungen dienlich zu sein. Auch seine ersten theoretischen Veröffentlichungen in der einzigen Architekturzeitschrift Jugoslawiens änderten daran nichts. Zu diesem Kummer gesellte sich wieder das ewige Wohnproblem. Iren und Zoltan schliefen jetzt zusammen mit dem Bruder im selben Zimmer - so spazierten sie oft in den Wald... Und Iren war plötzlich in anderen Umständen. Die Lage war schon unerträglich geworden, als sich, endlich, etwas in Tivat zu rühren begann. Man benötigte Zoltan dort als Brückenkopfhalter für einen, angekündigten,

internationalen Fallschirmspringerwettbewerb, anschließend mit Ansätzen zur Gründung eines Segelflugzentrums. So bekam man in Tivat endlich zwei Zimmer zum Wohnen, mit WC ohne Bad, jedoch mit einer breiten Terrasse, wo das kleine Töchterchen - die Szende - allmählich spielen konnte.

Für das versprochene Sportflugzentrum erteilte die Gemeinde ein schönes Bürgerhaus mit ausgedehntem Garten, an der Küste eines beschaulichen Nachbardorfes. Ehemals gehörte das dem Eigentümer der Ziegelfabrik von Tivat. Wie üblich, war alles verstaatlicht. In den Obergeschossen richtete man Schul- und Gesellschaftsräume ein, im Erdgeschoss die Verwaltung und die Mensaküche. Den Essraum bildete der Palmenhain, wo der Boden eilig ausbetoniert werden musste, und Zoltan durfte nach eigenen Plänen eine Sanitäranlage erbauen. Für die Unterkünfte spannte man Zelte auf. Nachdem der Fallschirmwettbewerb vorbei war, trafen die Kameraden aus Werschetz ein. Sie flogen im Aeroschlepp quer über alle Balkangebirge an und landeten todmüde auf dem unbefestigten Flugplatz, wo ein armseliger Bau für die täglich einmaligen Passagierflüge stand. Zoltans Hoffnung war, hier weiterbauen zu dürfen - ähnlich wie für das Flugzentrum in Werschetz. Es begann der Schulbetrieb für die sonst angereisten „C“-Kandidaten. Die Prognose Zoltans über die außergewöhnlich günstigen meteorologischen Gegebenheiten bestätigte sich voll und ganz. Es hagelte sogleich auch silberne „C“-Leistungen des Dauer- und Höhenflugs. Das Risiko für Streckenflug wollte man diesmal noch nicht eingehen.

Und auch Zoltan flog jetzt über seine schöne Heimat! Im Aeroschlepp zog man ihn an der Insellandschaft, vor dem Flughafen, hinweg und über dem vom Maestral gekräuselten Wasserspiegel zum Vrmac-Berg, hinter Tivat, wo er ausklinkte. So flog er weiter im Aufwind des grünen Hanges. Bald konnte man über den Bergkamm auch nach Kotor hinüberschauen, unten, in der tiefen Schlucht am Ende der Bucht. Die Flughöhe reichte schon aus für den Sprung zum hohen Lovćen hin - zum Mythosberg Montenegros! Am steilen Karsthang vorbei näherte man sich fast bis an Budva. Die kleine hübsche Stadt zeigte sich gedrängt auf einer Halbinsel, neben weit gestreckten Stränden. Obwohl der Aufwind noch hielt, musste man hier eindrehen, sonst verlöre man den Sichtkontakt mit dem Flughafen, - was einstweilig verboten war. Wieder zurück, dicht am Berghang, erstreckte sich der Blick über die breite Bucht von Tivat und über die Meerenge hinweg - dort sah man noch einen alten, österreichischen Hangar, längst aber ohne Hydroplane mehr - und noch weiter bis zum in Dunst gehüllten Herceg-Novi hin. Zoltan gewann

ständig an Höhe, mit immer kürzeren Umdrehungen vor dem sich verengenden Hang des Gipfels: dort das bescheidene Mausoleum des montenegrinischen Barden, Njegoš. Dahinter, in der Mondlandschaft des Karstes, versteckte sich Cetinje, und ganz weit hinten guckte der blaue Teppich des Scutari-Sees heraus. Der Aufwind reichte kaum zu dieser Höhe mehr, so ging er einfach über die gewundene Buchtlandschaft spazieren. Hinter einem Kamm fand er Zelenika - mit dem unverwechselbaren Hafen, Bahnhof und Strandhotel. Dort hatte er als Kind zu den silbernen Hydroplanen hinauf geschaut. Dann drehte er zum offenen Meer hin, der weite blaue Horizont war sichtbar über der hohen Halbinsel, die überflog er und fuhr entlang der äußeren Küste zurück: im breiten Bogen, den Flughafen immer an der linken Seite, wieder zu Lovćen hin. Es war schon spät am Nachmittag geworden. Die Sonne neigte sich, und der Aufwind am Hang war deutlich schwächer geworden. Die ursprüngliche Höhe war nicht mehr zu erreichen, und Zoltan zog noch hin und her, nur auf der Höhe einer engen Straße, die dort durch die Felsen kurvte. Montenegriner - ihre schwarz-roten Mützen waren aus dieser Nähe deutlich zu sehen - wanderten dort und trieben ihre Zwergpferde. Als die Weihe vorbeihuschte, standen sie still und schauten ihr zu, die Augen mit der Hand abschirmend. Zoltan gab nun den Kampf mit dem abflauenden Wind auf, flog aber noch in die Schlucht von Kotor hinein. Über der Stadt drehte er zum Flughafen hin, quer über die Schlucht, zu dem blaudunkel gewordenen Vrmac hinüber und der rötlich werdenden Sonne entgegen.

Das war sein letzter Alleinflug gewesen, und auch der Abschied von der lieb gewonnenen Weihe. Zoltan blieb ganz allein in seinem Flugzentrum, unbeschäftigt; allerdings konnte er Gelegenheiten wahrnehmen, Privathäuser zu planen und damit sein elendes Gehalt aufzubessern. Iren nahm keine Beschäftigung an seit der Geburt. Diese Planbestellungen waren völlig anspruchslos: Wenn man von dem volkstümlichen Schema abweichen wollte - mittlerer Gang, links und rechts drei Wohnzimmer und die Wohnküche - stieß man auf völliges Unverständnis. Einzig neu aufgekommener Anspruch war, den Fond des Ganges als Bad auszubilden. Bei der Ausführung kümmerte sich dann kein Mensch mehr auch um diese Planung, das war nur wegen der Baugenehmigung notwendig, und jenes wiederum nur für die sehr günstige Baukreditaufnahme. Als Zoltan im Winter seine Schwiegereltern besuchte, gab ihm der Zentrumsleiter zu wissen: Die Zustände des Flugparks unter freiem Himmel waren in Tivat unzumutbar gewesen. Und Geldzuschüsse für irgendeinen Bau sind aussichtslos, nicht einmal er bekommt mehr Geld für neue Hangars. Man ist gezwungen, von der Idee eines Segelfluggentrums in Tivat Abstand zu nehmen. Dort werden

nur noch Fallschirmspringer kampfieren. Die schöne Immobilie mit Palmen - die von der Gemeinde zugeteilt war - blieb aber auch so fast unbenutzt. Der Gemeinderat entschied sich, die Immobilie nicht mehr zur Verfügung zu stellen. Der „Gemeindevorsitzende“ - eigentlich der Bürgermeister – rief aber Zoltan zu einem Gespräch: Er bot ihm das Baureferat der Gemeinde an, nebst einer ordentlichen Zweizimmerwohnung im Neubau. Iren erwartete schon das zweite Kind, - den Sohn Alpár – und Zoltan willigte ein.



Tivat - italienisch Teodo - trägt den Namen noch von der illirischen Königin Teuta: Sie habe sich nach dem verlorenen Krieg gegen die Römer von einem Felsen zu Tode gestürzt. Conte Luković erzählte es so. Zoltan besuchte den venezianischen Grafen, weil in der Stadt ein alter Turm mit angebautem Landhaus, nebst Kapelle, Pergolazugang und einer hohen Gartenmauer, in der Umgangssprache seinen Namen trug. Das Anwesen gehörte aber nicht mehr ihm, es war ja „Volkseigentum“ geworden. Er selbst wohnte nahe Kotor in einem Palazzo mit Bellvedere. Sie saßen im zentralen Salon, mit dem Balkon und mit der Aussicht - zwischen Palmenwipfeln - zur Bucht hin. Herr Luković breitete manche Papiere auf dem alten, geschnitzten Tisch aus, die er aus einer ebenso massiven Vitrine holte. Von der Stucco-Decke hing der unerlässliche Murano-Kronleuchter. Zuletzt zeigte Herr Luković alte Fotos, die im ehemaligen Garten vor dem „Luković Turm“ aufgenommen waren: ein Familienfest in echten Kostümen des 18. Jahrhunderts, unter gepuderten Perücken, mit Kniehosen und Krinolinen. Wie der Conte sagte, rührte der alte Reichtum eher noch von der Segelschiffahrt her, als vom Landbesitz. Allerdings überwog die Wichtigkeit des Landbesitzes nach dem Aufkommen des Dampfes, als man nicht mehr mithalten konnte. Die ganze Ebene von Tivat war im Besitz des Adels von Kotor, mit verstreuten Landhäusern, während das Dorf Tivat auf dem Berghang lag - wo die Pachtbauern wohnten. Denen wurden allerdings diese Ländereien übergeben, durch die Agrarreform schon nach dem ersten Weltkrieg, als auch der - von Österreich noch anerkannte - Adelstand selbst gegenstandslos geworden war.

Allmählich war die Baugeschichte Zoltans Steckpferd geworden, er erkannte aber, dass man die Architektur ohne Allgemeingeschichte doch nicht richtig verstehen kann. Zudem hatte er als Aufgabe, in seinem neuen Amt Unterlagen zuzubereiten für die städtebauliche Planung von Tivat. Somit arbeitete er mit dem Städtebaulichen Institut in Zagreb zusammen, wo sogar die Stadtpläne für die Hauptstadt Accra in Ghana

gefertigt worden waren. Tivat hatte noch kein Stadtzentrum: Sammelpunkt war der Hafen mit wenigen Häusern entlang der Küste, und eine Erschließungsstraße. Das künftige Zentrum war eine Wiese, wo Kühe grasten - einmal waren auch Irens Blumen von der Terrasse abgegrast! Diese Wiese musste nun als neue Wohnsiedlung verplant werden, mit der Bildung des Gemeindezentrums. Tivat war überhaupt im Begriff, sich neu zu ordnen, längst war hier das bäuerliche Wesen überholt durch die zweitwichtigste österreichische Flottenbase. Die Remontanstalt für Kriegsschiffe bestimmte das Leben, die Bauern waren Facharbeiter geworden, im „Arsenal“, dessen arbeitsregulierende Sirene den Lebensrhythmus der ganzen Ortschaft bestimmte. Täglich verkehrten auch Sonderschiffe durch die ganze Bucht, um die Arbeitsplätze im Arsenal zu füllen. Und eben das wollte man nicht mehr, sondern Arbeiterwohnungen bauen hier am Arbeitsplatz. Geld war kein Problem, die Marine finanzierte alles. Der Bebauungsplan des Stadtzentrums musste natürlich in einem Flächennutzungsplan eingebettet werden. Das räumlich noch undefinierte Stadtgebiet lag um das Arsenal herum, samt schönem „Marinepark“. Dieses Stadtgebiet war im Norden mit dem beschaulichen Dorf Lastva benachbart, und der Gemeinde gehörte noch der engste Hals der Bucht, wo eine Fähre den noch schwachen Straßenverkehr bediente. Das Hinterland bildete der Berg Vrmac, mit nur zwei kaum erschlossenen Dörfern. Südlich, hinter der Ziegelfabrik, befand sich jetzt der Flughafen. Eine nachfolgende niedrige Hügellandschaft bildete, weiter in die Bucht erstreckt, ein Archipel von drei Inseln, die Äußerste mit einem bewohnten Kloster. Weiter hinten wollte man eine Saline erstellen. Letztlich gehörte zur Gemeinde der Schaft der Halbinsel - Krtoli genannt - die die gesamte Bucht vom offenen Meer trennte, mit vereinzelt Dörfern und einem herrlichen Strand, schon zum blauen Horizont hin. Abgesehen von soliden Dorfagglomerationen lag alles irgendwie im Brachzustand; die Landwirtschaft war vernachlässigt, weil man eben vom Arsenal lebte. Von Tourismus keine Spur, man war eine Militärbasis, das erste Stadthotel war gerade im Bau. Bei all diesem Anfang hat man Zoltan auch die touristischen Angelegenheiten anvertraut. Für den Tourismus wurde flächennutzungsmäßig die Umgebung von Lastva bestimmt, die Inseln und den entfernten Strand in Krtoli. Überhaupt begann der Tourismus erst jetzt ein breiter Begriff zu werden - in Jugoslawien. Man hatte es eingesehen, dass die „für das Volk“ gewerkschaftsmäßig genutzte touristische Vorkriegsinfrastruktur unwirtschaftlich ist und weiterentwickelt werden soll. Und zwar im Rahmen der betrieblichen Selbstverwaltung, - was das politische Schlagwort gegenüber der Planwirtschaft geworden war - womit eine neue, jugoslawische Art von sozialistischer Marktwirtschaft zustande zu bringen sei. Touristisch

gesehen: Freie Bahn nicht nur für die Hotellerie, sondern auch für private Initiativen. Zu Zoltan flatterte stets die richtungsweisende Literatur auf den Schreibtisch: Tourismus ist nicht nur eine direkt devisenbringende Wirtschaft, sie fördert unmittelbar auch die regionale Entwicklung - und wirkt sich fortschrittlich selbst im benachbarten Hinterland aus.

Es wirkte sich in Zelenika allerdings so aus, dass das alte Strandhotel an die Gemeinde von Sarajevo verkauft wurde, als Kindererholungsheim, um in Herceg-Novı neue moderne Hotels mitzufinanzieren. Zelenika war, von Tivat her, in einer halben Stunde erreichbar, mit dem Dienstmoped, das jetzt Zoltan zu Verfügung stand, oder mit Autobuswechsel über die Fähre. So sind die engen Familienzusammenkünfte rege geblieben. Es war eine Zeit der Zuversicht, aber tragisch für jene stalintreue Kommunisten, die - nunmehr völlig ausgeschaltet - aus dem Konzentrationslager von einer kahlen Adrianisel entlassen wurden. Jovo Vuksanović beging Selbstmord nach seiner Freilassung. Die neue Wohnung in Tivat hatte man mittlerweile schön einrichten können, Iren kochte auf einem Elektroherd, ihr stand schon ein Kühlschrank und eine einfache Waschmaschine zur Verfügung. In Zelenika hatte Csaba - Bautechniker der Gemeinde Herceg-Novı - ein privates Autokamp betrieben; aus diesen Sondereinkünften konnte er sich sogar ein Auto leisten und plante den Bau des Eigenheimes für seine neue Familie. Ákos - Elektrotechniker geworden - lebte allerdings weit weg, in Novi Sad und dann in Rijeka; ihm ging es aber auch gut. Anders die Schwester Tünde: Sie studierte angewandte Textilkunst, heiratete einen Kollegen, und sie gingen zusammen als Gastarbeiter nach Deutschland. Der Mann starb dort bei einem Verkehrsunfall, und Tünde kehrte zurück - nach Tivat. Nach Zelenika durfte sie nicht, der Vater hatte sie verstoßen, weil sie nicht mit einem Ungar verheiratet war (ähnlich war etwa auch solange Iren nicht ungarisch sprach). Es war fast gespenstisch: Adorjan trauerte unter Tränen dem jüdischen Mädchen in Italien nach, der Nora Albano, als ihre Todesnachricht kam - der schwarzhaarige Mädchenkopf in einem Blumenkelch. Die eigene, lebende Tochter erklärte er aber als gestorben... Die Mutter war sehr oft zu Besuch in Tivat, so lange Tünde in bei Zoltan war, - sie fand dann Arbeit in Titograd.

Die Stadt blühte auf. Der Bürgermeister, Daro Petković, war ein kniffliger Politiker, der jede Gelegenheit zum Wohle seiner Gemeinde auszunützen wusste. Oft mit gutem Humor. Er sprach einen gepflegten Dialekt - als stämmiger Mann mit einer Fistelstimme. Damit wirkte er schon von sich aus heiter. Bei einem Telefonat protestierte er mit dieser Stimme: „Hier ist keine Genossin, hier ist ein Genosse!“ - alle wälzten

sich vor Lachen. Daro war ein urwüchsiger Tivater, als Facharbeiter auch ein überzeugter Kommunist. In der Kriegszeit im Untergrund arbeitend, lebte er gefährlicher als die Partisanen im Walde. Mit seiner bestechenden Intelligenz war er aber in der Lage, alle politischen Umwälzungen ironisch zu überflügeln, dem überheblichen Nachkriegs-Partisanentum auch zu parieren und, als sich Tivat als selbständige Gemeinde von Kotor trennte, hier die Oberhand zu behalten. Jetzt schaute er schon auf sein Werk vom Rathausfenster herunter: Die Wiese, wo vor wenigen Jahren noch Kühe grasten, war mit Asphaltstraßen zerteilt und vielfach mit mehrstöckigen Häusern bebaut, dazwischen mit einer neuen Parkanlage bepflanzt, die Küstenstraße als Palmenpromenade ausgebildet und neben dem Hafen, vor dem neuen Hotel und weiter der Restküste entlang, ein Kunststrand hergestellt. Der Strand war gemäß Planung von Zoltan, und auch sonst bei ständiger Beratung in allen Bauangelegenheiten, entstanden. Es sah so aus, dass Daro überall seine Finger drin hatte. Aus Belgrad holte er hohe Herrschaften nach Tivat - bis zum Vorsitzenden der Serbischen Akademie hinauf - mit dem Angebot, ein Villenviertel für sie auf einer schönen Halbinsel zu schaffen. Zoltan durfte das durchplanen. Einmal schickte er ihn nach Herceg-Novı: Dort saß in seiner Villa der Schriftsteller Ivo Andrić - frisch mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Er wollte was von Zoltan. Man hatte natürlich seinen ausgezeichneten Roman „Die Drinabrücke“ gelesen: Andrić hatte um eine türkische Brücke bosnisch-menschliche Schicksale gesponnen, bis auf den Einmarsch Österreich-Ungarns. Es schmerzte aber: Der Nobelpreisträger mochte die Ungarn offensichtlich nicht; ungarische Soldaten stellte er wie unbeteiligt-holzköpfige Lummel dar - Zoltans Großvater war aber damals begeistert von seinen Erkenntnissen in Bosnien. Und Andrić schrieb auch über hergekommene ungarische Dirnen, eine nannte er Aranka - mit dem Namen der Mutter! Bei Zoltans Besuch gab er ihm einen dedizierten Roman zu lesen: Der Widmer, ein ungarischer Schriftsteller, wollte sich damit bei ihm präsentieren, und Zoltan sollte dem Andrić erklären, was da drin stand. Es war ein desaströs aktualisierter Inhalt, wie man es von Subotica schon kannte: Elende Leibeigene rebellieren und gründen eine Selbstverwaltung, bis sie niedergemetzelt werden. Andrić schob das Buch einfach beiseite, Zoltan ersuchte ihn aber auch nicht, sein Exemplar der Drinabrücke zu autogrammieren.

Wie Daro den Flughafen herbekommen hat - und zwar benachbart mit Titograd und Dubrovnik! – das blieb sein Geheimnis. Nun strebte er den Tourismus voranzutreiben, und man weiß auch nicht, wie er den Club Mediterranée herumkriegte. Allenfalls saß Daro in seinem Büro mit dem

schmächtigen Monsieur Trigano, als er Zoltan rief: Die große Insel wird für den Club verplant! Mit von der Partie war der Geschäftsführer des Franzosen, ein langnasiger Armenier, und ein Architekt aus Zadar, in welcher Gegend der Club schon vertreten war. Er war der Planer der dortigen Anlage, jetzt dolmetschte er französisch und sollte der anweisende Berater auch für Zoltan sein. Nach und nach musste man sich mit dem Begriff „Club Méditerranée“ vertraut machen, auch durch die Besichtigung der Anlage in Dalmatien. Feste Bauten waren nur die Rezeption mit dem Einkaufsladen, die Küche, die Bar mit einem Amphiteatrum für Veranstaltungen und die Sanitäranlagen. Die Klubgäste schliefen in Strohhütten und aßen unter Planendächern. Sie liefen nur im Badekostüm herum, bestenfalls noch mit einem langen Tuch um die Hüfte, und sie trugen bunte Perlen am Hals und über der Brust. Damit zahlten sie in der Bar oder im Laden - Geld war hier nicht in Umlauf. Und es war fast ausschließlich französisches Geträller zu hören, bei ständigem Herumküssen. Der Armenier, wenn seine Frau auftauchte, war stets entzückt: Mit halb erhobenen Händen und hängenden Fingern - am seitlich gekippten Kopf stand auch seine Nase schief, - trällerte er: ah, ma Cheriie! Der Zaratiner Architekt behielt sich, auf der Tivater Insel, die Planung für die festen Bauten vor. Allerdings überließ er Zoltan die Sanitäranlagen. Deren Lage bestimmte man gemeinsam so, dass sie höhenmäßig alle auf einem Abwasserstrang liegen konnten, samt Rezeption; - aber Küche und Bar gesondert. Bis zur Küche musste auch eine Versorgungsstraße angelegt werden, mit Mole für eine Fähre. Die übrigen Kommunikationen konnten dann nur als Gehwege ausgebildet werden. Man musste auf die Bäume klettern, um die Richtungen zu bestimmen, die man dann durch das verwilderte Gebüsch schlagen ließ. Die Kanalisationsleitung hat man bis zur Kläranlage hin nivelliert, Wasser- und Elektroleitungen waren beim Flughafen angeschlossen worden und teilweise auf den Meeresboden gelegt. Die Wohnhütten baute eine Fertighausfirma aus Bosnien. Zoltan oblag die gesamte Oberbauleitung, und alles musste für die kommende Saison fertig werden. Dieses Winterhalbjahr verbrachte er, auch bei Sauwetter, ganztägig und ohne Wochenendpausen auf der Insel.

Dafür verlangte er keine Sondervergütung, erbat aber von Daro, ihn zum Studium der Architektur bei vollem Gehalt zu entlassen. Daro willigte ein, und im Sommer trällerten schon unbeschwert die Franzosen in der neuen Klubanlage „San Marco“. Vor dem Herbst ging Zoltans Familie nach Werschetz und er selbst nach Belgrad. Im ersten Studiumsjahr machte er parallel die Scheine für vier Semester: Natürlich war das durch die vorhandene Fachausbildung förderlich gewesen. Andersherum aber: Die mangelnde Allgemeinbildung der Technikerkollegen wirkte sich

später für diese hinderlich aus. Zoltan hatte solche Probleme nicht, aber wie konnte er solchen Kommilitonen erklären - zur Kunstgeschichte - wie man denn eine antike und eine gotische Skulptur auf den ersten Blick auseinanderhalten kann? Per Nase, oder Bekleidungsdrapierung? Im vorletzten Semester war Zoltan auch ein echter Schüler des Professors Dobrović geworden. Während dieses Studiums hatte er etwa weniger gelernt wie er sein vorhandenes Wissen geordnet und systematisiert hatte. So dauerte sein Studium nur drei Jahre, und die Familie kehrte nach Tivat wieder zurück, wo Zoltan über die Sommerferien seine Diplomarbeit fertigte: zum internationalen Flughafen von Tivat, - kombiniert mit Sportfliegerei, Land- und Wassererschließung, neben einer touristischen Anlage auf der benachbarten Halbinsel und mit der noch unerschlossenen kleinen Insel dabei. Der Flughafen war noch immer ein Provisorium, daher auch allseits gestaltungsfähig. Für diese Arbeit erhielt Zoltan die höchste Note und das Diplom eines Ingenieur-Architekten mit überdurchschnittlichem Gesamterfolg.

Das Töchterchen Szende war allerdings schon ein Jahr früher schulreif geworden, so besuchte sie die erste Volksschulklasse in Zelenika, unter der Obhut der Großmutter und unter dem Zauber von Erzählungen des Großvaters. Zoltan hatte der Mutter dafür eine Reise nach Ungarn versprochen. Dorthin wollte er ja auch selbst mal wieder kommen und auch seine Kinder einmal hinführen. Politisch war das kein Problem mehr, man hatte noch in Belgrad Chruschtschow gesehen, als er bei Tito die Versöhnung suchte. Allerdings wurde Zoltan in Tivat jetzt ziemlich merkwürdig empfangen. Daro hatte die Konkurrenz der jungen Politikergeneration scheinbar nicht abgewehrt, Bürgermeister war ein Elektrotechniker aus dem Arsenal geworden, und zwar der Sohn des Dauervorsitzenden des Bauausschusses - eines Poliermeisters. Der fühlte sich berufen, alle Bauangelegenheiten der Gemeinde in den eigenen Händen zu halten. Schon hatte man Auseinandersetzungen miteinander, allerdings unter Daros schützender Hand. Jetzt gab es bei dem neuen Bürgermeister nur Argwohn, und von den Gemeindeangestellten - keiner hatte Hochschulbildung - gab es die höhnische Anrede: „Dipling“. Die großen Bauvorhaben waren an sich schon vorbei, man verzettelte sich mit dem Häuslebau weiter. Und zwar ohne Bebauungspläne, als Wildwuchs weit und breit, auch außerhalb der flächennutzungsplanmäßig festgelegten Wohngebiete. Alles unter dem Segen des Poliermeisters im Bauausschuss, und vom Sohn im Gemeinderat bestätigt. Wenn Zoltan jemandem die Baugenehmigung absagte, war die Entrüstung fertig: „Das gibt's nicht, dass ich auf meinem Grund und Boden nicht bauen darf!“ - flugs ging er zu Vater oder Sohn - und das Sonderverfahren war schon eingeleitet. Ob das nur

Gefälligkeiten waren? Größte Enttäuschung war aber der Weiterbau des Flughafens - nicht einmal die Baugenehmigung seitens Gemeinde war da gefragt. Man legte das internationale Hafengebäude an die neue Landstraße an und verlängerte die Piste bis zur Küste - und zwar stadtnah! – so dass der Fluglärm betäubend geworden war. Damit war auch die Gemeindestraße nach Krtoli durchgeschnitten: Die Hälfte des Gemeindeterritoriums war nur über einen weiten Umweg, durch das Territorium von Kotor, erreichbar. Das Diplomkonzept des kombinierten Land- und Wasserknotenpunktes war völlig im Eimer, Tivat war ein kontinentaler Flughafen geworden. Und niemand, im Bauausschuss und Gemeinderat, empfand an all dem etwas Bedauernswertes.

Hier landeten jetzt Düsenmaschinen, die Touristen aus aller Welt herankarrten; die meisten verteilten sich aber über die Küste von Budva bis Ulcinj. Nur Herceg-Novi beanspruchte diesen Flughafen nicht - dort war man nach Dubrovnik orientiert. Die neue, moderne Landstraße übernahm auch ein Großteil des Fremdenverkehrs; so war das Autokamp des Bruders in Zelenika eine Goldgrube geworden. Die alte gute Eisenbahn ist aber aufgehoben worden. Statt dessen förderte man den Hafen von Bar, und zwar mit einer neuen Eisenbahnverbindung nach Serbien. Zelenika verödete ganz, wochenlang legte kein Schiff mehr im Hafen an. Über die große Bahnstation - die Schienen waren weggeschafft worden - wuchs Unkraut. Nebenan, am Strande des alten Hotels, tobten nur Kinder und trampelten im Park zwischen den Zelten herum, ohne für die Ortschaft etwas wirtschaftlich zu bedeuten. Aber auch weiter östlich: Das beschauliche Städtchen Budva - explodierte buchstäblich! Hier erstreckten sich die schönsten Strände Montenegros. Allmählich reihte sich dort Hotel an Hotel und Ferienhaus an Ferienhaus. Der größte, kilometerlange Strand bei Ulcinj war aber noch immer eine Wildnis, bis an die Albanische Grenze hin. Es schien unausweichlich, diesen Schatz auch noch für den Massentourismus zu erschließen. Ulcinj wollte ein Planungsbüro gründen mit kompetenten, gut bezahlten Fachleuten, und Zoltan wurde auch angeworben. Gegen gute Belohnung - aber eine Wohnung konnten sie doch nicht anbieten. Zoltan verließ sich also auf seine etwas klapprige Vespa: Die 100 Kilometer Entfernung zur Familie schaffe er schon über die Wochenenden. Wobei, man rechnete es mit Iren aus, - sie arbeitete jetzt als Buchhalterin des Tivater Hotelunternehmens – dass man so den allerhöchsten Traum auch erfüllen könnte: ein Auto zu beschaffen!

Ulcinj war schon ein ansehnlicher Fremdenverkehrsort, auch mit einem breiten Strand unter der Stadt, mehrheitlich albanisch und muslimisch bewohnt. Der Bürgermeister selbst war ein Albaner, er überließ dem

neuen Planungsbüro selbst die baubehördliche Hohheit. Der große Strand war noch nicht verplant. Er erstreckte sich etwas entfernt von der Stadt, hinter einer bewaldeten Felsenküste, wo ein Fluss einmündete. Dort standen die Kalimeras: wie ungarische Ziehbrunnen, aber breite Netze tragend. Diese brauchte man nur in das trübe Wasser des Flusses einzutauchen, um ganze Schwärme von Cefali herauszuziehen. Dahinter lag ein Refugium für ausgediente Esel und Pferde. Diese konnten dort weiden und trinken bis zum Lebensende. Und davor die unendliche Sandbank, begrenzt nur von dem blauen Horizont. Dieser Grün- und Sandstreifen war zu verplanen. Mit der Regionalbehörde in Titograd stimmte man den Flächennutzungsplan ab: Jeweils touristische Bebauungsabschnitte mit Grünzonen abwechselnd, dahinter die Erschließungsstraße, drüben mit jeweiligen Serviceeinheiten. Und den ersten Bauabschnitt hatte Zoltan bebauungsplanmäßig durchzuplanen. Für die Bebauung bewarb sich eine Plattenbaufirma, man musste also diese starre Bauformen in den Raum setzen. Er tat das Bestmögliche, allerdings schon mit erheblichen Existenzsorgen. Der neue „Zastava“-Wagen - die jugoslawische Produktion des kleinen FIAT - stand schon über die Wochenenden vor der Wohnung in Tivat, als es beschieden wurde, entweder nehme Zoltan den Dienst in Tivat wieder auf, oder er habe die Wohnung zu räumen. Sollte also die Familie auf die Straße? Die Entscheidung lag auf der Hand, Zoltan kehrte zu seiner Fron zurück. Unter schwersten materiellen Sorgen, um die Schuld für den Wagenkauf zu tilgen - und zwar als der schlechtest bezahlte Ingenieur in Montenegro. Die Amtskollegen ordneten, selbstverwaltend, den Lohntarif ja so, dass sie die bestbezahlten minderqualifizierten Gemeindeangestellten in Montenegro waren.

Der allgemein doch andauernde Aufschwung zeichnete aber einen neuen Silberstreifen an den Horizont. Der touristische Bauboom musste doch einheitlich reguliert werden: Die UNESCO und die Bundesregierung boten gemeinsam die Planungsfinanzierung für das ganze Südadriatische Gebiet an, - von der Insel Hvar bis an die Albanische Grenze - gemäß Erfahrungen aus Italien und Frankreich, in Zusammenarbeit mit dortigen Fachleuten und unter Führung des weltberühmt gewordenen Warschau-Erneuerers Ciborowski. Zwei Planungszentren wurden aufgestellt: in Dubrovnik und in Budva. Der tivater Poliermeister meinte aber, dass man sich dieser Planungsaktion entsagen sollte - er war nun besorgt, weil auch in Tivat immer wieder autoritative Fachleute aufkreuzten. Sein Sohn wusste aber, dass das nicht geht. Vielmehr: Er entließ Zoltan nach Budva, dass er sich dort um die Planungsinteressen der Gemeinde kümmert, und ihn auf dem Laufenden hält. Es gab eine harte Auseinandersetzung um die Brücke in

der Meerenge, wo die Fähre verkehrte. Tivat war stark dafür, Kotor dagegen - natürlich: Der Verkehr wäre so völlig nach Tivat umgelenkt - Herceg-Novi war indifferent. Zoltan konnte die Entscheidung zu Gunsten Tivats durchsetzen, und zwar mit der Berufung auf eine vorbildliche Studie des Professors Dobrović, - er lebte nicht mehr - die die Brücke befürwortete, mit einem Ausgleich für Kotor: Ein Tunnel sollte die Sackgasse dort beheben. Damit war das Wesentliche für Tivat getan - Zoltan wurde ins Rathaus zurückbeordert. Dort durfte er die Baugenehmigungen nach den Anweisungen des Poliermeisters schreiben und sich als Baupolizist herumschlagen. Währenddessen verplanten Belgrader Architekten die kleine Insel, mitten mit einer mittelalterlichen Klosterruine und mit Mosaikspuren einer römischen Villa, für ein Pavillonhotel, ab jetzt „Blumeninsel“ genannt. Mit tschechoslowakischer Investition setzten die Belgrader auch ein großes Hotel auf den entfernten-Strand - das „Blaue Horizont“. Ein bosnischer Architekt baute ein schönes Hotel bei Lastva. Zoltan schrieb die Baugenehmigungen...

Letztlich war das aufwändige Projekt Südadria doch für nichts da. Die Verwirklichung war für eine zwanzigjährige Frist ausgelegt worden - also bis 1990! - Ciborowski sagte aber selbst, dass die Planungsprognostik kaum so weit reicht. Und, es gab schon von Anfang an keine verplanten Geldmittel für die Verwirklichung der Planung selbst. Man hoffte auf eine Automatik ausländischer Investitionen - und Carlo Ponti zeigte tatsächlich Interesse. Er kam mit seiner Prachtfrau - der Sofia Loren! - zur Besichtigung. In Budva wurde Sofia gleich ein passendes Prachtgrundstück geschenkt, dass sie sich hier mal niederlässt. Wohl mit der Absicht, dass die Automatik eingeleitet wird, ähnlich wie in Saint Tropez - durch die Anwesenheit von Brigitte Bardot. Auf der Durchreise kehrten die Pontis nach Tivat nicht ein, sie gingen nach Kotor und dann auf die Fähre - berührten also doch das Tivater Gemeindeterritorium. Der Bürgermeister lief hin, um sich zu verneigen. Zoltan auch - wegen der Prachtfrau! Der gesetzte Carluccio verschwand fast unten ihr, unter ihrem hohen Busen und neben ihrem strahlenden Lächeln. Er fuhr dann aber zu Tito, auf Brioni, um mal zu fragen: Wie ist denn das eigentlich mit der Selbstverwaltung in Jugoslawien? Wenn er hier sein Geld geben würde, bestimmen dann auch die Hotelputzfrauen über die Investitionsgeschicke? Carlo bekam wohl eine bejahende Antwort, so gab er keinen Centesimo für die Verwirklichung des Projekts Südadria her. Bald kümmerte sich auch kein Mensch mehr um diese Planung, - der Poliermeister am wenigsten - obwohl der Plan Gesetzeskraft erlangte. Sofia beanspruchte das Geschenkgrundstück auch nicht.

In Zelenika kamen vereinzelt wieder ungarische Touristen an, so gab es Anlässe auch für Zoltan, dort Bekanntschaften zu knüpfen, nebst Familienbesuchen, besonders wenn Ákos da seine Sommerferien machte. Er war mit einer Serbin verheiratet, sie sprach aber einwandfrei ungarisch, so wurde sie dem Vater als Ungarin mit serbischem Familiennamen vorgestellt. Das war nichts ungewöhnliches, aber es war noch besser geworden, als Ákos geschieden wurde, und er dann eine Touristin aus Budapest heiratete. Tünde hatte hier nichts zu suchen: Sie war jetzt mit einem Montegriner verheiratet. Csaba hatte als Frau eine Ungarin aus Novi Sad und lebte bereits in seinem neugebauten Haus. Vater und Mutter wohnten wie gehabt, allerdings war Mutter voll im Autokamp beschäftigt, weil die Frau von Csaba - obwohl nicht berufstätig - irgendwie schwächelte. Nun war es aber Zeit, dass Zoltan sein Versprechen an die Mutter einlöst: die Reise nach Ungarn, mit seinem PKW; zumal man jetzt dort einige besuchswürdige Adressen gehabt hatte.

Zoltan wollte seinen Kindern den Plattensee, Budapest und Alsógöd zeigen - wo er auch als Kind weilte. Das Haus von Onkel Tibor war jetzt fremd bewohnt, es hieß: Die Familie flüchtete während des Krieges und wurde durch einen Bombentreffer auf den Zug ausgelöscht. Tante Lenke verkroch sich weit in Nordostungarn, dort reiste man aber nicht hin. Man besuchte nur noch die berühmte Puszta Hortobágy und kehrte nach Jugoslawien zurück. Unterwegs wollte sich Mutter an ihre Jugendjahre in Kecskemét erinnern, und zwar bei einer verwandten gutbürgerlichen Familie, die sogar einen Tennisplatz im Garten hatte. Es war auch dort niemand mehr vorzufinden. Die alte bürgerliche Welt Ungarns hatte man einfach ausradiert, so erzählten die neuen Bekannten in Budapest: Razziamäßig sind die Familien, vom früheren Regime, in elende Lager auf dem Lande vertrieben worden. Diese Lager sind nach Stalins Tode zwar aufgelöst worden, aber die Familien hat man materiell nicht mehr rehabilitiert. Sonst war es eigenartig, wie man sie - die Jugoslawen - da umschwärmt hatte. Als würde man dort in einem Paradies leben. Das System der sozialistisch selbstverwaltenden Marktwirtschaft fanden sie sagenhaft. Es war so: Damals, als sich die Ungarn gegen die Sowjets und gegen das eigene Unterdrückungsregime erhoben hatten, hatten sie die jugoslawische Ordnung der Selbstverwaltung als erstrebenswerte Neuordnung auch für Ungarn vor Augen gehabt. Jetzt, gut zehn Jahre danach, war noch immer sichtbar, dass die jugoslawischen Lebensumstände deutlich besser sind, als sie sie in Ungarn hatten.

Diese Bekannten, dort in Ungarn, sind aber bar des Vergleichs gewesen, nach Westen durften sie ja kaum reisen. Dagegen: Einkaufsfahrten nach

Italien, mit der Fähre Bar-Bari waren hierzulande schon ein Alltag geworden. Mode war, dass man auf den Fernsehapparat, - wo übrigens nur italienisches Programm lief - ein schön bunt beleuchtetes Modell der venezianischen Gondola stellte. Als Nachweis dafür: Man war schon in Italien! Das höchste war aber, Bad und Küche mit den in Italien gekauften Kacheln zu verkleiden! Das ging natürlich nur, wenn man mit dem Auto hinüberfuhr. In Tivat ist der Stellplatzmangel allmählich spürbar geworden. So hat auch Zoltan mit Iren – die Kinder blieben in Obhut der Großeltern - eine Italienreise vorgenommen. Natürlich Bari, mit der berühmten Romanik, dann Castell del Monte, Napoli mit Aufstieg auf den Vesuv - der Anblick der Industrielandschaft darunter gab zu denken: Wo ist etwas Vergleichbares in Jugoslawien vorhanden? Und Pompeji: Die alten Römer waren doch genauso gemein gewesen wie die Leute heute in Tivat - die schöne Antike ist ja nur eine Auslese von neuzeitlichen Intellektuellen. Dann Sorrento, Capri mit der Blauen Grotte, Amalfi, Paestum und hindurch nach Taranto, mit dem Abstecher zu den archaischen Trulli, schon auf dem Rückweg nach Bari. Und eine Reise nach Deutschland, wo Iren ihre Verwandten aus Werschetz hatte. Der Adriaküste entlang auf Venedig - Gondolata per Canal Grande, an den vielen Palazzi vorbei, dann durch die Gassen spazierend – Zoltan wähnte, er kehre in seine Kindheit zurück: das venezianische Rot, die steinernen Öffnungsumrahmungen, Gitter, manchmal schiefe und kahle Natursteinmauern, Fensterjalousien, Gesimse, Bellvedere-Erhöhlungen, Dachziegel, die phantastisch geformten Schornsteine - und auch alles-alles zusammen! In seiner Heimat allmählich schon getilgt, hier aber noch immer so, wie es sich ihm in der Kindheit unbewusst eingeprägt hatte. Dann durch die sagenhafte, kriegsverschonte Schweiz: die Raststätte-Sanitarien blitzblank - sogar mit Handtüchern ausgestattet! - feiner als die Klos im Rathaus von Tivat. Der Vierwaldstädter See: in der Literatur doch mit der Bucht von Kotor verglichen. Endlich Deutschland: Rastatt und der Friseursalon von Irens Verwandten. Das Geschäft war schon zu, Iren klingelte aufgeregt. Diese Familie flüchtete noch im Krieg, jetzt wohnte sie im Obergeschoss des großen Geschäftshauses, daneben eine breite Garage und dahinter noch ein schöner Garten. Einige Tage blieb man da, es wurde das Mietshaus mit sechs Wohnungen gezeigt, das sie gerade bauten - Wirtschaftswunder eben! Sie belächelten es milde, wie man Stunden mit dem Studium des Neckermann-Katalogs verbrachte. In Gaggenau besuchte man jene Verwandten, die man schon kannte: den ungelernten Kutscher, der in Werschetz Baumaterial zustellte. Dort wohnten sie in einem Loch - hier hatten sie schon ein ordentliches Reihenhaus als eigen. Wirtschaftswunder eben! In München waren ganze Straßenzüge aufgerissen, dunkelhaarige Arbeiter schwärmten überall herum,

vielerorts sprachen sie slawisch, man erkannte den bosnischen Akzent. Gastarbeiter - die holen sich ihren Anteil aus dem Wirtschaftswunder...

Zoltan machte einen entscheidenden Versuch. Es stand die Neuwahl des Bauausschusses an. So schlug er eine Kandidatenliste vor - ohne den Poliermeister. Die Amtskollegen lachten ihn bald aus: Die definitive Kandidatenliste wurde mit dem Poliermeister aufgestellt, aber ohne jene Namen, die irgendwie noch als Daro-treu galten. Und wer auf der Kandidatenliste stand - der war immer und unvermeidbar auch „gewählt“. Dann konnte es wieder geschehen: Ein armer Arbeiter der Ziegelfabrik begann den Bau seines Hauses, ohne Genehmigung, dort in der flächennutzungsplanmäßig festgestellten Industriezone. Zoltan wollte gesetzlich-baupolizeimäßig erschreckend vorgehen: verbot den Weiterbau und erstattete Anzeige für die Höchststrafe. Der Mann kam weinend: „Was hast du mit mir gemacht!“. Allerdings haben auch fremde Herrschaften ihre Ferienhäuser überall rumgebaut. Zoltan verweigerte einem General a.D. die Baugenehmigung, in derselben Industriezone. Der ging zum Bürgermeister, und der selbstverwaltende Gemeinderat ordnete die Genehmigung an. Nun besuchte Zoltan den armen Teufel und erzählte ihm den Vorfall. Er soll auch zum Bürgermeister gehen.



Das Vorzimmer des Deutschen Konsulats in Zagreb war gerammelt voll. Für die Einreisebewilligung als Gastarbeiter brauchte man nur die Einladung eines deutschen Arbeitgebers, die Ausreise aus Jugoslawien war problemlos. Zoltan hatte die Zuschrift eines deutschen Architekturbüros hier schon eingereicht, der Verwandte in Rastatt hatte das dort durch das Arbeitsamt erledigt. Bald rief man ihn zum Schalter, und er hatte nun alle Papiere für einen Arbeitsaufenthalt in Deutschland in den Händen. Man hat mit Iren ausgerechnet, dass mit den vorhandenen Einkünften eine ordentliche Hochschulbildung der Kinder unmöglich wird. Was sie zusammen verdienen, reicht gerade für das Leben. Außerdem - wurde ihm zugeflüstert - ein Lehrer der Oberstufe, in Tivat, habe schon so geredet, dass er „nur auf diese Ungarin wartet“. Der meinte die Tochter Szende. Zoltan selbst hatte beruflich auch nichts mehr zu erwarten gehabt. Deutschland lockte aber mit dem sagenhaften Wirtschaftswunder. In Zagreb löste er jetzt die Bahnkarte für die erste Klasse – man will doch standesgemäß ankommen! Es war Advent gewesen: Durch Österreich funkelten schon überall, in den Gärten, die kerzengeschmückten Tannenbäume. Der deutsche Zöllner filzte aber doch sein Gepäck.

Im Architekturbüro wurde Zoltan eingesetzt als - Bauzeichner. Natürlich machte er diese Arbeit sehr gut, der Abteilungsleiter war hell begeistert. Es war auch kein Problem gewesen, schachtelförmige Industriehallen zu zeichnen, immer das Gleiche: Stütze, Stütze, Stütze - Flachdach - und Waschbeton-Plattenelemente als Fassadenverkleidung drauf. Daimler-Benz, IBM und sonst was. Was Daimler-Benz produzierte, wusste er natürlich. Der Abteilungsleiter zeigte ihm aber, was in den Riesenanlagen von IBM, bei Stuttgart, produziert wird: nur fingernagelgroße Plättchen - etwas ganz-ganz Neues! Allerdings arbeitete Zoltan, beim Zusammenzählen der Bemaßungen, noch mit einem ratternden Kurbelrechner. Durch das Fenster sah er die Kinder des Chefs im Hofe spielend - wie einst er selbst im Hotelpark - jetzt war aber er hier ein für Lohn arbeitender Knecht geworden. Als Dienstleistender im sozialistischen Kollektiv kam dieses Gefühl nicht auf. Doch ist man da, jetzt im Kapitalismus, dreifach besser bezahlt. Und man hoffte ja, diese niedrige Arbeit wird sich auch schon bessern, wenn man seine rudimentäre deutsche Sprache verbessert hat - der Kapitalist wird alle seine Fähigkeiten sehr wohl nützen wollen. Zoltan rief Iren zu sich, dass sie zusammen überlegen, wie es weitergehen soll. Hauptproblem: die Schulung der Kinder; sie sprachen kein Wort deutsch. Sie trafen die radikalste Entscheidung - Unentschiedenheit führt zu nichts! - die aufkommenden Probleme werde man schon nacheinander meistern: Sobald das Schuljahr in Jugoslawien beendet ist, kommen sie alle zusammen. Bevor Iren verreiste, mieteten sie eine elegante Wohnung, - ingenieurmäßig-standesgemäß musste es eben sein! - und Zoltan fing an mit der Einrichtung. Als die Familie im Frühsommer in Rastatt eintraf, mit allem was der kleine FIAT bloß tragen konnte, fehlte nur noch die Einrichtung des großen Wohnzimmers.

Erst einmal wollte man kein „Gastarbeiter“ sein. Durch Irens Verwandtschaft war es ja möglich, den Status von Spätaussiedlern zu bekommen. Iren ging der Sache nach, besorgte die eidesstattlichen Erklärungen, dass die Familie Rozsa in Werschetz deutschbekenndend war - ein Schulzeugnis mit Hakenkreuz und das Dokument über die Entlassung aus dem Lager, mit dem fünfzackigen Stern, konnte sie selbst beilegen - und nach einer Weile hatten sie beide die Einladung zum Landratsamt erhalten. In der Amtsstube verlangte der Beamte die jugoslawischen Pässe, er löcherte sie durch und schob sie, mit der familiären Einbürgerungsurkunde und zwei deutschen Personalausweisen, zurück. „Ihr seid jetzt deutsche Staatsangehörige“ - sagte der Beamte. Zuhause legten sie die löchrigen Pässe mit den doch weiter gültigen jugoslawischen Personalausweisen ad acta. Erst jetzt schaute Zoltan genauer seinen neuen Personalausweis an: Dort

stand geschrieben dass er - ein Deutscher ist... Danach erhielten sie auch noch Ausweise „für Vertriebene und Flüchtlinge“ - mit dem Hinweis, dass sie damit besondere Rechte und Vergünstigungen in Anspruch nehmen können. Die Verwandten belehrten sie, dass man den deutschen Ausgleich für in Jugoslawien verlustig gegangenes Vermögen erlangen könne. Aus Werschetz war aber nichts zu holen: Irens Eltern verkauften dort ihr Häusle und zogen hierher auch nach. Das Strandhotel mit Parkanlage in Zelenika? Dort hatte nur Zoltans Vater seine Rechte - undenkbar aber, dass auch er ein „Deutscher“ wird!

Im Belgrader Diplom steht es, dass Zoltan zur Führung des Titels „Diplomingenieur Architekt“ berechtigt ist. Überraschend war dann, dass er sich in Deutschland nicht Architekt nennen darf. Diesen Berufstitel kann aber jeder Bauzeichner nach 10 Praxisjahren erlangen, und er selbst auch nur, wenn er Mitglied der Architektenkammer wird. Erst einmal - das hat zwei Jahre gedauert - musste Zoltan erledigen: Sein Diplom anerkennen lassen, und dann Mitgliedsbeiträge der Architektenzunft zahlen. Dafür bekam er das „Architektenblatt“ zugestellt. Bereits mit zünftigen Klagen: „Das Ende einer Legende“ - so titelte man über die Talfahrt der Bauwirtschaft. Die Kammer sprach deswegen die Politiker an, und dann reagierten auch die Zeitungen: „Das dicke Ende nach fetten Jahren“. Der Traumberuf Architekt - schön in das Wirtschaftswunder eingebettet - knickte plötzlich ab: Es gab zu viele Architekten, hieß es, für die voraussichtliche Auftragslage - trotzdem drängen noch weiter die Studenten in diesen „Traumberuf“. Zoltan hatte zwar schon längst ausgeträumt, hoffte aber, in seinem Beruf doch ordentlich aufgehoben zu sein und etwas Gutes auch leisten zu dürfen. Es blieb aber dabei: Stütze-Stütze-Stütze-Flachdach. Für ein Gehalt, das vielfach niedriger war als es den gleich qualifizierten - eigentlichen - deutschen Kollegen zustand. Obwohl man mit seinem Lohn doch verhältnismäßig ordentlich leben konnte. Es war aber schon nach einem halben Jahr frustrierend geworden: Die schöne Einkauferei war zum Alltag geschrumpft und überwog bereits das Bewusstsein, dass man gesellschaftlich ganz niedrig unten stehe. Auch Iren: Fabrikarbeiterin im Akkord! Die Kinder - „geburtstarke Jahrgänge“ - in der überfüllten Schule, Statisten neben der deutschen Sprache.

Die deutsche Sprache! Zoltan konnte sich nur notdürftig verständigen, das Gesprochene im Radio, oder das Gedruckte suchte er sinnlich nur im Mosaik der verständlichen Wörter zu erfassen. In wenigen Monaten allerdings mit deutlichen Fortschritten: Er las bereits „Der Spiegel“ und verfolgte eifrig die Fernsehsendungen - wegen des Zusammenspiels von Ausdruck und Bild - um diese neue Welt auch inhaltlich zu verstehen.

Bald konnte er sich schon politisch orientieren: Willi Brandt war wegen seines Kniefalls in Polen und wegen der freundlichen Ostpolitik auf die Schippe genommen - also erst einmal: SPD sympathisch, CDU antipatisch. Obwohl die ganze „vertriebene“ Verwandtschaft hier stockkonservativ war: Der rote Willi verkauft ja Deutschland an die Kommunisten. Diese treiben bereits Terror durch Deutschland! Allerdings konnte man, bei aller Anstrengung, nicht verstehen was denn solche Leute wie Baader, Ensslin, Meinhof - Frauen sogar! - überhaupt wollen? Andererseits auch unverständlich: Junge Leute verdammen den „Leistungsdruck“, sie „steigen aus“, aus den mit „Radikalenerlassen“ verwalteten und „umweltkatastrophalen“ Zuständen; sie - lange gescheitelte Haare und wallende Roben - schlagen ihre Zeit mit irgend welchen geblühten indischen Bräuchen tot. Eigentlich wissen sie nicht, wie gut sie es haben; auch wenn sie sich mit Drogen ausschalten - oder sich damit tatsächlich zu Tode bringen. Andere färben ihre Haare knallrot oder blitzblau, bohren sich Patentnadeln in Mundwinkel und Ohren, umhängen sich mit Ketten, und in bunte Fetzen gehüllt, wollen sie - so heißt es - dermaßen ekeleregend, auch Zoltan aus seinen „bürgerlichen“ Auffassungen rütteln...

Zoltan war aber ohnehin reichlich aufgerüttelt, wollte seine Probleme nicht ignorieren, sondern diese bestens erkennen und, so eben, bewältigen. Oder zwischen den erkannten Lücken weiter kommen. Wenn es heißt: Ausländer sind auch Menschen, dann weiß man: Ausländer sind in Deutschland eben nicht selbstverständlich Menschen! Dass man ihn - trotz deutscher Staatsangehörigkeit - als einen Ausländer erkennt, das kann man nicht ändern. Was aber für ein Ausländer soll man sein? Türke gewiss nicht, die Türken rangieren ja ganz unten und, glücklicherweise, gehöre man einfach nicht dorthin. Jugoslawe? - schon - allerdings das vielgelobte Regime Titos bekam neuerdings Kratzer, wegen des „Kroatischen Frühlings“. Die Kroaten rebellierten - im Fernsehen sah man die Massendemonstrationen - weil ihre mit dem Adriatourismus verdienten Devisen von Serbien aufgesogen wurden, und die Kroaten begehrten plötzlich eine weitgehende Selbständigkeit. Tito erstickte diese „unkontrollierte“ Bewegung zu noch mehr Selbstverwaltung. Deutsche Zeitungskommentare beschäftigten sich nun, aus diesem Anlass, mit den jugoslawischen Zuständen - auch mit der berühmten Selbstverwaltung. Diese entstand ideologisch, als Antwort auf die stalinistische Ideologie, aber doch zur Bewahrung des Einparteiensystems: zu Gunsten dessen Elite - der neuen Klasse. Man regierte mit vorgefertigten Beschlüssen ohne Alternativen, und man speiste das Volk mit Wohlstandskrümel ab. So brachte das vordergründige Selbstverwaltungssystem keine wesentlichen

Besserungen hervor, und das bereits seit Jahrzehnten. Die Massen von jugoslawischen Gastarbeitern bezeugten das gerade hier, in Deutschland. Diese Leute rangierten zwar eine Stufe höher als die Türken, aber unter den Italienern. Also - erwog Zoltan – er verschweige Jugoslawien und mache sich als Ungar geltend: Aus der allmählich ruhmvoll gewordenen „fröhlichsten Baracke“ des Ostblocks her. Nicht schlecht: Als er sich als Ungar äußerte, blitzten schon die deutschen Augen: Piroshka, Paprika, Puszta, Operette, hej cigány, Marika Röck - jajj! Fein: Man bleibe ein Ungar, und zwar unter den wenigen Westungarn - den politischen Emigranten - die da draußen ohnehin vorbildliche Karrieren machten. Allerdings stand man in Rastatt mit seinem Ungartum ganz allein.

Sie wohnten jetzt im dörflichen Stadtteil Niederbühl, wo das Autobahngeräusch deutlich hörbar ist, etwas störend, aber Zoltan hatte es mit dem Meeresgeräusch verglichen; so ist dieses Dauersausen fast heimatlich geworden. Wie im Strandhotel seiner Kindheit! Die Deutschlererin in der Schule erbarmte sich, sie nahm sich persönlich der Kinder an, so kamen sie über die Runde. Iren - sie hatte keine Sprachprobleme - bewarb sich erfolgreich als Buchhalterin einer Familiendruckerei. Jetzt lag es nur noch an Zoltan, über die Runden zu kommen. Im großen Architekturbüro „spezialisierte“ er sich bereits allzu sehr auf das Zeichnen von Stützen und Flachdächern - zu Niedriglohn - und, wenn diese Arbeit ausgeht, wie die zunehmende Wirtschaftskrise schon drohend ankündigte, was geschieht dann überhaupt? Es sprach sich herum, dass man unter die Fittiche des Staates wechseln sollte; eigentlich war das ja auch seine Berufserfahrung gewesen: städtische Einstellung. Er bewarb sich immer wieder auf die Anzeigen im Architektenblatt. Und, endlich gelang es: Die Stadtverwaltung in Schramberg, hundert Kilometer weit entfernt im Schwarzwald, fand ihn geeignet für ihre städtebauliche Planung, bei ordentlicher Tarifzahlung. Es waren die Zeiten von „Eingemeindungen“; Schramberg wuchs sich als Große Kreisstadt aus und leistete sich das gesonderte Planungsamt, nebst Hoch-, Tief- und Baurechtsämtern. Man brauchte allerlei Ingenieure. Zoltan mietete dort ein Zimmer und begann mit dem Pendelleben: jedes Wochenende nach Rastatt. Den Umzug wollte man den Kindern nicht zumuten, auch Iren war mit ihrer Stelle und in der verwandten Umgebung zufrieden. Zoltan dachte: Einige Jahre arbeitet er sich in die Stadtverwaltung ein, dann finde er eine ganz geeignete Einstellung, da, im attraktiven Umkreis von Baden-Baden und Karlsruhe. Nun wagten sie sich an die Verschuldung: Statt Miete, zahlt man eine Eigentumswohnung selbst ab. Knapp fünf Jahre nach der Umsiedlung,

hatten sie ihr verbrieftes Eigentum in Rastatt: eine große Vierzimmer-Wohnung in einem kleinen Neubau, am ruhigen grünen Stadtrand.

Wie kam es, dass Zoltan bei seinen wöchentlichen Pendelfahrten, immer wieder an den Spruch denken musste: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht? Gibt es Vorahnungen? In der Gegend von Ortenberg geschah es. Dort verleitet ein großzügiger Straßenabschnitt zu höherer Geschwindigkeit; der Verkehr war spärlich, das Wetter schön. Plötzlich begann der Wagen zu taumeln. Zoltan versuchte, mit dem Lenkrad zu parieren: rechts-links-rechts-wieder links, seine Reaktionen waren aber immer etwas verspätet - der Wagen schien völlig besoffen zu sein... Aber, man hat doch Vorderrtrieb – ein bisschen mehr Gas drauf - ja, das hat gewirkt – man taumelt nicht mehr, aber jetzt näherte man sich dem Straßenrand - nur vorsichtig, ein wenig links lenken - aber der Wagen folgt nicht! Die Haare stehen zum Himmel... Um Gottes willen nur noch - nur noch ein bisschen nach links... und der Wagen schlägt plötzlich ganz nach links um - nichts mehr zu machen! Man ist schon auf der Seite des Gegenverkehrs!... Jene zwei! Die zwei Wagen, die weit weg waren, sind schon da - das Gesicht des Menschen hinter der Windschutzscheibe - jemand sitzt bei ihm - plötzlich ist alles Weiß geworden...

Der Kopf brummt so... Davor die zersplitterte Windschutzscheibe - sieht man die Wiese. Man - man muss hier irgendwie raus... Fremde Hände fassen an, sie zerren hinaus. Jetzt liegt er auf dem Gras, jemand schlitzt sein linkes Hosenbein auf. Es ist gut, der wird sicherlich auch den Notdienst rufen. Menschen bewegen sich um ihn herum. Jemand zählte laut auf, dass vier Autos verunglückt sind. Nicht nur jene zwei? Türken sind das gewesen. Gastarbeiter. Man fragt ihn, ob er ein Jugoslawe sei? Was für ein Blödsinn – ärgert sich... Ungar ist er - und das sagte er auch. Ein Ungar - wiederholte der Deutsche - er verlor ein Auge... Das machte ihn aber besorgt: Tatsächlich ertastete er etwas Weiches auf der rechten Wange. Er schloss sein linkes Auge, und - sah nichts mehr. Nur mit dem linken Auge konnte er seinen Wagen sehen: Der lag mit den Rädern nach oben, den Motor bis zum Sitz gedrückt und die Lenkradachse gebogen, bis zum Dach hin! Wie passte man dort hinein? Und, werde man mit einem Auge noch ordentlich zeichnen können? Jetzt hörte man die Sirene des Rettungswagens. Merkwürdig, wie schnell sie da sind! Man hob ihn auf, man trug ihn, man schob ihn, und man fuhr los. Es hatte nur Minuten gedauert, - Zoltan wunderte sich wieder, - und man erreichte schon das Krankenhaus in Offenburg. Dort sagte jemand, dass er weiter nach Freiburg soll. Zoltan hörte die Autobahngeräusche wie aus einem Traum... Dann auch den Straßenverkehr... Die Zeit war so

beschleunigt gewesen... Die Tür wurde aufgerissen, man fragte nach seiner Telefonnummer. Er strengte sich an: Rastatt... drei... neun... acht... neun... fünf.

Jetzt rollte man ihn durch die Gänge, er schaute auf die Decken hinauf, die änderten sich stets, schoben sich ineinander, wirbelten durcheinander, schlugen aus- und ineinander; sie begannen in barocke Formen überzugehen: Es stellte sich heraus, dass man doch im alten Schloss von Rastatt ist. Irgendeine verdächtige Sekte will ihn da heilen: mit Aderlass und mit einer erfrischenden Salbe. Sie lassen seine Frau nicht heran. Es hieß, seine Atembeklemmung soll mit Halsaufschneiden und mit dem Herausziehen des Gurgelrohrs beseitigt werden. Zoltan wehrt sich mit Händen und Füßen, aber auch danach bekam er keine Ruhe: Irgendeine Maschine quält ihn ununterbrochen mit rrrrr-tak-tak-tak Geräuschen... Das Motorgeräusch verblüfft aber letztlich – man fliegt ja über die Adriaküste! Wie schön, dass man aus dieser zweifelhaften Anstalt weg ist! Aus dem runden Fenster des Flugzeugs schaut er auf die heimatliche bekannte Küste herunter: Es bleiben das Buschdickicht und die Felsen rasch zurück, sie wechseln zum Anblick der sonnenbestrahlten schimmernd blauen Wasserfläche, während vorn - im Dunst - eine Insel erscheint... Dort landet man. Zarte Bora weht - und treibt Fische in der Luft. Hin und her flattern sie herum, jene in der Kindheit oft geangelten, flachen Fischgestalten.

Man führte Zoltan nach Herceg-Novı, um eine Filmpremiere über die Geschichte des hiesigen Fremdenverkehrs anzuschauen. Es begann mit seinem Großvater: In schneidiger Husarenuniform führte er seine Gäste zum Wiener Walzer auf, in seinem neugebauten Hotel. Zoltans Geburtshaus stand dort, am Strande, mit drei roten Ziegeltürmen und der beleuchteten Veranda, von wo man die Musik zum Wasser hinaus hörte... Und in der fröhlichen Gesellschaft sah man auch den jungen Vater mit der Mutter. Das Ablaufen des Films interessierte dann nicht mehr – Zoltan wollte zurück nach Rastatt, zu seiner Familie - er fühle sich so schlecht. Man sagte ihm, dass er von Kotor nach Deutschland fahren kann, und dass es gerade eine Gelegenheit gibt, mit einer Straßenbaumaschine nach Kotor zu kommen. Vorn ragten riesige Klauen auf der Maschine empor - Zoltan bekam Platz neben dem Maschinisten - und sie fuhren los, aus Herceg-Novı, die alte Landstraße verbreiternd, im Eiltempo die Erde und Felsen nagend. Das rhythmische Rattern drang ins Gehirn... In Zelenika pflügte man durch den Familienbesitz hindurch, und immer weiter, ratternd um die Bucht herum; vor Risan drang man sogar unter Wasser, über den Meeresgrund an den römischen Ruinen vorbei. Am Gegenufer kraxelte die Maschine auf den

öden Berghang hinauf, über Schrecken einflößende Stellen hinweg, unwiderstehlich die Felsen nagend, mit abstürzenden Geröllkatarakten dahinter... In Kotor konnte Zoltan den Zug nehmen, der fuhr über die Straße der gegenüberliegenden Küste los, - ohne Schienen - aus dem Fenster konnte er noch seine Geschwister erblicken. Es gelang nicht, sich mit ihnen zu treffen. In der Meerenge, zwischen den beiden Buchtbecken, hob die Komposition ab - man flog nach Deutschland und landete auf den Flugplatz von Freiburg, auf einer Höhe des Schwarzwaldes. Dort wies man Zoltan in ein Barackenlager ein, mit anderen Kranken zusammen. Da traf ihn Iren endlich an. Er freute sich so sehr, wollte sie umarmen, küssen. Nicht hier - sagte sie - von hier wirst du noch nach Freiburg heruntergeholt, in die Klinik, dort bist du dann bestens aufgehoben. Das hat ihn beruhigt. Am Abend hat man ihn in ein Flugzeug gesetzt, - hier verkehrte eine Unzahl von Flugzeugen, - der Verkehr hin und her war sehr groß, und die Lichter dieser vielen Flugzeuge schienen wie eine Brücke die Stadt mit dem Berg zu verbinden. Zoltan genoss diesen Anblick...

Iren schüttelte ihn von einer Seite des Betts. Von der anderen Seite lächelte ihn die Tochter an. Du hast sehr-sehr tief geschlafen, sagten sie. Da war er, in der Freiburger Klinik. Zoltan wollte aber nicht wahrhaben, dass er zwischendurch nicht in seiner Heimat weilte - das wusste er doch ganz lebhaft! Obwohl er nicht einmal Kraft zum Aufsitzen hatte. Allmählich musste Zoltan aber doch glauben, dass seit dem Unfall sechs Wochen vergangen sind, er war bewusstlos und dem Tode geweiht. Man hat seinen Unterschenkel amputiert - eine Beinprothese steht ihm aber zu - das Glasauge hat man schon eingesetzt, seine Gesichtsknochen sind zertrümmert. Das wird zwar noch operiert, aber die Gesichtszüge werden nicht mehr so sein, wie sie ihm angeboren waren.



Unter den ersten Ausflugszielen, die man zum Kennen lernen der neuen Wahlheimat besuchte, sind die Donauquellen im Schwarzwald gewesen. Durch das Gutachtal fahrend – Werbung mit den schicken Bollenhut-Mädchen! - und hinauf zum Bergquell. Dort haben die Kinder mehrfach die „Donau“ übersprungen: Kaum zu fassen, wenn man an den majestätischen Fluss bei Budapest oder Belgrad denkt! Auch hatte man nicht im Traum gedacht, dass nach wenigen Jahren, hier unweit - in Schramberg - Zoltan sein endgültiges Berufsauskommen finden werde. In einem echt schwäbischen Industriestädtchen, tief im engen Tal versteckt, mit „schwarzen“ Tannenwäldern drum herum. Keine zehn Minuten Gang in die Querrichtung, schon ist man im Urwald - wie vor

tausend Jahren. Schramberg ist im 16. Jahrhundert ein Marktflecken geworden, seit Mitte des 19. Jahrhunderts dann Heimat der Schwarzwälder Uhrenindustrie - der Weltmarke „Junghans“ – und so wurde die Ortschaft zur Stadt erhoben. Spät in der Zwischenkriegszeit war die Hochlandgemeinde Sulgen zu Schramberg geschlagen worden - als eine räumlich völlig verschiedene Agglomeration. Jetzt sollte dort die weitere Stadtentwicklung stattfinden, auch mit Auslagerung der Industrie aus dem engen Tal, während die Talstadt selbst saniert und explizit humanisiert werden sollte.

Kaum schaltete sich Zoltan in diese Planungsvorhaben ein, riss ihn der Unfall für ein ganzes Jahr davon. Halbwegs arbeitsfähig, stets noch unter Nachuntersuchungen und Nachbehandlungen, bemühte er sich, doch seine Arbeit aufzunehmen. Man wollte ihn aber nicht mehr haben! Frische Architekten standen zuhauf auf der Straße. Zwei Jahre lang ging Zoltans ganze Energie für den Kampf drauf, sich gegen die Abstoßungsversuche zu wehren. Das Sozialgesetz - Schutz der Schwerbehinderten - stand aber auf seiner Seite, daher waren die Gegenversuche unlaut gewesen, auch bis zum kaum erträglichen Mobbing hin. Letztlich einigte man sich so, dass er nur von Montagmittag bis Donnerstagmittag arbeiten werde. So konnte er ohne wesentliche materielle Bedrohung ganze drei Wochentage in Rastatt mit der Familie verbringen und die Pendelfahrten mit Zug und Bus tätigen. Die ruhigen Halbtagsfahrten hatte er zum Lesen, gelegentlich auch zum Schreiben genutzt. Das Leben pendelte sich so für ein ganzes Jahrzehnt ein. Alle Baugesuche in der Stadt gingen über seinen Tisch, er prüfte ihre Eignung mit den städtebaulichen Vorstellungen und, bei Bedenken, besprach er die Änderungen - oder zeichnete sie auch vor - mit den Architekten. In Sulgen wurden einige Stadteile gemäß seinen Bebauungsplänen erbaut. Schon vor dem Unfall begann er architekturtheoretische Studien in der Freiburger Zeitschrift „Das Münster“ und aktuelle Betrachtungen im „Badischen Tagblatt“ zu schreiben; jetzt wandte Zoltan die ausgedehnte Freizeit auch zur Erforschung seiner Familiengeschichte auf.

Sein Vater meinte: Die Familie stamme von einem armen ungarischen Schmied ab, der in Buda für reiche Deutsche arbeitend, den Nachnamen Unger bekam. Nach der Türkenvertreibung rief man nämlich nur Deutsche nach Buda und Pest, Eugen von Savoyen konnte ja nach Wien auch melden: „Capitalis Hungariae germanica facta est“ (so einem stellt man dann das Reiterdenkmal vor die exponierteste Stelle des Königspalastes!). Trotzdem konnte der arme Schmied seinen Sohn - bereits Zoltans Urgroßvater - zum Architekten ausbilden. Der arbeitete

sich dann zu solchem Reichtum auf, dass eine ganze Straße in Budapest sein Eigentum geworden war und, weil er selbstbewusst seinen Namen als Magyar übersetzte, nannte man auch diese Straße nach dem Familiennamen. Dabei sei dieser Ahn – er hieß Gyula - auch ein Schürzenjäger, Trunkenbold und Raucher gewesen. So verließ ihn seine Frau und kam mit dem Sohn Antal nach Zelenika. Seitdem trinkt man keinen Alkohol, und man raucht auch nicht in der Familie. Mit soviel Familiengeschichte hatte Zoltan angefangen. Übrigens sprach sein Vater auch über irgendwelche Verwandtschaft mit dem Malerkünstler Viktor Madarász.

Nachdem Zoltan in Schramberg seine Existenz fand, machte er den ersten Besuch in Zelenika seit der Umsiedlung. Dort setzte er sich an den Schreibtisch seines Großvaters - der wurde nach der Hotelenteignung herübergerettet - und las alle noch vorhandenen alten Papiere durch. Das Ringen des Großvaters mit seinen Schulden war noch ziemlich dokumentiert gewesen. Zoltan wollte den Vater auch eingehend ausfragen, er blieb aber karg. Über seinen Vater sagte er nur. „Er war gerecht streng gewesen“. Mehr konnte man von anderen alten Menschen - sogar bis Tivat hin - und von später entdeckten Verwandten oder durch die Archivarbeit erfahren: Großvater war ein idealistischer Träumer und altruistischer Wohltäter. Der Vater betrachtete diese Anstrengungen von Zoltan eher misstrauisch. In seiner Taufurkunde stand es: Drei seiner Großeltern waren zugegen - nur Gyula nicht! Gemäß Heiratsurkunde von Ida und Antal, sind ihre Zeugen Viktor Madarász und der Musiker Ferenc Erkel gewesen. Aus Budapester Matrikenbüchern hatte Zoltan danach brieflich erfahren: Sein Ururgroßvater - der Vater von Gyula - war Franciscus Unger Schmiedmeister! Er war noch vor dem Tode der Kaiserin Maria Theresia in Pest - nicht in Buda! - geboren. Sein Vater hieß Benedictus. Die Magyar-Gasse fand man auf dem Stadtplan von Budapest: Sie verlief unter den Stadtmauern - heute parallel mit der Museum-Ringstraße. Aus dem Stadtarchiv kam die Nachricht: Benedek Unger Schmiedmeister tauschte 1746 sein abgelegenes Haus mit einem Haus gleich beim meistfrequentierten Stadttor von Pest - an der Ecke der heutigen Magyar-Gasse! Bei seiner 1740 erfolgten Einbürgerung in Pest ließ Benedek wissen, dass er aus dem Burgenland kam (wohl als Wandergeselle) - also aus dem damals extremen Westungarn her - wo der Name Unger häufig vorkommt.

Der rote Faden der Familiengeschichte war da. Noch Während der Genesungszeit nach dem Unfall ging Zoltan nach Budapest zum Stadtarchiv und arbeitete sich dort auch in die alten Stadtpläne und

Adressenbücher ein. Das Archiv verfügte über eine dicke Erbschaftsdokumentation des Ur-Urgroßvaters. Es ist nun deutlich geworden: Ferenc Unger war steinreich, allen Anzeichen nach war er ein nüchterner „Biedermeier“ gewesen, gut bürgerlich; er übte seinen Schmiedeberuf nicht mehr aus. Von seinen vielen Kindern überlebten zwei Söhne – Ferenc junior und Gyula - und zwei Töchter; diese waren beidseitig mit Brüdern von Ferenc Erkel verheiratet! Die Geschichte der Magyar-Gasse sah so aus: Nach der Türkenvertreibung war der Straßenzug in einer Halbkilometer-Länge grundsätzlich schon ausgebildet gewesen. Nachdem Benedek sein Haus dort erworben hatte, änderte sich die Ecklage, weil er das alte Haus abtragen ließ, und ein ansehnlicheres Haus mit Innenhof erstellte. Vorher war die Gasse unterschiedlich auf Wehranlagen bezogen genannt. Ab dem Zuzug Benedikts heißt sie aber Unger-Gasse! - offensichtlich gemäß Benedeks markanter Schmiedewerkstatt. Der Familienname verbreitete sich später auch auf den ganzen Straßenzug. Allmählich geriet aber der Sinn des Namens in Vergessenheit, je nach Muttersprache sagte man Ungar-Gasse oder Magyar-utca. Die ungarische Alternative wurde nach der Vereinigung Budapests, seit 1873, amtlich. Für die Durchsuchung der Kirchenbücher beauftragte Zoltan einen Genealogen, der den Stammbaum Benedeks bis zum Urgroßvater herstellte. Es zeigte sich, dass auch Ferenc einen älteren Bruder hatte, und von ihm zweigten sich weitere Abstammungslinien ab. Benedek selbst entpuppte sich schon als ein hoch angesehener „Wahlbürger“ - erstmals als Steuerzahler 1736 erwähnt. Taufpate seiner zahlreichen Kinder war stets der Bürgermeister vom - damals deutschsprachigen - Pest, und auch Benedek selbst war ein begehrter Pate gewesen - unzählig in den Kirchenbüchern erwähnt.

Es ist deutlich geworden: Von einer solch ausgedehnten Nachkommenschaft Benedikts müssten noch Verwandte existieren. Die deszendente Forschung ist aber fast unmöglich. Zoltan notierte sich alle Unger-Anschriften im Budapester Telefonbuch und verschickte einen Rundbrief. Es meldete sich Dr. Emil Unger: Urenkel jenes Ferenc juniors – er und Zoltan hatten also gemeinsame Ur-Urgroßeltern. Beide Familien lebten sich aber schon vor mehr als hundert Jahren auseinander. Emil wusste nur, dass Zoltans Großvater nach Cattaro zog. Er habe sich auch schon mit der Familiengeschichte befasst, womit bereits die Vergessenheit auch zur älteren Verwandtschaft durchbrochen war, zu einem wirklich großbürgerlichen Unger-Geschlecht. Diese Verwandten zerstreuten sich nach dem zweiten Weltkrieg nach Bayern und England. Von diesen Verwandten kamen nun weitere Kenntnisse zusammen. Die Geschehnisse der ganzen Sippe drehten sich tatsächlich um die Magyar-

Gasse, alle wussten noch vom Ursprung der Straßenbenennung - auch die gleichfalls wiederentdeckte Erkel-Verwandschaft.

In Zelenika wurden all diese Ergebnisse nicht mit Freude betrachtet, und man nahm von dort auch die neuen verwandtschaftlichen Kontakte nicht auf. Die nicht immer erquickenden Entdeckungen wurden gereizt quittiert, besonders das Phänomen, dass die familiären Dokumente bis Mitte des 19. Jahrhunderts deutsch sind, und die Umgangssprache der Familien offensichtlich auch deutsch war. „Du brauchst das jetzt!“ - hieß es, fasst gehässig... Inwiefern war das aber national bestimmend? Es war doch so auch in der Familie Erkel: des Komponisten der Nationalhymne und von national aufrüttelnden Opernstücken! Oder vergleichsweise: Dalmatien war slawisch trotz der dominierenden italienischen Sprache; auch die französisch sprechenden Elsässer waren keine Franzosen. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Zeit des nationalen Erwachens, die Amtssprache in Ungarn war noch lange das Latein; den Herrschaften ziemte sich die „Bauernsprache“ nicht - die ungarische Sprache befand sich erst in einer kulturellen Gärung. Und doch: Der Urgroßvater Gyula nahm ja Teil an der nationalen Revolution 1848-49. Erst diese gescheiterte Empörung und der nachfolgende stoische Widerstand - als er auch den Familiennamen ungarisch übersetzte! - definierte überhaupt den ungarischen Nationalismus.

Ungarndeutsche, die auch in Jugoslawien noch gut ungarisch sprachen, gab es in Werschetz. Als sich Zoltan in Deutschland mit der Familienforschung befasste, hatte er sich in den Arbeitskreis Donauschwäbischer Familienforscher eingegliedert - also zu den in Deutschland organisierten „Schwabern“ aus Jugoslawien, aus Rumänien und auch aus Ungarn. Es war sympathisch gewesen, dass die kleine Volksgruppe - die sich Donauschwaben nennen wollte - sich als ein neuer in Ungarn ausgegrenzter deutscher Volksstamm betrachtete, obwohl sie zahlenmäßig halb so groß war (kaum 50.000 Seelen) wie die Flüchtlingsscharen nur aus Berlin. Aber über die Literatur, die so nach und nach bei Zoltan eintraf, musste er sich allmählich wundern: Sie wich sogar von der übrigen deutschen Geschichtsliteratur ab. Wo es bei der Armenwerbung im 18. Jahrhundert tatsächlich hieß: „Wer jetzo zieht in Ungarland, dem blüht die goldene Zeit“, behaupteten die Donauschwaben, dass ihre Vorfahren wohlhabend kamen und in der Lage waren, ganze Dörfer in Ungarn aufzukaufen. Wahrhaftig aber: sie bekamen dort verplante Parzellen und Baumaterial geschenkt, nebst Privilegien – alles außen vor im Verhältnis zu den leibeigenschaftlich rechtlosen ungarischen Bauern. Dass die deutschen Ankömmlinge es anfangs schwer hatten, steht außer Frage, dass aber das

kriegsverwüstete Land gänzlich von diesen Kolonisten auf Vordermann gebracht sei - ist eine handfeste Übertreibung. Es gab auch massive slawische Kolonisierungen, und alle assimilierten sich bald: pannonische Bauweise, Tracht, Arbeits- und Esskultur. Die unerlässlich angezeigte deutsche Tüchtigkeit hatte, vergleichbar, auch wenig Substanz: Nach 1848 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, und um die Jahrhundertwende gab es keine Unterschiede mehr zwischen deutschen und ungarischen Bauernhöfen. Allerdings gab es Mentalitätsunterschiede, welche die Donauschwaben selbst hervorzuheben pflegen: Sauberkeit, Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit, Gehorsam, Frömmigkeit – Sekundärtugenden, die allesamt die deutsche Selbstgefälligkeit nährten. Es war der alles durchdringende, engbrüstige Materialismus - wie das zuletzt eine Landsfrau aus dem Rumänischen Banat, Herta Müller, auch literarisch bitter festhielt: „Niederungen“. In ihren Erzählungen geschieht nichts, es wechseln nur Stimmungen in einem verallgemeinerten deutschen Dorfe - das eine Hölle auf der Erde ist. Als Iren diese Erzählungen las, sagte sie nur. „Das ist das Haus meiner Großeltern“.

Zoltan fühlte sich aufgebracht, als er von einem selbsternannten Historiker in den Forschungsblättern las, dass Collonich – ein Ideologe, der nach der Türkenvertreibung für die Verdeutschung Ungarns eintrat - als „Vater der Donauschwaben“ zu ehren sei. Und noch dazu: Die ungarischen Historiker seien den Donauschwaben feindlich gesinnt, deshalb hat er - der Historiker Tafferner - persönlich in den ungarischen Archiven geforscht. Zoltan protestierte: zitierte Collonich und fragte noch, wie kann man im „feindlichen“ Ungarn doch frei donauschwäbisch forschen? Es antwortete der Vorsitzender der Familienforscher: Er war überrascht, weil er die ungarische Geschichte - nicht kennt! Aber eine Polemik in den Forschungsblättern sei ohnehin nicht wünschenswert. Dann bemühte sich Zoltan mit einem ausführlicheren Aufsatz in der Zeitung „Donauschwabe“. Dieser wurde einem Dr. Johann Weidlein zur Stellungnahme weitergeleitet, und diese Stellungnahme dann mit dem unveröffentlichten Aufsatz zurückgeschickt. Es hieß: Zoltan ist ein inkompetenter ungarischer Nationalist, er soll selbst mal ungarische Autoren lesen. Herr Dr. Weidlein versorgte seine Beschuldigung sogleich mit Zitaten: aus dem Kontext herausgerissen und demagogisch gefiltert, konstruierte er ungarndiffamierende Zusammenhänge. Das tat er ganz unverhohlen selbst mit dem Text Zoltans! Also kündigte Zoltan die Mitgliedschaft bei den Donauschwaben, blieb aber weiterhin in gutem Verhältnis mit den Werschetzer Deutschen - in Österreich. Dort war das Heimatbuch „Werschetz“ herausgegeben worden, und der Bundespräsident Weizsäcker ging selbst nach Wien, um den Autoren

Helmut Frisch - dort! - auszuzeichnen. Keinem Donauschwaben in Deutschland wurde eine solche Ehre zuteil. Die „berufsvertriebenen“ Funktionäre in Deutschland suchten ihre Rolle eben nicht im Brückenbau zwischen Deutschtum und den alten Heimatländern. Sie ließen sich nur von den eigenen Machtinteressen leiten: kanalisieren gezielt die „Volksdeutsche“ Dünkelei, um eine politische Basis zu züchten. So missbrauchen sie auch das Ungarndeutschtum, fortwährend, nicht anders als man das schon während den chauvinistischen Wallungen um die 19./20. Jahrhundertwende, sowie während des zweiten Weltkrieges tat. Frisch fragte sich in seinem Buch: Die materiell doch unauffälligen „Schwaben“ sind mehrheitlich loyal zu ihren Heimatländern gewesen - woher denn dann der Hass gegen sie?

Wie nach dem 2. Weltkrieg in Jugoslawien: Hass, gewiss wegen der Härte der deutschen Besatzung. Das übertrug man auch auf die jugoslawisch-deutsche Minderheit, allerdings nicht ohne Berechnung: drei Fliegen auf einen Schlag! Deutsche weg, Entlastung der passiven Südgebiete, Stärkung des Slawentums im heterogenen Norden. Die ungarische Anstößigkeit ist aber viel differenzierter. Grundsätzlich hat das schon der 48-er Revolutionsführer Kossuth ausgedrückt: „Mit unsrigem Zorn gegen die deutsche Regierung gewöhnten wir uns auch, den armen Deutschen zu beschimpfen“. Ein Jahrhunderte alter Antagonismus zwischen kaiserlich-absolutistisch und königlich-verfassungsrechtlich aufgefasster Politik - übertrug sich auf die nationalistische Ebene. Der städtisch-liberal gesinnte - und gebildete - Deutsche ist schon dadurch ungarnfreundlich geworden und assimilierte sich auch gern. Anders die verschlossenen deutschen Bauern, die durch kleinlich materialistischen Eigennutz und Arbeitswut - doch ohne Reichtum! - unheimlich wirkten. Die absolutistische Macht aus Wien und der deutsche Eigennutz komprimierten sich in dem witzigen Spruch: „Habe den Deutschen übertölpelt!“ - die beiden deutschen Eigenschaften sind dermaßen tappig und ignorant, dass sie doch übervorteilt werden können. Es sei immer Vorsicht vor einem Deutschen geboten - er führt was im Schilde. Der Mächtige musste, bei Anwendung dieses Spruchs, nicht einmal ein Deutscher sein, wenn er sich nur übertölpeln ließ. Allerdings verstand man unter Deutschen eher die Österreicher und die inländischen „Schwaben“. Preußen war weit weg gewesen, und dort hatte man sogar gegen Österreich anheuern können. Diese Unterscheidung tarierte sich erst durch das Aufkommen des wilhelminisch und nazistisch hässlichen Deutschen, und zwar mit innerer Spaltung in Ungarn selbst, als Extreme: entweder eine zum Faschismus neigende Deutschfreundlichkeit, oder eine vorsichtige Voreingenommenheit.

So hasste auch Zoltans Vater das Deutsche. Jetzt kam aber Zoltan, mit Iren, zu Vaters 90-sten Geburtstag - wohlbehalten! - aus Deutschland her. Das konnte so nur stimmen, wenn er ein Verräter des Ungartums geworden war. Zoltan verkaufte sich unter dem Einfluss von Irens deutschen Verwandten - das deutete Adorjan schon in Briefen an, - und jetzt zeigte er die kalte Schulter. Er warf Iren vor: Sie ist eine Entführerin, schuldig auch für den schweren Unfall, der seinem Sohn in Deutschland widerfuhr!. Man nahm das aber auf leichte Schulter, wissend, dass gegen Vaters Überzeugungen kein Kraut gewachsen ist, und genoss einfach den Adriaurlaub. Der Touristenrummel war schon vorbei, und sie mieteten sich in eine entlegene Gaststätte ein, am Strande unweit der Blauen Grotten. Die ganze Gaststätte, der Olivenhain und der Strand war nur für die beiden da; sie spazierten auch durch die Dörfer, wo der Name Magyar die Menschen sofort hellhörig machte. Alte Fischer erzählten, wie sie damals das Hotel versorgt haben und fragten aus, wie es denn in Deutschland geht. Als man sich in der Gaststätte beschwerte, dass kein Fisch aufgetischt wird, hörte man schon am Nachmittag den vertrauten „Rrrrumm“! Zum Abendmahl gab es dann Fisch! Nachts trollten sich Schakale um das Haus, nach Abfällen suchend.

Vater starb eine Woche vor seinem 91. Geburtstag. Auf die telefonische Nachricht fuhr Zoltan, am selben Nachmittag, Hals über Kopf nach Frankfurt. Das letzte Flugzeug nach Jugoslawien verspätete sich eine Stunde, so konnte er in Belgrad doch übernachten. Eine schlaflose Nacht. Was war das für ein Leben gewesen! Der Vater war bereits ein kleines Kind, als dem Menschen erstmals ein Flug gelang, - er erlebte aber auch noch die Landung auf dem Mars! Zu seinem Geburtsjahr machte die erste elektrische Straßenbahn ihre Probefahrt durch eine Straße seiner Geburtsstadt; Autos waren in Budapester Straßen nicht zu sehen, die keuchende Karosse Daimlers musste noch von den Passagieren bergaufwärts geschoben werden. Seine Jugend war sagenhaft schön: Er war reich und genoss eine Welt, die sich auch schön gab. Und er blieb an dieser Jugend haften, durch das ganze übrige - verrückt gewordene! - 20. Jahrhundert. Er ließ diese ganze verrückte Welt seitlich vorbeitaumeln, vorbeisausen an der Blase der eigener Weltanschauung, in welche er sich selbst einschloss. Und mit Aggression reagierte, wenn jemand diese Blase anfasste. Gekränkt war er aber, dort drin in seiner schimmernden Seifenblase, allerdings. Wegen der unerhörten Katastrophe, die seine ungarische Nation traf. Zwei Drittel des tausendjährigen Territoriums einfach weggestutzt, ein Drittel der Nation in fünf Nachbarstaaten zu Minderheiten gemacht, auch den nationalen Kern mehrfach mit fremden Stiefeln getreten. Wer zu dieser

Katastrophe verleitet hat, oder daraus seinen Nutzen zog, muss das Opfer natürlich auch noch beschimpfen - um selbst fein außen vor zu sein. Das war seine tiefste Kränkung. Und er widmete sein langes Leben der Heilung: Alle Kultur der Welt stammt von Ungarn ab! Wenn das allgemein bekannt sein könnte, das wird nicht nur das eigene, nationale Selbstbewusstsein wiederherstellen, sondern die Achtung der Fremden auch herbeibringen.

Über den Dubrovniker Flugplatz wehte eine sanfte Bora; sie fegte den Himmel blau und machte die Luft kristallklar. Den Tag bestrahlte gleißend die Sonne - keine Spur von dem gestrigen Heidenwetter. Mutter und Tünde saßen an der einfachen Bahre, Zoltan stand mit den beiden Brüdern dabei, in Vaters Zimmer. Durch die offene Verandatür quollen und quollen die Menschen, ein und aus: Ein Jeder hielt kurz inne vor der Bahre, verneigte sich und ließ den nächsten antreten. Von überall her: aus Zelenika, Meljine, Herceg-Novı und auch aus fernen Orten. Nach der Verneigung reichten sie den Hinterbliebenen einzeln die Hand und murmelten die Kondolationen: „So alt war er wie Zelenika selbst... Nie hat er jemandem Leid getan... Auch sein Vater war ein Freund des Volkes...“. Die Beisetzung war wegen Zoltan erst spät am Nachmittag angesetzt. Bevor man den Sarg verschloss, enthüllte man noch sein Gesicht. Eine dramatische Kraft strahlte vom wachsgelben Gesicht aus, als möchte er sich noch aufbäumen. Die Söhne trugen den Sarg hinaus - die Sonne zog jetzt einen leichten Schleier vor sich. Der örtliche Archäologe hielt den Nachruf vor dem Grabe: Er sprach seine Einsamkeit an, weil - meinte er - nur wenige ihm in seine reichen Gedankenwelt folgen konnten.

Zoltan blieb noch einige Tage. Der Postbote trug Briefe heran - noch alles an den lebenden Vater adressiert. So ein Brief aus Budapest, von dem Archäologieprofessoren Gyula László: *„Wenn ich Ihre Schriften lese, erscheint vor mir immer der opfernde Schamane, von jenem großen Rundbild der Landnahme. Was Sie schreiben, ist ein Feenmythos, den man nicht analysiert. Der Sternenhimmel beginnt zu funkeln über Ihren stillen Unterweisungen“*. Es war irgendwie fremdartig geworden, jetzt in Deutschland wieder in den Alltag einzutauchen. Als Zoltan in Rastatt ankam, saß man dort noch still zusammen, hie und da etwas über Vater in Erinnerung rufend. Szende hatte ihre tiefsten Erinnerungen von jenem Jahr, als sie bei den Großeltern erstmals in die Schule ging - bezaubert von Märchenerzählungen. Nach einem solchen Märchenabend träumte sie von Feen, als würden sie dort am blaudunklen Waldrand, vor dem Fenster, tanzen. Im Halbschlaf hörte sie Schritte, und sie sah den Großvater mit silbernen Haaren, im

Mondschein vor dem Fenster vorbeigehen. Szende war dann noch lange überzeugt: Großvater gesellt sich auch zu den Feen.



Unterwegs nach Spanien, weit im Süden Frankreichs, stockte das Motor. Zoltan, mit Iren dabei, blieb auf der Behelfsspur der Autobahn stehen. Es musste der Abschleppdienst gerufen werden, wegen Abtransports zur nächsten Werkstatt. Die Ausfahrt war Richtung Beziers beschildert; man fuhr durch unendliche Weingärten zu einer sonderbaren Stadtsilhouette hin: ein steiler Fels mit aufgesetzten Häusern und mit einem Kirchturm, seitlich an der hinausragendsten Stelle. In der Werkstatt hieß es: Ein Tag für die Bestellung des Ersatzteils und ein Tag für die Reparatur. Man war also in Beziers festgenagelt - nun Stadtbesichtigung. Eine anmutige Allee war unumgänglich, wohin man ging landete man immer wieder da, auf der Rambla: zweiseitig Geschäftshäuser mit befahrbaren Straßen, und dazwischen die schattige Promenade mit allerlei Kiosken und mit der hin- und herwogenden Menschenmenge. Allmählich waren große Plakate nicht zu übersehen: "Feria de Beziers!" - mit einem zackig aufgepflanzten Torero. Man befand sich mitten in einem die ganze Woche füllenden Corrida-Programm. Diese Sehenswürdigkeit sollte nicht entgehen! Sofort suchten sie das Tourismusbüro auf, um sich beraten zu lassen: am besten morgen, zwei Programme nacheinander. Am Nachmittag die spanische Corrida, und am Abend eine portugiesische Corrida mit Reitern und Fußvolk. Eintrittskarten waren gleich zu haben, und zwar zusammen mit einem sympathischen Paar, das sich lebhaft in die Gespräche einschaltete. Sie waren alte Aficionados, und sie würden sie beide während der Veranstaltung auch aufklären. Man sprach bereits spanisch, Zoltan hatte diese Sprache während des vergangenen Spanienurlaubs einfach aufgelesen - natürlich auf der italienischen Grundlage. Jetzt kaufte er noch ein Buch über die Tauromaquia, so dass er sich bis morgen möglichst noch theoretisch aufrüstete.

Der Autor des Buches untersuchte gleich einführend das Pro und Kontra des Stierkampfes. Irgendwie war schon immer die Hochnäsigkeit widerlich gewesen, wie man diese iberische Eigenart aburteilt. Die „fiesta del toro“ definiert erst einmal nicht die spanische Kultur, sondern, sie ist nur ein markanter Tupfer. Und zwar ein ästhetischer! Mit der monotonen Rohheit des Fußballs verglichen, - wo 22 Leute bloß einem Ball nachlaufen, - bietet die Corrida einen blendenden Kontrast zwischen intelligenter Eleganz und wüstem Instinkt. Und im Vergleich zu einem Box-Mach: In der Corrida geht es eben nicht um die physische

Erniedrigung eines Menschen. Von allen Spektakeln ist nur der Stierkampf aus drei Elementen zusammengesetzt: der Torero - bewundernswert würdig; der Stier - schön aber stumpf; die Zuschauer - unansehnlich. Die Letzteren tun gut daran, - besonders die fremden Touristen, - wenn sie sich im Demut üben, statt sich über das „chancenlos geschundene Tier“ zu erregen. Zumal nicht einmal päpstliche Verbote - wegen der unfallbedingt verlorenen Seelen - seit Jahrhunderten den Stierkampf abschaffen konnten. Abgesehen allerdings von neueren Tierschutzeinwänden, welche die alten tierquälerischen Bräuche eliminierten. Der Stierkampf ist schon prähistorisch belegt; auf Kreta wurde er höchst kulturell vor drei Jahrtausenden dargestellt, über den stiertötenden Herakles erzählten die Griechen, bei den Römern ist der berittene Stierkampf schon zum Vergnügungszweck belegt. Der Inbegriff des spanischen Rittertums, El Cid, ließ viele Stiere zu festlichen Anlässen umlegen, seine Gäste übten so die Mutproben. Später bestellte man bezahlte „Matadores“ aus den Pyrenäen, wo die Bauern den Stierkampf wohl seit Urzeiten pflegten; damit sie ihre Künste zeigen konnten, mussten die Zuschauer bereits in der Plaza getrennt werden. Seit dem 16. Jahrhundert gibt es Bilddarstellungen: berittene und lanzenbewehrte Edelleute zusammen mit Fußvolk: Edelmann schützt den Gemeinen!

Mit dem Niedergang des Adels im 18. Jahrhundert - deutlich der soziale Zusammenhang des Stierkampfes! - beginnt der professionelle Torero zu Fuß die Plaza zu beherrschen. Er gibt sich bereits eitel: kleidet sich prunkvoll, führt eine durchdachte Pantomime aus und wird persönlich hoch verehrt. Gegen Ende des Jahrhunderts war der moderne Stierkampf im Wesentlichen ausgebildet. Der Matador - der Stiertöter - tritt mit seiner Quadrilla auf: zwei Picadores und drei Banderilleros. Der in die Arena gelassene Toro wird zuerst geprüft: eine Gelegenheit für Toreros, virtuose Spiele mit großen Mänteln - Capas - zu treiben. Erst dann beginnt die Lidia - der eigentliche Kampf - geteilt in drei Tercios. Zuerst treten die berittenen Picadores auf: Mit Lanzenstichen in das Schulterteil des Stieres schwächen sie ihn. Im zweiten Anlauf bekommt der Stier die Banderillas angebracht: verzierte Harpunen. Zuletzt tritt der Matador mit der Muleta auf - mit jenem roten Tuch - womit er die attraktivste Pantomime um den Stier vorführt, wartend, bis sich dieser dermaßen beruhigt, dass er erstochen werden kann. Allerdings nicht unendlich: Die Clarin-Hornsignale beschränken seine Zeit. Über den regulären Ablauf des Kampfes wacht der Presidente, hoch aus seiner Loge, und gibt Zeichen mit farbigen Tüchern. Zur Übertragung von sonstigen Anordnungen sind Algaziles zugegen - schwarzgekleidete Vermittler. Es gibt trachtgekleidete Areneros, die während der Pausen

die Sandfläche ordnen, Arrastros - Mulitreiber - die den toten Stier zu beseitigen haben; und vieles mehr, alles standesgemäß. Und alles unter der Kritik von erlesenen Afizionados - gebildeten Kennern mit anspruchsvollen Zuschauerkriterien.

Im späten 19. Jahrhundert erreichte so die Corrida die ästhetische Ebene, gleichgestellt mit den schönen Künsten. Zwei „Stile“ wetteiferten: derjenige des Matadors Lagartijo, mit einer unnahbaren Eleganz von flüchtigen Bewegungen - etwa impressionistisch! Kontrastvoll der Frascuelo: mit geometrisch präzisen Bewegungen, trocken und selbstbewusst - positivistisch! Als man einmal die Beiden zu einer Fiesta zusammen bekam, wetteiferten sie dermaßen gegeneinander, dass der Presidente sie zur Ordnung mahnen musste. Das „goldene Zeitalter“ der Corrida gipfelte im Matador Guerrita. Er brachte jede einzelne Torero-Fertigkeit zur ganzen Vollkommenheit: unermüdlich lebhaft hinter der Capa, außerordentlich im Setzen der Banderillas, höchste Feinheit in der Führung der Muleta und tödliche Präzision mit dem Estoque. In ihm verschmolz die bisher kontrastierende Torero-Stilistik in eine nicht mehr überbietbare Vollendung. „Die Plaza von Madrid wurde ganz verrückt“: Es entbrannte ein wahrer Medienkrieg um ihn herum, pro und kontra. Nach dem Rückzug Guerritas, 1899, entstand zuerst eine Leere, kein Torero erreichte mehr seinen Ruhm. Der Torerobruf verbürgerlichte sich, die Ereignisse auf der Plaza reduzierten sich, und nur echte Kenner konnten noch Nuancen wahrnehmen: besondere Figuren oder Schattierungen zwischen dem Ernsthaften und Spielerischen. Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts etablierte sich als das „silberne Zeitalter“, mit einer Pleiade partikular geschätzter Toreros. Erfreulicherweise wurde jetzt die berittene Corrida wieder belebt - das Rejoneo. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts ist bereits das Zeitalter des Massentourismus' und des Fernsehens. Das Geld begann die Fiestas zu regieren, mittelmäßige Toreros hatten Tausende Veranstaltungen zu versorgen - für ein minderanspruchsvolles Publikum, vorneweg die Touristen. Andererseits: erlesene Corridas sind nur bei übersteuerten Eintrittskarten oder per Zahlfernsehen erreichbar geworden, wo hochbezahlte Toreadorsterne das Sagen haben.

Die gekauften Tickets waren nicht billig, sie galten für die bessere, untere Schattenseite der Plaza von Beziere. Im „Escalafón de Toreros“ standen die designierten Matadores oben in der Liste, ausgezeichnet mit vielen Stierohren, einer sogar mit Schwanz. Am besagten Tag bahnte sich schon vor der Plaza ein Volksfest an - Menschenmengen, Musikbands, Gaukler. Früher wohnte hier das Volk dem Encierro bei: dem Durchtreiben der Kampfstiere. Sie gafften den Einzug der Picadores

- hoch zu Ross - an, jubelten den in Kutschen ankommenden Toreros zu, klopfen auf die Schultern von vorbeikommenden Peones. Obwohl das jetzt nicht mehr so war, - die Festlichkeit des bevorstehenden Ereignisses war gut spürbar. An ihren Sitzplätzen trafen Iren und Zoltan die neuen Freunde vor. Sie: jetzt stilgerecht mit fest zurückgekämmten schwarzen Haaren und einer dezenten andalusischen Tracht; er mit steifgekremptem runden Sombrero und kurzem Bolero. Manche andere Zuschauer waren auch so gekleidet, obwohl man hier in Frankreich war. Oben, in der Galerie neben der Präsidialloge, saßen sogar echte Doñas, mit Spitzenschleier über den Haaren und mit auf die Brüstung ausgebreiteten buntgestickten Schultertüchern. Mittig in der gelbsandigen Arena war etwas wie ein Wappen aus weißem Kalk ausgebildet: das Abzeichen der Ganaderia, die die Stiere heute lieferte – deutete es der Freund. Diesen Viehzüchtern gebührt auch Anerkennung wegen der Erhaltung von rassigen wilden Stieren, die ohne Corrida heute schon ausgestorben wären. Diese Stiere leben dort 4-7 Jahre wie im Paradies, seit der Geburt nur auf freier Weide. Kampfstiere schätzt man wie Personen, sie haben Eigennamen - Caporal, Gitano, Lancero, Valiente... Mit solchen Namen treten sie in den Kampf ein, und besonders ausgezeichnete Stiere werden in den Analen der Tauromaquia auch unsterblich.

Die Musikkapelle stimmte endlich das Pasodoble an, und es begann der Paradeinzug: Vorn ritten die zwei schwarzgekleideten Algaziles, mit roten Straußenfedern auf den breiten Hüten; nach ihnen schritten die bunten Toreroquadrillas, gehüllt in Capotes; dahinter ritten ihre sechs Picadores mit den besonders geformten Sombreros; es folgten die Peones, rotbehemdet mit weißen Hosen; und schließlich trotteten noch die Mulis, geschmückt mit französischen und spanischen Fähnchen. Alle nach der Reihe verneigten sich vor der Präsidialloge und verteilten sich hinter der roten Barrera. Die drei Matadores hatten je zwei Stiere zu bekämpfen. Der Einlauf des ersten Stieres verzögerte sich, endlich lief er herein, blieb in der Mitte stehen und schaute sich um. Eine Weile geschah nichts, dann begannen ihn die Capoteros zu reizen. Man lief hin und her, dann kamen die Picadores und stellten sich beidseitig auf, die Capoteros lockten den Stier zu einem beschürzten Pferd hin, - und endlich griff der Stier an. Er stieß seine Hörner in die Schürze und bekam die Pica von oben in seinen Rücken gestoßen. Das gefiel dem Stier wohl nicht, er zog sich zurück und war für einen neuen Angriff nicht mehr zu haben. Das Publikum begann zu pfeifen. Die Picadores ritten weg, jetzt waren die Banderilleros an der Reihe. Das passte dem Stier wohl besser: Eine bunt gekleidete Figur hüpfte dort herum - kein trügerischer Capote, keine dicke Schürze! - Der Stier senkte sein Kopf,

die Figur begann zu laufen - aber schief vorbei - der Stier musste im Bogen an ihn herankommen, und, wo Beide sich nahe kamen, stieß der Torero die bunten Banderillas mit einem eleganten Sprung in die haarige Schulter. Der Stier war überrascht, versuchte die Harpune abzuschütteln. Das Publikum spendete jetzt Beifall. Das Spiel wiederholte sich noch zweimal: Der Stier stand richtig geschmückt da. Dann trat der Matador an, er winkte mit der Muleta, schüttelte das rote Tuch, der Stier stieß einige Male ins Leere, dann hatte er genug. Er drehte sich um und, auf das Geschrei des Matadors hin, guckte er mal zurück über die Schulter. Das Publikum hatte auch schon genug, aus dem Pfeifkonzert erhoben sich die Rufe „Pañuelo verde!“. Der Matador selbst schaute, mit ausgebreiteten Händen, zur Präsidualloge. Endlich hängte der Presidente das grüne Tuch über die Brüstung. Der Stier blieb verwaist in der Arena, dann kamen aus dem Coral - Ochsen! Alle zusammen wurden - unter homerischem Gelächter des Publikums - gemächlich hinausgetrieben. Die Areneros machten ihre Arbeit.

Der Freund kratzte sich unter seinem Sombrero und sagte nur: „Mall!“. Der nächste Stier war aber in Ordnung. Die Capoteros tanzten mit ihm, er griff zweimal den Picador an, dann baumelten die Banderillas an ihm, er arbeitete schön mit dem Matador zusammen und wurde auch einwandfrei erstochen. Der Stier überlegte sich noch, ob er sterben sollte, dann fiel er vor dem Matador auf die Knie, und erst dann auch ganz um. Das Publikum war zufrieden, es begann mit weißen Taschentüchern zu wedeln, der Presidente akzeptierte und legte das weiße Tuch aus. Dem Matador wurde ein Ohr des Stieres als Trophäe zuteil. Das Erstechen des dritten Stieres gelang aber nicht, der Matador traf immer wieder die Schulterknochen, so musste das erschöpfte Tier, als es seinen Kopf tief genug beugte, mit dem Descabello im Nacken erstochen werden. Nicht gerade ruhmreich für den Matador: Der Stier fiel um wie vom Blitz getroffen.

Dann begann die zweite Runde, mit dem ersten glücklosen Matador. Ob er jetzt einen besonders ausgewählten Stier bekommen hatte? Die kleinwüchsige schwarze Bestie, mit seinen nach vorn ragenden scharfen Hörnern, stürzte in die Arena und hielt nur einen Augenblick inne, mit seinen Vorderhufen den Sand hochstrampelnd. Als er Bewegung an der Barrera sah, stürmte er mit voller Kraft gegen den Bretterzaun, dröhnend scharfte er mit den Hörnern, ein Brett flog weg. Man ließ ihn herumtoben: Das flinke Tier war unheimlich schön in dieser Wut. Die Capoteros wagten sich an ihn heran, machten ihre Veronicas und ließen die Capotes an dem vorbeisausenden Tier wirbeln, der Matador auch dabei - er musste sich doch rehabilitieren. Er empfing den Wüstling kühn

an der Barrera sitzend; wieder dröhnten die Bretter. Dann ritten die Picadores herein. Als aber der Stier ihre Bewegung merkte, griff er sofort an, hob das Pferd auf die Hinterfüße, der Mann fiel herunter, das Pferd um; die Capoteros eilten herbei, um den Stier abzulenken, der sauste dann gegen den anderen Picador, drückte ihn gegen die Barrera, bekam aber doch mit Ach und Krach seine Lanzenstiche. Der erste Banderillero eilte heraus, um den Picadores den Abzug zu gewährleisten, und es gelang ihm mit dem eleganten Sprung, die zwei Banderillas zu setzen. Der Stier war jetzt etwas perplex, aber den zweiten Banderillero schätzte er schon besser ab, wieder den Sand hochstrampelnd: Dieser Mann konnte froh sein, dass ihm das Setzen nur eines Geräts gelang, dann rannte er um sein Leben und sprang über die Barrera, der Stier ihm nach, mit den Vorderbeinen schon über den Zaun - die Leute dahinter liefen auseinander. Allerdings, bei all dieser Furie und auch bei dem einsetzenden Blutverlust, begann die Aggressivität des Stieres nachzulassen: Dem dritten Banderillero schaute er sichtbar schwer atmend zu und griff erst nach mehrfacher Herausforderung an. Nun war der Matador an der Reihe: Es begann das sanfte Ballett um die Muleta herum. Aus dem bisher kaum wahrzunehmenden Publikum kamen jetzt die stillen „Olé!“ - Rufe bei jeder virtuellen Wendung. Der Matador nahm den Zuschauern gelegentlich den Atem weg. Er stellte sich unbedeckt vor den Stier und fasste ihm zwischen die Hörner, drehte sich um und schritt weg ohne nach hinten zu schauen, warf die Muleta weg und kniete vor dem hypnotisch dastehenden Stier nieder. Er gab ihm eben die „Chance“ - und zwar mehrfach! Nun ertönte der vorletzte Clarion - und der Matador holte sich das Estoque. Ein paar Wendungen noch mit der Muleta, und er zielte mit der langen Klinge auf jene Stelle zwischen den Schulterknochen, wo das Herz erreichbar ist. Mensch und Tier liefen aufeinander zu, und die Klinge verschwand bis zum Griff. Jetzt musste der Stier zusammensinken, die Capoteros eilten herbei, um ihn stets vor den Matador zu steuern. Minuten vergingen, der Stier trippelte nur vor sich hin. Es war still in der Plaza geworden - dieser Toro ist ein Held! Der Matador schickte die Capoteros weg und stand, barhäuptig, mit gerührtem Gesicht vor seinem Opfer. Der trippelte auf ihn zu, der Mann trippelte langsam zurück, den Ehrenabstand haltend. Endlich verließ die letzte Kraft den Stier, er ließ sich langsam nieder, den Kopf noch hochhaltend, und erst als sein Kopf in den Sand sank, war er tot.

Die Stille dauerte noch an, als jemand sie mit dem Ruf unterbrach: "Pañuelo azul!". Die Rufe mehrten sich zum Chor, das blaue Tuch fordernd! Es wurde genehmigt: die Ehrenrunde dem toten Stier. Die Mulis zogen ihn um die Plaza, vor dem stehenden Publikum entlang. Erst als er entschwand, brach der Jubel für den Matadoren aus.

Areneros nahmen ihn auf die Schultern und trugen ihn, in Gegenrichtung, unter Ovationen ebenfalls um die Plaza herum; Blumen und Hüte regneten auf ihn herab, die nachfolgende Quadrilla sammelte die Blumen auf und warf die Hüte zurück. Die übrigen zwei Kämpfe blieben dann nur noch blasse Episoden, nach diesem Ereignis. Dann leerte sich die Plaza, Iren und Zoltan gingen mit den Freunden auch hinaus, um sich mit Bocadillos zu stärken und, in der Hitze, etwas Frisches zu trinken. Bis die Portugiesische Corrida beginnt. Man musste sich noch immer durch die Menschenmenge drängen, man konnte sich nur stehend bedienen. Der Freund – der mit dem Sombrero - unterrichtete jetzt einführend: Bei der kommenden Portugalcorrida tötet man den Stier nicht, allerdings werden jetzt nur Novillos - das heißt unterbewertete Jungstiere - vorgeführt. Das Fußvolk kommt jetzt aus Portugal, es wird zu sehen sein, was sie machen. Von den vier Rejóneros sind drei Spanier und - eine Französin. Sie stechen die Stiere reitend mit der Lanze - die nennt man Rejón - und auch mit langen und kurzen Banderillas. Wesentlich ist aber die Reitkunst.

Die Freunde verabschiedeten sich nun, sie waren weiter nicht mehr so interessiert, Iren und Zoltan schlugen dann die Zeit noch mit einem Spaziergang tot. Die Plaza war am Abend künstlich beleuchtet, und der Paradeaufzug sah auch etwas anders aus: Vorn ritten die Rejóneros ein, sie waren unauffällig gekleidet mit dem steif-runden Sombrero, kurzem Bolero und breiten, ledernen Hosen. Nur die Französin trug ein rotes Bolero. Nach ihnen die Portugiesen: braun gekleidet mit Bolero und Kniehosen, um die Hüfte ein breites rotes Tuch, und dicke weiße Strümpfe darunter. Sie schritten nicht zur Präsidentenloge, sondern reihten sich - vier und vier - rechts und links auf. Zwischen ihnen marschierten die spanischen Toreros durch. Sie hatten jetzt mit ihren Capas nur für Sicherheit zu sorgen. Die Rejóneros traten erst einzeln auf, dann paarweise viermal und letztlich noch einmal alle vier zusammen. Immer nur gegen einen Stier: Während sie sich abwechselnd mit dem Stier beschäftigten, führten die übrigen Paraden der Spanischen Reitschule vor. Ihr Rejón war so beschaffen, dass sich nach den Stoß ein Fähnchen entfaltete. Besonders aufregend war das Setzen der kurzen Banderillas: Pferd und Stier berührten sich fast dabei. Die Attraktion waren eigentlich diese Rösser gewesen. Flink kreisten sie um den Stier, wichen ihm aus und, rückwärts schauend, galoppierten sie davon. Das schönste war, wenn das Pferd geradeaus gegen den Stier gesteuert wurde. Vor dem entgegenstürmenden Stier machte es die Finte, als ob es nach rechts ausweichen möchte, dann aber, im letzten Moment, wich es links aus. Unter den Hufen spritzte der Sand seitlich weg, für einen Moment sah es aus, als würde das Pferd umfallen! Das

Publikum klatschte entzückt, der Stier stand dumm da. Seine Beseitigung ging so vor sich: Man lockte ihn vor die Barrera, dort warf man ihm ein Lasso über die Hörner und zerrte ihn dann hinaus, der Barrera entlang, am Strick und am Schwanz vorwärts ziehend. Wenn dabei der Stier besonders bockig war, erheiterte er noch zusätzlich die Zuschauer.

Die Portugiesen traten in den Pausen des Rejóneos auf. Sie reihten sich hintereinander auf, und der Erste, erkennbar allein mit einer Mütze, begann den ratlosen Stier zu reizen: Er schrie ihn an und machte Angriffsbewegungen. Der Stier griff dann selbst an. Der Mann legte sich zwischen die Hörner und umarmte den Hals des Stieres, der so auf die übrigen Leute zuraste und dominoartig abgebremst wurde. Alle pressten sich um den Kopf des Stieres zusammen, und einer erfasste seinen Schwanz. Dann sprangen alle auf einmal weg und brachten sich in Sicherheit, nur jener am Schwanz kreiste noch mit dem Stier herum. Im günstigen Augenblick lief auch er weg und sprang über die Barrera. Dasselbe wiederholten die Portugiesen in jeder Pause, immer mit einem anderen Herausforderer vorn, und dann - geschah der Unfall! Dieser Stier lief nicht gerade, er bog seitlich ab und schüttelte den Mann, bis er herunterfiel. Die Capoteros rannten sofort herbei, aber der Stier hörnte den Mann und trampelte schon mehrfach auf ihm herum. Als die Ablenkung gelang, kümmerten sich seine Kameraden um ihn, der Mann versuchte aufzustehen, brach wieder zusammen und musste hinausgetragen werden. Die Veranstaltung lief ungerührt weiter...

Den reparierten Wagen konnte man schon früh am Nachmittag abholen, und er stand da geparkt, unweit der Plaza. Mitternacht war vorbei, als Iren und Zoltan wieder auf der Autobahn waren, und es graute schon der Tag, als sie ihre Baustelle bei der antiken Ruinenstadt Ampurias - bereits in Spanien - erreichten. Sie bauten dort ein Ferienhaus! Und zwar nach Zoltans Entwurf. Ihn zog es unwiderstehlich wieder zum Mediterran. Dass man in Spanien günstig eine Immobilie erwerben kann, hatte sich in Deutschland herumgesprochen, und sie nutzten den vergangenen Urlaub zur Ausschau und Grundstückserwerb. Jetzt ging die Sonne am Horizont und über den Pinienwipfeln an der Küste auf: vor dem schon stehenden Rohbau ihres Hauses. Auf der Landzunge vorn erhob sich die Silhouette des Fischerdorfes La Escala noch dunkel aus dem rötlichen Hintergrund des Sonnenaufgangs. Ringsherum Stille, nur Gezwitscher von erwachenden Vögeln, dahinter der aufsteigende Hügel mit den übrigen Villen. Kein Mensch zeigte sich noch. Sie fuhren ein Stück weiter, an den ausgedehnten archäologischen Ruinen vorbei, und an die Küste herunter - feinsandige Strände abwechselnd mit Felsen - zum

Dörflein San Martin, wo sie sich in der Gaststätte „Conde“ einquartierten. Die „gräfliche“ Firma war keine Überheblichkeit, zwischen dieser Handvoll zusammengedrängter alter Häuser auf einem Küstenfels: Das gemütliche Dorf war Stammsitz der Grafen von Ampurias gewesen, die danach so mächtig geworden waren, dass sie sich einen Bischofssitz beanspruchten und im nahen Castelló eine großartige Kathedrale bauen konnten.

Es hieß, dass Ampurdan das Kernland der Katalanen sei, eines Volkes, das sich als Nachkommen von altgriechischen Kolonisten betrachtet. Von diesem Volk wusste Zoltan nur, dass man dort - um Barcelona herum - nicht spanisch und nicht französisch spricht. Im Mittelalter waren allerdings die Katalanen, vereint mit Aragonien, eines der bedeutendsten Völker des Mediterrans - heute noch spricht man katalanisch auf Sardinien! Aragonisch-katalanisch war auch Neapel beherrscht, und zwei neapolitanische Galeeren mit der rot-gelb gestreiften Flagge, drohten - zwar vergeblich - den Türken bei der Belagerung von Herceg-Noví. So klein ist diese Welt! Ins Abseits gerieten die Katalanen, als sich die Aragonesische Dynastie mit Kastilien vermählte, und das Kastilisch-Spanische Oberhand nahm. Die Katalanen bekamen keinen Anteil am Kolonialreichtum Spaniens, sie waren zum Gewerbe gezwungen, und damit waren sie - die progressivste Kraft Spaniens geworden! Das stockkonservative Madrid und das fortschrittsgläubige Barcelona standen antagonistisch gegeneinander. Während der Fraco-Diktatur gab es die extremste Unterdrückung der Katalanen: bis zum Verbot des öffentlichen Gebrauchs ihrer Sprache, und selbst des Nationaltanzes „Sardana“. Als Zoltan hierher kam, war aber Franco schon drei Jahre tot, und es wehten andere Winde. Katalonien bekam die Autonomie, man sagte: Bald wird hier niemand mehr kastilisch sprechen. Alle Straßenschilder mit spanischen Ortsnamen waren katalanisch überschmiert, und die Sardana tanzte man jeden Sonntag auf öffentlichen Plätzen. Demokratische Wahlen waren bereits angesagt.

Iren und Zoltan haben sich in L'Escala - so schreibt man den Ortsnamen katalanisch - sehr gut eingelebt. Die ersten neuen Bekanntschaften waren natürlich Deutsche: ein seltsamer Altnazi, er ließ sich gleich nach dem Kriege hier nieder und jetzt war er bitter enttäuscht; ein später „ausgestiegenes“ Rentnerpaar, das keine Verpflichtungen mehr wahrnehmen mochte; eine jüngere Witwe, in einen „Spanier“ verknallt; ein Privatmann mit Frau, noch in Deutschland verpflichtet, aber seit vielen Jahren hier noch kein Wort spanisch (oder katalanisch) sprechend; auch ein mittelloses Hippie-Paar, das sich in diesem Kreise schlecht und recht mit Haus- und Gartendiensten verdingte. Alle waren

eigenartig kauzig, und, als man örtliche Freundschaften einzugehen begann, entfremdeten sie sich allmählich auch. Zuerst befreundete man sich mit dem Händler, der die Küchenausstattung lieferte – er und seine Frau blieben Freunde und führten, vornehmlich, die gesellige Iren in die örtliche Gesellschaft ein; ein ebenfalls befreundeter Maurermeister leistete nachträgliche Verbesserungsdienste, und sein Kunstmaler-Sohn ging unter Zoltans Einfluss von der allgegenwärtigen Dalí-Nachahmung zu solidem Realismus über; dem neuen Freundeskreis schloss sich auch ein Rechtsanwalt aus Barcelona an, der sich hier zum Ruhestand einfand. Ganz hervorragend aber: Man fand Freundschaft zu zwei adeligen Familien. Die Eine besaß ein halbverfallenes Kastell, etwas im Hinterland; Zoltan überlegte sich zuerst für dessen Kauf - die Freundschaft blieb aber auch, als er sich für das Baugrundstück in der Strandnähe entschied. Diese Familie war - obwohl in einem sagenhaften alten Hofe lebend - fortschrittlich gesinnt. Mit dem gelernten Agronomen sprach Zoltan so: Der Adel ist wie eine Panzerrüstung, beeindruckend, wenn sie abseits in einer Ecke steht, lächerlich aber, wenn man sie anhat. Den Adel hielt aber dessen Verwandter doch für wichtig. Man wurde auch zu dieser adeligen Familie eingeladen, als sich Zoltans Interesse für die Geschichte und Genealogie herausstellte. Don Fernando und Doña Dolores zeigten die besten herrschaftlichen Manieren, sie akzeptierten den bürgerlichen Zoltan aber doch. Die Unger-Ahnen sind ja Schmiede gewesen, Angehörige des edelsten Handwerks: Waffen und Rüstungen für den Adel! Don Fernando - ein zierlich eleganter Herr - zeigte sein ältestes Familiendokument: ein Pergament aus dem 10. Jahrhundert - zeitgleich mit der ungarischen Landnahme! Er zeigte auch die - gut bewahrten! - Löcher in der Bildergalerie seinen Ahnen: die „Roten“ ballerten dort herum, damals, während der Republik. „Republik!“ - Don Fernando schien sich bei diesem Wort zum Igel zu verwandeln. Die Habsburger Dynastie in Spanien, das waren Zeiten! - Wie ist es bloß möglich, dass die Ungarn die Habsburger nicht mögen? Er führte die Besucher durch seine verwinkelte aber herrlich eingerichtete Masia: Ein Zimmer war den Erinnerungen an die Karlisten-Bürgerkriege gewidmet, Don Fernando hatte auch was gegen den bürgerlichen Liberalismus. In seinem Arbeitszimmer, dem Schreibtisch gegenüber, hing ein großes Bild des Generals Franco. Seit seinem Tode war Spanien wieder „Republik“ geworden - klagte Fernando, - der König hat sich selbst entmachtet. Sie besuchten einander noch Jahre lang. Als der Königsvater starb - er war Vorsitzender der Adelskörperschaft Spaniens - übernahm der König selbst den Vorsitz. Don Fernando, als örtlicher Adelsvertreter, war zu diesem Anlass auch eingeladen gewesen. Dann strahlte er über den

König! Auf Zoltans fragenden Blick sagte er nur noch: „Ich bin immer Monarchist gewesen“.

Wie die Zeit vergeht! Als das Haus hier noch gebaut wurde, konnte man im guten Restaurant Conde Mahlzeiten bestellen, ohne auf die Preise zu schauen, - alles war so peinlich billig. Nach wenigen Jahren ist das aber deutlich anders geworden. Auch an den Stränden: damals nur Ausländer. Wenn sich Spanier an der Küstenpromenade von Empuries zeigten, spazierten die Männer miteinander voran, die Frauen ein Stück weit dahinter, - die Kinder allerdings durften beliebig herumtollen. Man verkehrte mit Mofas, Autos waren selten und minderwertig. Es schien, in Jugoslawien lebte man auf größerem Fuß. Am Ufer von L'Escala flickten die Fischerfrauen die ausgebreiteten Netze, der Strand war dort von herausgezogenen Booten belegt, mit hochragenden Petroleumleuchten bestückt, um nachts die Sardellenschwärme anzulocken. In den Gassen stank es nach Fisch; man hatte sie in den Stuben bearbeitet: die berühmte Escalencs-Delikatesse - Salzanchoa. All das änderte sich zunehmend, sobald Spanien in die Europäische Union eintrat und, gleichzeitig, Barcelona die Olympiade zugesprochen bekam. Auf den Stränden hörte man immer häufiger das Katalanische, die Pinienhaine am Strande füllten sich mit Picknick-Barcelonesern auf. Auch die Freunde führten stolz ihre neuen, schönen Kutschen vor. Die ruhige Straße hinten dem Haus wurde vollgeparkt, Autobusse dröhnten zu den Ruinen hin - diese hatte man umzäunt und Eintrittsgeld verlangt. Auch die Fischer verschwanden aus der Ortschaft, und die Anchoa-Werkstätten verwandelten sich in feine Geschäfte und Restaurants, hier, und in fischverarbeitende Betriebe draußen, vor Ort.

Die Ankunft des Olympischen Feuers, aus Griechenland, wurde in Empuries angesagt. Der Empfang: zwischen den Ruinen der altgriechischen Stadt Emporion. Die Uferpromenade war bis zum Rand voll mit Menschen, es gab unzählige rot-gelb gestreifte Wimpel, und auch Transparente mit der Aufschrift: Olimpiada Catalana. Auf dem See wimmelte es von Jachten und Booten, dahinter ankerte der graue Zerstörer, der aus Griechenland herkam. Ein Kutter löste sich, uniformierte Matrosen ruderten, am Heck stand die weißgekleidete schöne Frau, die Fackel hochhaltend. Sie wurde am Strande mit einem Ballett empfangen, man hatte was auf der dort verbliebenen griechischen Hafenmauer vorgeführt, und alle begaben sich dann zum Ufer hin. Jetzt geschah der Eklat! Gleich neben Iren und Szende, hier auf hohem Gestade, rollte plötzlich ein großes Transparent herunter. Olimpia Española! - und man begann, um sie herum mit spanischen Wimpeln zu wedeln. Die Masse fing an zu wogen, Schreie wurden laut,

behelmete Polizisten eilten herbei - und sie beide eilten davon! Über Stock und Stein nach Hause. Dort schalteten sie das Fernsehen ein: Die Unruhe war offensichtlich schon vorbei, es lief die Feuerzeremonie vor der zypressenumfassten Statue des Äskulaps' (sein Original im Ruinenmuseum, aus Pentelikon-Marmor von Athen), und die Fackelstafette rannte dann los. Allerdings nicht herunter zur Uferpromenade, wie es angekündigt war, sondern zur Straße hin, am Haus vorbei. Iren und Szende liefen hinaus - die Straße war vollgestopft mit geparkten, leeren Bussen und Autos - die Stafette kam da recht und schlecht hindurch...

Als man sich auch hier in Spanien niederließ, wunderten sich die Verwandten in Jugoslawien: Was soll das, dort zwischen den Zigeunern und bombenlegenden Terroristen? Auch in Deutschland verstand man wenig: Katalanen – Kastilier - Basken - Andalusier - Galizier? - die sprechen ja alle spanisch, und radebrechen mal deutsch für die zahlenden Touristen. Mit Magyars in L'Escala brauchten sie aber nicht radebrechen. Bomben legten sie ohnehin nicht: Katalonien ist durch politische und kulturelle Autonomie fast unabhängig von Spanien geworden, aber, durch Koalitionen bestimmten sie doch, wer in Spanien regiert. Allerdings war all das in eine Euphorie getaucht: mit der in wenigen Jahren erreichten nationalen Emanzipation und mit dem deutlich zunehmenden Wohlstand beflügelt. Bei den Freunden war der spontan wachsende Stolz deutlich, jedoch nur bis zu einer vernünftigen Grenze: Die totale Unabhängigkeit lehnten sie ab - und zwar gegen die Forderungen einer extrem-nationalistischen Minderheit, sie fanden auch kein gutes Wort für den baskischen Extremismus. Das Verhalten dieser Menschen war - obwohl deutlich nationalistisch - doch realitätsbezogen. Zumal, nach der Olympiade, ließ der überhitzte Aufschwung nach; allmählich normalisierten sich die Zustände auf einer europäischen Ebene.

Zeugen dieser Wandlungen waren Iren und Zoltan in knappen zwei Jahrzehnten geworden. Und sie konnten darüber, besonders nüchtern, immer wieder mit den Freunden nachdenken. Am Tisch, wo sie miteinander alle Kochkünste Ungarns, des Balkans, Italiens und Iberiens durchspielten, tauschten sie sich auch über den Nationalismus aus. Schon der erstaunlich gebildete Eisenwarenhändler gab eine bedenkenswerte Definition über den Kontrast Patriotismus-Nationalismus. Im Extremfall ist der Unterschied erkennbar an der Bereitschaft für die Heimat zu sterben, beziehungsweise für die Nation zu töten: Nationalismus ist weniger Liebe als Hass. Die sehr gewinnende Frau des Rechtsanwalts, übrigens eine Madrileña, fand dazu einen literarischen

Vergleich: Nationalismus ist – analysierte sie - ein zweigesichtiger Janus, vorwärts und zurück schauend. Der Ursprung des Nationalismus war die Identitätsabwehr, grundsätzlich gegen eine Unterdrückung. Andererseits ist der Nationalismus auch hässlich - Ursache von vielen Konflikten, wenn er überheblich alles unter „nationale Interessen“ stellt. Der Rechtsanwalt führte weiter aus: Nationale Interessen können nur aus dem Begriff „Nation“ hergeleitet werden, dann muss vorerst eben geklärt werden, was Nation ist? Durch welche Kriterien? Territorial, herkunftsgemäß, nach Sprache, Bräuchen, Geschichte, Kultureinheit, Willen zum Sein, Staat, Zwecksvisionen, Wirtschaftszusammenhängen, und - und? Die Frau, - sie war in der Lage, nebst katalanisch und des mütterlich-Kastilischen auch andalusisch, Galego und sogar baskisch zu reden! – illustrierte weiter: den Nationalismus kann man mit einer Wolke vergleichen, er ändert stets seine Form.

José, der Rechtsanwalt blieb aber sachlich: Luther hat seinerzeit so differenziert: Es gebe Volk und Nation. Das Volk habe nichts zu sagen, zur Nation gehören nur die Mächtigen der Politik und der Religion. Also Adel und Klerus. So war es in der Tat bis zur Französischen Revolution, oder bis zur Herausbildung der deutschen Romantik, - nochmals mit differenzierter Auffassung der Nation: entweder „ius solis“ oder „ius sanguinis“. Franzose ist, wer in Frankreich geboren ist, beziehungsweise Deutscher ist, wer deutsche Vorfahren hat und sich der deutschen Kultur fügt. „Cultura guia“ - fügte Zoltan das deutsch-politisch gerade aktuelles Unwort „Leitkultur“ ein. Eben – und der Rechtsanwalt zog sein Fazit - somit stehen sich, ganz modern, integrierende und exkludierende Nationalismen gegenüber: Nicht Nationen bilden den Nationalismus, sondern der Nationalismus die Nationen. Wenn man das so definiert hat, kann man erst ein bewußter Patriot werden, ohne nationalistischen Zwangsvorstellungen. Frau Marí – bereits hämisch – deutete nun was „Zwangsvorstellung“ ist: Psychiatrisch heißt das ja Paranoia. Einfach – Verrücktheit!. Und wer ironisierte ganz monumental alle Verrücktheiten des zwanzigsten Jahrhunderts? Doch der kosmopolitisch surrealer Maler Salvador Dalí - gleich hier aus der Nachbarschaft, in Figueres...



Als Zoltan den 60. Geburtstag feierte wohnte er, mit Iren, auf Altersteil in einer kleinen Eigentumswohnung in Karlsruhe. Jetzt, mit der Eigenschaft eines doch rüstigen Schwerbehinderten, erlangte er das Recht auf die Rente – und krempelte seine Hemdsärmel auf: Ab jetzt lebe er nochmals 60 Jahre. Und zwar frei! Als er nun seine Papiere ordnete, fand er eine genau dreißig Jahre alte Notiz: verfasst noch in der Notunterkunft in Tivat. Die Tochter vollendete damals erst knapp das

erste Lebensjahr, der Sohn war nicht auf der Welt, Iren war unbeschäftigt, er noch ein Jungtechniker. Seine aufgeschriebenen Wünsche waren: Man möchte planen dürfen und Menschen zu modernem Wohnen erziehen. Für sich selbst - seiner Familie - wünschte er eine ordentliche Wohnung und zwar mit Badezimmer, mehr kulturelle Gelegenheiten, Auslandsreisen. Jetzt, dreißig Jahre danach, haben seine Kinder ihre Hochschulabschlüsse erreicht, man lebte sogar im „Ausland“, hatte in zwei Staaten drei Wohnungen als Eigentum - und zwar mit fünf Badezimmern. Die Hälfte des Arbeitslebens verbrachte man im Realsozialismus für Kost und Logie arbeitend, die andere Hälfte im Kapitalismus - mit Gewinn. Irens und Zoltans Renten reichten weit über die nackten Lebensnotwendigkeiten hinaus, und die große Wohnung in Rastatt verbesserte das noch mit Mietbeiträgen. Iren war übrigens Hausfrau in Ferienhaus an der Costa Brava geworden, vermietete es für Touristen und verbrachte die ganze Saison, in einer kleinen Einliegerwohnung, am Strande und mit den vertrauten Freunden. Etwas später las Zoltan noch in „Der Spiegel“ eine Analyse über die „Klassengesellschaft“ Deutschlands: Die Hälfte deutscher Haushalte existiere statistisch unter oder um 100.000 DM an Vermögenswert. Über Zoltans neuem Familienvermögen existierten aber nur drei Prozent wirklich reiche Haushalte! Nach knapp zwei Jahrzehnten konnte sich Zoltan, an sich, beruhigt zurücklehnen: Nur mit eigenen Kräften - allerdings unter Irens sparsamen Argusaugen - habe er sich in die bürgerliche Mittelklasse zurückgekämpft.

Die Amtskollegen in Schramberg verabschiedeten ihn mit einer Schülertüte. Zoltan ging von dort als Fuchsstudent weg an die Uni Karlsruhe: Kunstgeschichte, mit Nebenfächern Baugeschichte und Literaturwissenschaft. Es war so: Baugeschichte gab es nicht als Hauptfach, sie war nur mit der Kunstgeschichte als Hauptfach kombinierbar, und zusätzlich mit noch einem Nebenfach. Literaturwissenschaft also - dieses Fach wählte er wegen der Germanistik. Nie hatte er etwas über die deutsche Kultur gelernt. Auch von der Kunstgeschichte erwartete er neue Einsichten. Bei seinem Architekturstudium hatte er schon zwei Semester Kunstgeschichte gehört: von der Steinzeit bis zum „Sozialistischen Realismus“. Die Vorlesungen in Belgrad führte ein Architekturhistoriker, einführend deutete er schon die Wichtigkeit der Kunstgeschichte für die Architekten an: Man nähert sich dadurch dem Verständnis der Ästhetik - von der wissenschaftlichen Exaktheit zur Philosophie hin. Ein Kunstwerk kann nur von Menschen erschaffen werden, daher ist das Kunstschaffen sozial bedingt und unterliegt auch den gesellschaftlichen Wandlungen. Die Kunstgeschichte erläutert die gesellschaftlich bedingten Wandlungen

in der Kunst. So hatte Zoltan damals gelernt. Er wurde mit den, in so einleuchtend Zusammenhängend geführten Darlegungen einzelner Kunstwerke, wahrlich bestrickt. Jetzt erwartete er vom speziellen Studium der Kunstgeschichte eine weitergehende Vertiefung dieses Faszinosums. Während des ersten Studiumsjahres aber - langweilte er sich tödlich. Im zweiten Jahr schwänzte er schon die Vorlesungen. Kaum Zusammenhänge! Der gute alte Professor steigerte sich in die Analysen von Bildern hinein, er „erzählte“ mit einem Wortschwall, was man doch mit einem Blick ohnehin erfassen konnte. Und bei seinen forcierten „Deutungen“ gab es Fehler über Fehler. Mal zur Sturmdarstellung einer Seenlandschaft: Ein Segelschiff in Seenot - hieß es. Ein Schmarrn! Das dargestellte Segelschiff war völlig unter Kontrolle: Mit nur einem gerafften Segel eilte es, bei plötzlicher Sturmböe, aus dem Gefahrenbereich hinaus. Keine Ahnung von Meteorologie und Segelhandhabung! Oder eine Gartenlandschaft mit Aquädukt. Wisch! Das Mauerwerk war eine Stützmauer mit Pilasterverstärkungen und überragenden Bögen, die eine Gartenanlage oben trugen. Konnte man überhaupt noch den anderen Deutungen glauben? Die architektonischen „Analysen“ - das Institut für Kunstgeschichte gehörte der Architektonischen Fakultät - waren schier unerträglich: abzählen von Fensterachsen und aufzählen, dass es dazwischen Lisenen gibt. „Beschreibungen“ bis zur Erschöpfung ohne zu merken, dass Architektur eine Raumerscheinung ist. Kunstgeschichte: Orchideenwissenschaft - arme Architekturstudenten! Nur keine Probleme: das Vorgegebene einfach speichern und in den Referaten - Computerbearbeitung verboten! - kritiklos wiedergeben.

Die Vorlesungen der Baugeschichte waren allerdings spannend interessant, manchmal würzte man die allgemeinesgeschichtlichen Beziehungen auch humorvoll. Eigenartig war nur, dass Zoltan jetzt am „Anfang“ geradeaus in den Klassizismus geriet. Wie kann jemand ohne baugeschichtliche Vorbildung - Athen, Rom! - da mithalten? Im Dunkel des riesigen Hörsaals flüsterte er seinen Nachbarn leise Zusatzerklärungen. In Belgrad hatte man ja mit Mesopotamien und Ägypten angefangen und ist, während des gesamten Studiums, bis zur Moderne gegangen; jeder Studienjahrgang mit sukzessiv erneuertem Programm. Hier sind aber alle Jahrgänge miteinander und durcheinander in der Vorlesung zusammen gesessen. Das war das Wintersemester, vor der zweihundertsten Jährgang der Französischen Revolution. Vielleicht ist deswegen die „Revolutionsarchitektur“ - als Abschluss der Klassizismusvorlesungen - herausgehoben worden. Nie hatte aber Zoltan davon gehört: eine dermaßen eindrucksvolle Abnabelung von historischen Vorbildern, die von einigen - besonders

französischen - Architekten vor zweihundert Jahren kühn gewagt wurde. Als würden diese Experimente die Moderne schon vorgreifen! Allerdings war die Moderne, heutzutage, ganz schön in Verruf geraten. Mit der belgrader Bildung quälte sich Zoltan lange in Zweifeln: Die Theorie der allein konstruktiv-funktionellen Architektur war dermaßen vollkommen abgerundet, dass etwas Anderes unvorstellbar war. Und doch konnte man es nicht mehr aushalten, was man so machte: Stützen mit Flachdächern, oder das Hinknallen der internationalen Moderne in ein altgewachsenes Straßenbild.

Als Zoltan sein eigenes Haus in Spanien plante, verwarf er immer wieder seine Skizzen. Damals fiel ihm aber ein Buch in die Hände: „Die Sprache der postmodernen Architektur“. Dort hieß es: „Die moderne Architektur starb in St. Louis-Missouri am 15 Juli 1972 um 15,32 Uhr... per Gnadestoch“. Diese Dynamitsprengung geschah, während Zoltan noch seine Stützen-Stützen-Flachdächer und Waschbetonfassaden malte! Damals beseitigte man aber in Amerika große Blockhäuser, die gemäß Idealvorstellungen der Moderne gebaut waren - weil sie von den Bewohnern nicht akzeptiert und verschandelt wurden. In diesem Buch gab es aber nicht nur Ablehnung - sondern die Alternative! Für Zoltan essentiell: alle Architekturtheorien über Bord zu werfen, und machen, was einem gefällt. Raum und Formen fröhlich gestalten! So machte Zoltan eben sein Haus im Pinienhain. Jetzt, in der Uni, saß er bereits mit klarem Kopf da: Nichts ist festgelegt, alles ist relativierbar! Die manchmal höhnischen Darlegungen der Baugeschichte im Hörsaal waren ein Genuss, und das Seminar über die Baugeschichte von Budapest - ein Labsal! Man ging mit Referaten durch die Urheimat von Zoltans Familie, immer mit Projektionen im verdunkelten Saal: Klassizismus, Historismus, Jugendstil - alles europäisch vorzeigbar. Auch prominente ungarische Namen im deutschen „Bauhaus“. Sogar hervorragende Industriebauten, schon unten dem roten Regime - dann aber die unseligen Paneelsiedlungen. Nach diesem gähnererregenden Referat knarrten aber plötzlich die Stühle im dunklen Seminarraum: Am Bildschirm reihten sich die Bilder der ungarischen Nachmoderne - damals schon ein Hit in den internationalen Fachzeitschriften.

Zoltan referierte über die ungarische Prämoderne. Doch, die Zwischenprüfung über Revolutionsarchitektur war schon umsonst gewesen. Die Kunstgeschichte lag ihm quer im Halse, und er wechselte das Fach zur Allgemeingeschichte der Neuzeit. Damit fiel die Baugeschichte automatisch weg. Ein Absurdum: Als Student der Kunstgeschichte durfte er die Baugeschichte als Nebenfach wählen - wo man sich aber um die Allgemeingeschichte wenig kümmerte. Für einen

Historikerstudenten war aber die Baugeschichte nicht wählbar, wo jedoch die Architektur doch historisch untrennbar ist von den politischen Machtverhältnissen!

Es blieb noch die Literaturwissenschaft als zweites Hauptfach übrig. Auch eine Orchideenwissenschaft. Aber die „68-er Generation“ hatte dieses Institut schon erobert. Und sie lehrten so: „Literaturwissenschaft“ ist allzu weit gegriffen, richtiger sei eine Benennung als Literaturkritik. Was heute noch wissenschaftlich herauskommen kann, ist bloß eine akribische Mikroskopie, die nur in engsten Fachkreisen wahrgenommen wird - ohne gesellschaftliches Interesse. Literarische Deutungen sollen aber lebens- und praxisnah sein. Anstatt des autoritären Anspruchs auf steriles Erkennen, soll man das bisweilen erarbeitete Kennen verbreitern und die unvermeidliche Subjektivität von solchen Interpretationen anerkennen. So suchte sich Zoltan möglichst diese Seminare auch aus: wie sie architektonisch relativierbar seien. Sehr schön über Winckelmanns Klassizismus und Schlegels Romantik. Damals waren Griechenland und die gotische Architektur noch unerforscht gewesen. Daher schon ein Kuriosum, der Zutritt dieser beiden Ästhetiker mit ihren Betrachtungen. Winckelmann kannte die griechische Kunst nur von späten, römisch überlieferten Skulpturen, und die griechische Architektur nur durch Reisebeschreibungen und Zeichnungen. So konnte er - in seiner Opposition zum Spätbarock! - beliebig idealisieren: das Griechische zum allästhetischen Vorbild als „Edle Einfalt und stille Größe“ erküren. Schmucklos monumental, wesentlich durch Massengliederung wirkend soll die Architektur beschaffen sein. Plastizität im Lichte badend - so wie in Karlsruhe, Berlin oder München dann gebaut wurde - und in Weimar auch weiter gedacht! Gegen solche „Aufklärung“ stellte sich aber die romantische Nachtschwärmerei von Novalis und - gegen die griechische Antike - die teutonische Mittelalterschwärmerei Schlegels: Rassistisch gehässig gegenüber allem Französischen, Schlegel enteignete die ganze gotische Architektur dort für das Germanentum. Zu Gunsten einer deutschzentrischen „Universalität“. Zoltan fand Schlegels Architekturanalysen haarsträubend willkürlich und dilettantisch, dabei doch doktrinär-autoritativ. Schlegel beschränkte sich auf äußerliche Beschreibungen - echt kunsthistorisch! Heine verspottete ihn schon damals als einen Weltfremden, der hoch in einem Glockenturm sitzt: „Bei allem, was Schlegel sagt, hört man die Glocken läuten; manchmal hört man sogar die Turmraben krächzen, die ihn umflattern“. Allerdings hat auch Heine über die Gotik geschrieben - er bewunderte jedoch den Gesamteindruck des Baus. Heine wandelt durch das Innere eines Doms und erlebt - den architektonischen Raum.

Zoltans gut siebenjähriges Studium - ein Jahr Verlust wegen des Fachwechsels und ein Beurlaubungsjahr zum Studium der spanischen und ungarischen Architektur an Unis in Barcelona und Budapest - war ein Genus von ungezwungenen Verpflichtungen. Er musste ja gar nichts, er verpflichtete sich aber doch, wenn es für seine architektonischen Interessen relevant war. Sein Studium durfte kein Hobby sein, sondern eine professionelle Weiterbildung. Als Seniorstudent war er zwar nicht allein gewesen, aber doch allein mit einer schon vorhandenen Hochschulbildung. Alle anderen: einige Senioren, wenige Kommilitonen des mittleren Alters und natürlich die Jungstudenten, waren nur von der Abiturebene da. Mit Zoltans Gleichaltrigen funktionierte allerdings der Gedankenpingpong nicht so sehr. Ob deshalb, weil diese Kommilitonen das Spätstudium nur als Hobby betrieben? Und wie kam es, dass sich Zoltan zu seiner Lerngesellschaft stets unter reifen Frauen einfand? Allenfalls, so war alles noch schöner gewesen - blendend war die Susanne: markantes Gesicht mit dunklen Haaren umrahmt, ein bisschen mannweiblich mit sonorer Stimme, selbstgedrehte Zigaretten rauchend. Und immens intelligent! Wegen Zoltans verspäteten Fachwechsels leitete sie ihn in das Geschichtsstudium ein.

Bald fiel es aber auf, dass hier die Geschichte von Europa jenseits der Alpen - ignoriert wird. Sehr deutlich ist das im Seminar über den aufgeklärten Absolutismus in Österreich und Preußen geworden. Zoltan schlug das Referat über den Josephinismus in Ungarn vor. Der Professor meinte: Das ist unwichtig - aber es darf sein - mal seh'n, was der Kaiser Joseph II. nebst seinen Interessen in Belgien und Auseinandersetzungen mit Preußen, sonst trieb. Bezeichnend war überhaupt, dass in den wirtschaftlich fortschrittlichen Ländern - England und Holland - kein Bedarf nach doktrinierte Aufklärung existierte. Im deutlichen Gegensatz zu Österreich und Preußen. Joseph war allerdings lange von seiner Mutter, Maria Theresia, gehindert gewesen. Als er den Thron erbte, wollte er dann alles „auf einen Schlag“ schaffen. Bei seinen übereilten Reformen rechnete er aber nicht mit dem ungarischen Widerstand. Darin liegt aber eben das historische Scheitern seiner absolutistisch aufgelegten Aufklärung! Ungarn verfügte nämlich über eine zäh verteidigte alte Verfassung - sehr ähnlich wie die englische Magna Charta. Bei der Krönung musste sich der König dieser Verfassung schwörend unterwerfen. Joseph verweigerte sich der Krönung, konnte aber den ungarischen Widerstand nicht brechen: So widerrief er alle seine Zwangsreformen auf dem Totenbett. Allerdings setzten sich seine positiven Reformabsichten in Ungarn allmählich doch durch - jedoch ohne absolutistische Gewalt und, besonders, gegen den nachträglich reaktionären Absolutismus aus Wien. Nachdem Zoltan so

referiert hatte, war die Seminardiskussion fortan von dieser „Entdeckung“ beherrscht. Zuletzt sogar mit der Einsicht: Die deutsche Geschichte widmet sich unzureichend der transalpinen Geschichte. Selbst die lutherische Religionsreform wäre anders verlaufen, wenn die Türken damals nicht aus Ungarn gedroht hätten. Zoltan orientierte sich allerdings dem neu aufgestellten Katheder der Technikgeschichte zu: einer in Deutschland überhaupt noch in Entstehung befindlichen Geschichtsrichtung. Dort belegte er solche Themen wie Grundlageforschung, Industrierevolution und auch Gedanken über die Entwicklungsperspektiven der dritten Welt, oder über die Geschichte der Atomtechnologie.

Drei Jahre nach dem Fachwechsel konnte Zoltan schon seine Hausarbeit Magister Artium anmelden: über Stahlbeton als Faktor der Moderne. Ob da über Betonbunker die Rede sei?! - so lautete die erste spontane Reaktion des Konsultanten. Dieser Themenvorschlag tanzte aus allen Reihen der Geisteswissenschaftlichen Fakultät! Zoltan musste schon vorgreifend verdeutlichen: Die Erfindung des Stahlbetons hat - während des 20. Jahrhunderts - entschieden die Formgestaltung der Architektur bestimmt, und die so gestalteten Neuheiten beeinflussten auch die Kulturwelt der Moderne. Die fast uneingeschränkten Anwendungsmöglichkeiten des Stahlbetons stifteten vorerst eine euphorische Bejahung dieser Technologie. Dann aber - gerade durch deren Eignung auch für Kriegszwecke, wie die sonst inhumanen Missbräuche im Zivilleben - führten auch zu übertriebener „Betongehässigkeit“. In beiden Fällen gilt aber eine positiv oder negativ aufgefasste Kulturcharakteristika! Zuletzt normalisierten sich doch die Auffassungen: Stahlbeton ist nur ein technisches Mittel, das man schlecht und recht anwenden kann. Die recht guten, sogar attraktiven Anwendungsbeispiele holte Zoltan aus Italien - deswegen reiste er nach Como, Milano und Rom - besonders zu den Werken des Ingenieurvirtuosen Nervi. Seine Werke, wie die Olympiabauten in Rom und andere Bauten, legte Zoltan mit Bildern der Maginot-Linie im Elsass in Kontrast. Freundlicher und zugleich abstoßender war kein Baumaterial im 20. Jahrhundert verwendet worden.

Seine Abschlussprüfung als Historiker ist mit 1,3 benotet worden. Seitdem nannte sich er: Architekturhistoriker - M. A. & Dipl. Ing.



Es war wie ein Donnerschlag gewesen: Ungarn erhob sich gegen die Sowjetunion! In Zelenika hatte man kein Radio, Zoltan lief zu einer Familie im Nachbarort, um Nachrichten zu hören; erstmals kaufte er regelmäßig Zeitung und hob Ausschnitte auf. Der Schriftsteller Dobrica Ćosić erlebte den Aufstand in Budapest, er bewunderte das Volk auf den Straßen – wie es sich unbewaffnet gegen die Panzer stellte – und kritisierte die Politiker, die stets hinter den Ereignissen stolperten. In seinem Hotel, auf der Margaretheninsel, rief die Belegschaft die Selbstverwaltung aus, man hat ihn – den Jugoslawen – zu Rate gezogen. Ćosić kehrte heim, als sich die Lage vorübergehend beruhigte. Erst dann schlug die Rote Armee los, im Radio hörte man die verzweifelten Hilferufe des – von Volke neu designierten – Ministerpräsidenten, an den Westen. Dann flüchtete seine Regierung in die Jugoslawische Botschaft! Es war kaum zu fassen: Trotz versprochenen freien Geleits, nach Jugoslawien, sind diese Menschen gleich im Autobus entführt worden und – niemand rührte sich im Westen. Nicht einmal diplomatisch. Ungarn blieb einfach auf sich gestellt. Sechs Jahre danach gerieten aber Amerika und die Sowjetunion doch unmittelbar aufeinander, um Kuba. Und wieder passierte nichts! Allmählich dämmerte es Zoltan: Dieser „kalte Krieg“ ist nur ein Theater. Man konnte es nur bis zum Aufstand in Ungarn ernst nehmen. Alles war bloß eine leere Hetze, wie bereits schon jene scheinheilige stalinistische Hetze gegen Jugoslawien gewesen ist. Es gibt keinen Krieg, keinen Kalten uns schon gar keinen Heißen – nur leere Worthülsen gibt es. In Deutschland, und Berlin, wo sich die beiden großen Mächte berührten, zäunte sich und mauerte der Kommunismus ein, während mit dem neutralen Finnland, Österreich und, eben, Jugoslawien sich die Beiden auch schön auseinander hielten. Allerdings, der unscheinbare sowjetische Botschafter, der damals in Budapest zufällig die Krise managte, machte eine blendende Karriere: Er wurde danach Leiter der Abteilung für die kommunistischen Länder, bald danach Mitglied des Zentralkomitees, dessen langjähriger Sekretär er auch geworden ist, dazu Vorsitzender der allgegenwärtigen Geheimpolizei, dann Politbüromitglied und zuletzt – Staatsoberhaupt: Jurij Wladimirowitsch Andropow.

Diese offensichtlich ungarnbedingte Karriere erfuhr Zoltan viel später, in Deutschland. Damals war Deutschland schon längst „wieder Wer“ geworden: erlöst erst einmal durch den – Fußball! Durch den Weltmeisterschaftssieg gegen Ungarn. Gegen jene ungarische „goldene Mannschaft“ – eine Legende der Unbesiegbarkeit – die aber plötzlich das entscheidende Spiel gegen Deutschland verlor und das erste Erfolgserlebnis, nach der Kriegsniederlage, den Deutschen bescherte.

Allerdings der nun selbstzufrieden gewordene Wirtschaftswunder-Deutsche „dachte gerne“ an das mit lauter feurig hübschen, rotbestiefelten Piroshkas bevölkerten Ungarland und, noch weiter zurück, über Lehárs Operettenwelt zum „Zigeunerbaron“ hin – flugs zurück zum Ungarn des 18. Jahrhunderts. Obwohl, es zeichnete sich, zumindest relativ zum „Ostblock“, ein bescheidenes Wirtschaftswunder auch in Ungarn ab. Von seiner leichten Schulter herab erheiterte sich Chruschtschow über diesen „Gulaschkommunismus“. Der Westen, von der Operettenhaftigkeit nicht lassend, entdeckte Ungarn als die „fröhlichste Baracke des Ostblocks“. Hierher pilgerten urlaubende Ost- und Westdeutsche: zu unbeschwerten Verwandtschaftstreffen am „Ungarischen Meer“ – am Plattensee. Oder gingen zur Jagd in die Wälder, kapitale Hirsche vor ihre Schießseisen angetrieben zu bekommen – gut mit Devisen bezahlt – wie es Zoltans Architekturbüro-Chef tat. Als sein ungarischer Jagdkumpan hierher zu Besuch kam, bestellte ihn sein Chef zu dolmetschen und, während sie zusammen durch den Schwarzwald herumkutschierten, erfuhr Zoltan, dass sich während der letzten Jahre in Ungarn tatsächlich vieles zum Besseren gewendet hat.

Gelöscht:

Als er seinen Cousin dritten Grades, den Emil entdeckte, konnte sich Zoltan mit den Zuständen in Ungarn auch unmittelbar vertaut machen. Nach einer ausführlichen familiengeschichtlichen Korrespondenz, lernten sie sich nun persönlich kennen. Zoltan war nach dem verheerenden Unfall bereits wieder in Form, Emil – zwei Jahre älter – gutaussehend, elegant, mit alten Manieren des herrschaftlichen Budapest, wohnte noch in der feinen Villa abseits in Buda, wo Zoltan ungefähr die Stimmungen seiner Kindheit wiedertraf. Emils schon verblichener Vater, Chefsingenieur einer Elektrodistributionsgesellschaft, konnte sich damals, in den späten 20-ern, diese konservativ gestaltete Villa bauen lassen – auch mit Garage für die private Limousine! Die bourgeoise Familie war während der stalinistischen Razzias verschont geblieben, weil die Fachkundigkeit des damals schon betagten Herrn noch immer vonnöten war. Doch war er gezwungen gewesen, das Obergeschoss seiner Villa zu verkaufen. So wohnte Emil jetzt nur in den repräsentativen Tagesaufenthaltsräumen des Erdgeschosses. Schlecht und recht wohnlich gemacht. Man verkehrte durch die Hintertür, über die Dachterrasse der Garage in die – Küche. Erst von hier trat man in den übrig gebliebenen Vorraum hinein, nachdem der abgerissene Treppenraum zum unscheinbaren Schlafzimmer umfunktioniert wurde. Das neue Esszimmer – mit dem nie mehr angezündeten Kamin (das ganze Haus war ja zentral beheizt) – ist eine Art Hall geblieben: mit Fernsehrecke und mit dem schwerfällig funktionierenden Telefon – man stolperte stets an herumschlingenden Kabeln – aber mit der schönen

Essgarnitur zur Gartenterrasse hin. Zwei schlichte, neue Türen führten von hier in jenes Schlafzimmer und zum gleichfalls unscheinbaren Bad – das war eine von der Küche abgetrennte Servierdiele gewesen. Allerdings zwei doppelflügelige große Glastüren, beidseitig des Kamins, führten in zwei stuckverzierte herrschaftliche Salons, jedoch heterogen eingerichtet: nebst alten Stilmöbeln auch manche neuere Möbelstücke. Der ehemalige Tafelsalon diente jetzt dem Emil als Studio, hier schrieb er seine langen Briefe an Zoltan, verfasste seine Reisediarien – je drei Jahre durfte man einmal nach dem Westen reisen – auch seine Amateurromane, wesentlich arbeitete er an seinen beachtlich veröffentlichten Numismatikatalog, und schlief dahinter auf der Sofa. Am wenigsten kümmerte ihn sein Beruf: die Routine eines Laborarztes. Emil war zwar verheiratet – kinderlos – lebte aber getrennt von seiner Frau. Den Haushalt bestellte hier seine Schwester – eine übermäßig bescheidene Altjungfer – die in jenem improvisierten Schlafzimmer schlief. Dem gastierenden Zoltan wurde das Sofa nebenan, im Erkersalon angeboten, zwischen schweren Sesseln, einem ungebrauchten Schreibtisch, vielen Büchern und unten schwer gerahmten Gemälden an den hohen Mauern.

Emil führte Zoltan bei der inzwischen aufgetriebenen Verwandtschaft ein, nur frauseitige, aber auch zur Nachkommenschaft des älteren Familienastes – alles standesgemäß: Ärzte, Pharmazeuten, Juristen, Volkswirte, Ingenieure, Gymnasiallehrer, aber auch ein stalinistisch verfolgter ehemals kommunistischer Politiker. Seine Frau, Zoltans nächstverwandte Cousine zweiten Grades – die liebenswürdige Anna – konnte noch manches über den rätselhaft widersprüchlichen Urgroßvater erzählen. Sie starb leider bald und vererbte Zoltan die jugendlichen Miniaturportraits der gemeinsamen Urgroßeltern. Die überall verstreuten Portraits der Sippe konnte Zoltan sonst abfotografieren und mit dem von Emil minuziös erstellten Abstammungsbaum zusammenordnen. Diese Leute lebten unter verschiedensten Umständen, keine aber verhältnismäßig so gut behalten wie Emil. Wenn sie ihre Wohnungen in den Mietshäusern noch innehatten – meist doch mit beneidenswerter Möblierung – stolperte man zu den Eingangstüren durch verfallene, notunterstützte Treppen und Innenhofgalerien. Sonst waren sie in besseren Neubauten vorzufinden – keine aber in den Wohnwaben der neuesten Plattenbauten. Eine Besonderheit war der Ausflug zur entlegenen Sommerresidenz des ehemals steinreichen älteren Sippenasts: Eine denkmalgeschützte klassizistische Anlage, völlig verlassen, bloß ein Lager von sagenhaften Empiremöbeln und sonstigen Utensilien, nebst Ahnengalerie – aufgestapelte Portraits auch von namhaften Künstlern – die Zoltan auch zu fotografieren hatte. Diese

Schätze waren für Diebe leicht zugänglich gewesen, doch vergebens, die haben nebenan das Familienmausoleum präferiert: die Knochen durcheinandergewirbelt nach wertvollen Schmuckstücken suchend.

Zoltan wurde auch beschieden, dass es im Komitatsarchiv von Kecskemét über die Verwandtschaft mit der Familie Madarász Dokumente gibt. Dieses verwandtschaftlichen Band – über Großmama – konnte er noch nicht klären. Kecskemét zog ihn aber auch durch die dort zu besichtigende, sonderbare, Architektur der Jahrhundertwende an. Im Archiv gab es nur eine Korrespondenz von Tante Babiska. Es war ein Genuss ihre funkensprühenden Briefe zu lesen! Auch über Zoltans Vater – sie nannte ihn ihren Neffen: „...der dort in Dalmatien saß, in der Bocche di Cattaro und deutete die ungarischen Götter und stets hoffte, dass Dalmatien mit Ungarn wiedervereinigt wird. Der war 17-jährig damals, als ich dort war und schon damals zeichnete er so schöne Postkarten – und andere viele Sachen – und schon damals hatte er einen himmeldonnernd dicken Manuskriptbatzen mit allseitig ungarischen Geschnörkel (Otto Herman sagte dazu, dass er in seinem Leben sowas Interessantes nicht gelesen hatte) – na dann kam der Krieg, als mich Baron Bornemissza ersuchte, ich soll irgendeine ungarische Postkarte besorgen, wegen Verkaufs zu Gunsten des ungarischen Militärspitals in Konstantinopel. Ich habe damals nach Zelenika geschrieben, dem Adorjan, soll er eine malen – so machte er. Das war zu Beginn des Krieges. Dann kamen allerhand Gräuel, ihn hat man zum Militärdienst geholt (war ein Husar) – und ich habe auf dieser Welt nichts mehr von ihm gehört, auch nicht von seiner Mutter, die meine Cousine ist, und auch von niemanden dort in der Bocche... Ich habe mich so viel gegrämt während des Krieges und auch danach, so viel, dass ich nicht wagte dorthin zu schreiben, was ist denn los, was geschah? – weil ich als sicher hielt, dass ich von irgendwelchen grausigen Blutvergießen hören würde – ich dachte, diesen Jungen haben dort sicherlich niedergemetzelt – den mochten wohl schon die Österreicher nicht, und auch Diejenigen nicht die dort nachgerückt sind. Einfach gesagt, ich dachte, dass dort niemand mehr da ist. Aber, es ist drei Wochen her, krieg ich ein Einschreibebrief. Nun, was ich schon über die Künstler schrieb, die sind ja alle verrückt, bestätigte auch dieser Brief. Seit dem Frühanfang des Krieges habe ich keine Nachricht von ihm gehabt, 20 Jahre habe ich ihn nicht gesehen: Und er beginnt seinen Brief damit, dass er sich jetzt beeilt, anlässlich unserer Blutsverwandtschaft, zu melden, dass er geheiratet hat «natürlich habe ich eine ungarische Frau» – was für eine Menschentochter ist aber diese, oder ob meine Cousine noch am Leben sei, gar nichts davon; aber der ganze Brief dicht voll (doch wirklich sehr interessant) von

ungarischen Religionssagen, von ungarischen Göttern, von asiatischen Gegenargumenten. Ich ergerte mich grün und blau, und ich begann meine Antwort: «Der Teufel soll die ungarischen Götter holen, ich möchte wissen, was gibt's dort, wer lebt, wer starb, steht noch das Haus, die Pension am Strande etc.» – nun kam dann freilich die Antwort, summiert antwortete er, wo ist seine kleine Schwester beigesetzt undsoweiter – aber dann erzählt er wieder über eine Reise mit dem Segelboot hinunter, was weiß ich wo, in eine zypressenwilde Insel – und zeichnet selbstverständlich diese auch ab“...

Die Beziehungen mit Emil festigten sich ganz, sie besuchten sich fortan oft, mit den von Zoltan amtlich erklärten Einladungen durfte er auch häufiger ausreisen – auch zu Treffen in Spanien. Mittlerweile heiratete Emils Schwester, so spät, und gründete eine eigene kleine aber feine Haushalt; Seine Frau zog dann doch in die Budaer Villa ein. Sie hieß zufällig auch Iren, von Beruf Gymnasiallehrerin des hungarologischen Faches, energisch und durchsetzungsfähig – der pure Kontrast zum schüchternen Emil. Er war still, melancholisch verfangen und verschwiegen, auch mit leichtem Artikulationsfehler. Seine hohe Allgemeinbildung kam so nur schriftlich zu Geltung. Er hing an dieser alten, sonderbaren Wohnung aus purem Traditionsgefühl, aber als technisches Antitalent war er nicht mal in der Lage, einen Nagel in der Wand zu befestigen. Folglich, es musste jede Dienstleistung bezahlt werden. Wegen der mangelnden Geldkraft – jämmerliche Angestelltengehälter! – wirkte aber der ganze Anwesen irgendwie wackelig. Die Frau warb deswegen für den Verkauf, weil man in einem Neubau auch besser wohnen kann. Die Beiden raufte miteinander, aus welchem Grund immer, sie verließ ihn regelmäßig immer wieder, dann versöhnten sie sich erneut – mehrfach so und ein Vierteljahrhundert lang abwechselnd, während die neue Verwandtschaftsbeziehung mit Zoltan schon andauerte. Allmählich legten sich die übrigen – verwandtschaftlich doch entfernten – Beziehungen. Durch „jene Iren“ aber erweiterten sie sich andersherum. Sie hatte eine Cousine – die hübsche, schwarzhaarige Eva – eine allgemein praktizierende Ärztin, verheiratet mit einem Chefarzt. Sie lebten bereits gutbürgerlich standesgemäß im neugebauten Eigenheim. In diesem Kreise bewegte sich nun Zoltan mit „Meiner Iren“, bei nunmehr regelmäßigen Ungarnbesuchen. Eva, durch ihren Vater eine Halbjüdin, beherrschte eigentlich die beständig werdenden familiären Zusammenkünfte. Sie war, mit ihrer resoluten Praxis, die eigentliche Trägerin des deutlichen Wohlstands. „Jene Iren“ sagte aber, dass Eva sonst nur in den jüdischen Kreisen Budapests verkehrt – die unsrige Geselligkeit ist also eine erlesene Ausnahme.

Die Gespräche, bei diesen Zusammenkünften, waren von allseitiger Westbewunderung beherrscht. Vorneweg für das Reagan-Amerika, bei erbitterten Verurteilungen der Zustände in Ungarn. Zoltans relativierende Deutungsversuche - Amerika ist nur vordergründig reich, schwer verschuldet und hält sich mit dem internationalen Dollar spekulativ über Wasser, während das aufsteigende Ungarn Jugoslawien bereits überholte, mit der Lebensqualität hat dieses Land die Nase auch vor allen anderen Ostländern vorn, sogar die mächtige Sowjetunion hat da nichts zu melden – wurden einfach abgeschmettert. Eine hart schuftende Ärztefamilie, wie diese, wäre im Westen bereits steinreich geworden. Da konnte man nur nicken, allerdings ging das Gulaschkommunismus-Wirtschaftswunder bereits auch zur Neige. Eigentlich war diese fröhliche Baracke, hier, ein wirtschaftlicher Zwitter: die herrschende Staatswirtschaft hielt sich aufrecht gleichfalls durch Auslandsschulden, und allseits war sie doch durch den „Privatsektor“ abgestützt. Ein Jeder verplempere seinen Arbeitstag im Staatssektor, um dann irgendeiner sonstigen Beschäftigung oder gar einem eigenem Privatservis effektiv nachzugehen. Bis auf die kritische Privatverlage hin – die polizeilich geduldet waren, um kein Öl auch noch auf diese Glimmer zu gießen. Allerdings war die offizielle Literatur, abgesehen von den Tabuthemen wie der 56-er Aufstand, doch ziemlich sachlich lesbar. Emil durfte so einen familiengeschichtlichen Vortrag abhalten, vor einem Arbeitskreis der Akademie der Wissenschaften, der mit positiven Kommentaren auch veröffentlicht wurde: Man kann das Bürgertum nicht bloß ideologisch abtun – hieß es - die bürgerlichen Leistungen sind ein wesentlicher Teil der ungarischen Geschichte, und die Vertiefung dieser Geschichte kann eben durch die Hilfswissenschaft Genealogie stattfinden. Andererseits, sagte Emil, ein namhafter Parteivertreter sprach auch sehr kritisch über das politische System hier überhaupt, während einer Versammlung in seiner Laboranstalt. Irgendwie kam Bewegung auf, die politische Spitze wechselte ab, man hörte sogar über eine Opposition von andersdenkenden Intellektuellen.

Es war dann wieder ein Donnerschlag gewesen - der Spitzenpolitiker Imre Pozsgay brach plötzlich den Tabu: der Herbst von 1956 war keine Konterrevolution, sondern – wie es doch jeder wusste – ein echter Volksaufstand. Damit war dem existierenden politischen Regime die Legitimation völlig entzogen. Pozsgay sagte auch noch: Dieses politische System ist nicht reformierbar – damit wagte er sogar einen Streich gegen Moskau! Der Premier, János Kádár, vorher selbst auch stalinistisch verfolgt, dann mit sowjetischen Panzern auf die Macht gehievt, danach doch ein Schöpfer der vordergründigen Freizügigkeit – aber die Unstimmigkeiten nicht wahrnehmend – wurde jetzt von den

„Reformkommunisten“ entmachtet. Es ging dann Schlag auf Schlag: Das Mehrparteiensystem wurde legalisiert, und die neuen Parteien ließen sich mit den Kommunisten um einen runden Tisch zu Verhandlungen nieder. Auf dem Heldenplatz in Budapest versammelte sich das Volk um die Bahnen der exhumierten Märtyrer des 56-er Aufstands. Zoltan war gerade in Spanien – diese Fernsehbilder gingen um die Welt... Allerdings, aus Rumänien drohte Ceausescu mit Militärintervention, während Honecker im ummauerten Ost-Berlin die Unveränderbarkeit seines Regimes demonstrativ ankündigte. Der amerikanische Präsident Bush, aus dem gleich bewegten Polen kommend, verspach aber in Budapest jede Unterstützung für die Reformen. Im Frühherbst kam Emil auch nach Spanien – er brauchte keine offizielle Einladung mehr - und erzählte von Ostdeutschen, die massenhaft auf Budapester Straßen kampieren, weil sie die Rückkehr in die Heimat verweigern. Und dann sah man wieder die Bilder, die um die Welt gingen: Ungarn riss den eisernen Vorhang ab – jubelnde Ostdeutsche stürmten über die Grenze nach Westen. Bald danach ernannte sich die „Republik Ungarn“ zum freien und demokratischen Rechtsstaat. Mit dieser Feierlichkeit, vor dem Parlament, sah man auch den Bundeskanzler Kohl dabei. Alpár heiratete am 10. November, es war der „glücklichste Tag der Deutschen“ – die Mauer in Berlin war durchbrochen. Einfach so, zufällig, wegen lächerlich verwirrter Tollpatschigkeit von ostdeutschen Parteibonzen. Nacheinander stürzten auch die Regime in Bulgarien und in der Tschechoslowakei. Auf Malta tobte der Scirocco: Gorbatschow segnete dort, vor dem US-Präsidenten, alles ab. Nur der Rumäne Ceausescu stemmte sich noch hartnäckig, seine Erschießung sah Zoltan dann wieder mit Emil zusammen, per Fernsehen in Budapest. Europa stand kopfüber - und all das begann hier auf dem Heldenplatz!

Die ganze Welt schaute auf Ungarn; der deutsche Außenminister Genscher bedankte sich wiederholt; das Französische Fernsehen sprach stundenlang mit Pozsgay, unter anderem fragte man ihn, ob er ein Sozialdemokrat sei? – Pozsgay schmunzelte nur... Das Institut für Baugeschichte an der UNI-Karlsruhe veranstaltete ein Seminar über die Baugeschichte von Budapest. da fiel dem Zoltan die Wortführung eigentlich zu, nicht nur wegen der Sprache, sondern durch die Erfassung von Zusammenhängen. Immer wieder musste er korrigieren: Die ungarische Architektur – auch die Kunstgeschichte – ist kein Anhängsel von Wien. Seit der Reformzeit des frühen 19. Jahrhunderts war man von der englischen Industrierevolution begeistert, England war das allseitige Vorbild; dann wandte man sich der Kulturmetropole Paris zu, später gelegentlich auch zu Berlin hin; Wien mied man aber wie der Teufel das Weihwasser. Nicht mal der Jugendstil, das heißt die Wiener Sezession,

konnte in Ungarn richtig Fuß fassen: Man schaute lieber zu den „verwandten Finnen“ hin, ähnlich wie dort inspirierte man sich mit der heimischen Volkskunst. Die Moderne kam dann aber eindeutig aus Deutschland, und zwar lehrten im „Bauhaus“ auch namhafte Ungarn mit; ungarische Architekten schlossen sich auch dem vom Architektenpapst Le Corbusier geführten, ständigen Architektenkongress an. Die Krise der Moderne, seit den 60-er Jahren, brachte dann – im damals politisch isolierten und technisch zurückgebliebenen Ungarn – eine ganz eigenständige Entwicklung hervor, eine originelle, national gefärbte Postmoderne – die die Welt erstaunen ließ. Alle internationalen Hochglanzzeitschriften zeigten die eigenartigen Werke des Protagonisten dieser Architekturrichtung – Imre Makovecz. Nach dem Abschluss des Seminars und während der Exkursion in Budapest führte Zoltan die Karlsruher Architekturstudenten in das Büro von Makovecz ein. Allerdings konnte Makovecz eine Frage nicht deutlich beantworten: Was geschieht mit diesem überwiegend handwerklichen „Stil“, wenn Ungarn demnächst an Europa anrückt?

Die Budapester Straßen waren bereits mit Wahlplakaten verklebt – der ersten frei demokratischen Wahlkampagne. Besonders attraktiv: unter kyrilischer Überschrift „Towarischtschi konez“, ein stiernäckiger russischer Offizier von hinten abgebildet – will sagen – „Sowjetgenossen, es ist aus!“. Emil verteilte, ganz begeistert, die Flugblätter mit diesem Bild auf der Straße. Es war die Wahlpropaganda einer neuen, sich national fühlenden bürgerlich-konservativen Partei. Nur, Zoltan fühlte sich gestört: den politischen Bruch mit der Sowjetunion, und die Herauskomplimentierung der Besatzungsmacht, leisteten doch die Reformkommunisten – die sich jetzt Sozialistische Partei nannten – sie trugen bisher das ganze politische Risiko gegenüber Moskau. Wieso schmückt sich jetzt Emil mit diesen Federn, was tat er denn für diese Wende? Und jene „Kommunisten“ wurden tatsächlich abgewählt. Damit wurden auch die international bereits bekannt gewordenen – und im Westen als politische Partner erwarteten – angesehenen ungarischen Politiker beiseite geschoben. Zu Gunsten von unbekannten Emporkömmlingen, die auch Emils Wahl gewesen sind. Nichts geschah in der ersten, demokratischen Wahlperiode. Gewiss, die Privatisierung der Staatswirtschaft wurde zwar eingeleitet, die neue – sich „bürgerlich“ nennende – Regierung hatte aber die Voraussetzungen dafür auch auf dem Teller serviert bekommen. Alles verflachte sich irgendwie: Der weltbekannte Pozsgay kandidierte zum Staatspräsidenten – bei Kaiserwetter – die Ungarn säumten aber die Strände. Es gab allerdings eine ausgefallene Idee, einen würdigen Kandidaten konkurrieren zu lassen: Otto von Habsburg! Als der schwächliche Thronfolger um die

Krönungskirche wandelte, wo er als Kind der Krönung seines Vaters beiwohnte, wurde ihm freundlich zugerufen: „Éljen a Király!“ – es lebe der König - er dankte aber nur... Im kommenden Semester in Karlsruhe: das nächste baugeschichtliche Seminar haben schon mehrere Studenten aus Bukarest beherrscht.

Die EXPO 1992 in Sevilla fiel in das zweite Jahr dieser Regierung, die sich geflissentlich scheute, Maßnahmen zu ergreifen, die die erdrückenden Staatsschulden mindern würden, fatalistisch klagte man bloß das alte Regime an, und, der reiche Westen sollte da in die Pflicht genommen werden. Nun, Spanien wollte in Sevilla die Entdeckung Amerikas hervorkehren, vor 500 Jahren, womit Spanien die Fortschritte des Neuzeitabendlandes stiftete. Der ungarische Pavillon, dort in Sevilla, wollte dieses Ausstellungsleitmotiv fragwürdig machen. Ungarn stoppte doch die Invasion des Morgenlandes auf Europa. Während man hier gegen die Türken blutete, konnte sich Europa getrost gut tun. Makoveczs Glockentürme, auf dem Pavillon, sollten jeweils zu Mittag mit Bimmbamm daran erinnern – wie es der Papst vor 500 Jahren anordnete – dass Ungarn den Türken vor Belgrad mal Halt geboten habe. Diese tiefeschürfende Symbolik sollte nun den Westen in Pflicht nehmen. Blieb aber völlig wirkungslos, kein ermatteter Expobummeler nahm den Sinn wahr. Man guckte den hügeligen Bau an, mit einem Kamm von sonderbaren Türmen drauf – und einen entwurzelten Baum drinnen noch dazu – und man ging weiter zum Finnischen Pavillon hin, da ganz nah: dort mit deutlich gegliederter Anschaulichung von Traditionswerten und aktuell-modernen Werten des Landes. Hier dämmerte dem Zoltan der Kontrast: Ungarn wälzt sich in der eigenen tragischen Geschichte, statt in die neueröffnete Zukunft zu blicken.

Im nächsten Wahlgang fiel ja diese weinerliche Bürgerpartei in den Orkus – man erhoffte eine neue Alternative doch von den Sozialisten. Diese griffen dann wunschgemäß durch, gar nicht sozial sondern radikal-kapitalistisch – und verloren prompt den kommenden Wahlgang. Emil war abermals überglücklich: die Kommunisten sind wieder weg! Freche Burschen zogen in die Ministerien ein – den neuen Ministerpräsidenten, Viktor Orbán, ließen die Türsteher in EU-Brüssel nicht herein – wer ist denn dieser Bursche? Allerdings hatte er dort manches zu tun, Ungarn ist während der gerade abgewählten Regierung ein Musterschüler unter den Europa-Kandidaten aus dem weiland Ostblock geworden. Dem Viktor blieb nichts anderes übrig, als die soeben bewährte Wirtschaftspolitik fortzusetzen. Wie sollte er sich dann aber selbst politisch profilieren? Ganz einfach: „forza Ungheria!“, Schnauze,

## Nationalismus, Denunzierung von heimatlosen Gesellen und eine neue Klassengesellschaft, - „Bürger“ gegen „Kommunisten“!

Veresegyház – etwa „Rotkirchen“ – ist eine große Gemeinde nicht weit östlich von Budapest. Dort hatte Zoltan ein vernachlässigtes Anwesen mit Familienhaus erworben, sechs Jahre nach der Wende. Peinlich billig, obwohl bewusst überbezahlt, allerdings hatte er noch viele Jahre daran um- und angebaut. Währenddessen ist Veresegyház zur Stadt erklärt worden, bereits mit entsprechender Infrastruktur, wesentlich aber doch eher eine dörfliche Gestalt. Als Miniatur wirkte dieses neue Stadtgebilde so, wie Ungarn selbst: stets aufstrebend und fest entschlossen, nicht nachzugeben, die Besserungen nach und nach schaffend. Hier aber doch ohne Kommunistentvorurteile: Der Bürgermeister stand der aufstrebenden Ortschaft noch während des alten Regimes vor, und seitdem wurde er auch stets neugewählt. Zoltans neue Nachbarn – einfache Leute, Arbeiter und kleine Angestellte in Ruhestand – waren voller Lob. Sie erinnerten sich noch an ihr Elend während der Vorkriegszeit – an die Zeit von Emils gutbürgerlichen Sehnsüchten! – sie erfuhren dann den relativen Wohlstand des Gulaschkommunismus, als sie ihre bescheidenen Anwesen hier erwerben durften; sie wählten jetzt weiter sozialistisch, allerdings mal auch die konservative Landwirtpartei. Diese verhalf Orbán, per Koalition, zu Macht. Und enttäuschte soeben wegen offensichtlicher Korruptiertheit. Alle diese Bekannten waren aber vom Rechtsextremen deutlich angewidert, der jetzt im Parlament mit Orbáns Zwecknationalismus kungelte. Extrem angewidert fühlte sich aber Eva. Sie war eine Liberale – und sie „verlor“ jetzt den Wahlgang in der Koalition mit den abgewählten Sozialisten. Leidenschaftlich wie Eva war, lehnte sie selbst den ungarischen Patriotismus ab – neoliberalistisch gleichmachend und, an sich, den gängigen Vaterlandslosigkeitsvorwurf bestätigend. In Amerika möchte sie leben, irgendwo in der herrlichen Skyline New-Yorks, wo kein dumpfer Nationalismus herrscht, und viele harte Dollars für ein behagliches Leben zu verdienen sind. Zoltan genoss ihre erotische Furie.

Amüsant war das allerdings nicht. Selbst im Parlament schrie man die Sozialisten als: „Vaterlandsverräter!“ über die Sitze hinweg an – wo ja fast die Hälfte aller Volksvertreter saß! Während aber die Wirtschaft brummte – mit besseren Parametern als in Europa! – beschäftigte man sich hier vorwiegend wieder mit der Ideologie: Die 10. Jährung des Abrisses des Eisernen Vorhangs, als Ungarn Weltgeschichte schrieb, wurde fast verschwiegen. Das taten ja „gezwungenermaßen“ bloß die Kommunisten – hieß es – die können von ihrer Ideologie nicht lassen, sie würden alles wieder ins kommunistische Verderben stürzen... Hier

sind aber jetzt die Jungen und Schönen, intellektuell strahlend, bürgerlich und national – die einzige Alternative. Tatsächlich kühlten sich sogar die verwandt-freundschaftlichen Beziehungen unter Emil und Eva ab, es war eigenartig zu beobachten, wie sich die Nation spaltete – über nichts und wieder nichts! – und das machte auch Zoltan parteiisch: eben gegen diese spaltende Regierungspartei. Damit befand er selbst sich auf Evas Seite – wo er aber ihre überall den Antisemitismus deutende Paranoia nicht teilte. Demgegenüber erklärte sich Emil selbst zum Antisemiten! Es war schwindelerregend: Die Juden sind doch auch ein ganz normales Volk, selbst mit dem eigenem Nationalismus. An sich, Emil tat es nur noch Leid: Sein hervorragender Intellekt merkte wohl auch die entstehende Leere, bei den Gesprächen ergriff er aber immer die Seite der „bürgerlich Intellektuellen“. Wo sich eben die korrupten Kleinlandwirte und die chauvinistisch Nationalen tummelten. Doch fand er sie weniger schlimm, als wären die „Kommunisten“ an der Macht. Seine Vorstellung des Bürgerlichen war aber auch merkwürdig – das schimmerte aus seinen Romanen durch. In den guten Helden bildete er sich selbst ab: intellektuell-unproduktiv, in den Äußerlichkeiten verhaftet, während diejenigen, die Geld machten er stets irgendwie schurkenhaft darstellte. Um diese, seine, so gespaltene Bürgerlichkeit herum gab es gar nichts, abgesehen vom furchtbaren Kommunismus. Emil zog sich völlig in sich hinein, er wirkte noch linkischer wie sonst, seine Frau verließ ihn mal wieder, er blieb ganz allein in der sonderbaren, leeren Wohnung, an seinen Schriften sitzend – und starb so auf dem Stuhl. Sein Herz setzte einfach aus.

Seit der Exkursion von Karlsruher Studenten in Budapest ging Zoltan dort, im Institut der Baugeschichte der Technischen Universität-, ein und aus. Er wollte sich in die Architektur der „nationalen Formsprache“ vertiefen, und es störte ihn, dass die neue Literatur diese Eigenartigkeit einfach in die Jugendstil-Schublade steckte. Zoltan schlug eine polemische Dissertation zu diesem Thema vor. Man hat ihm aber abgeraten: Das sei zu gefährlich, als Doktorand eine etablierte These anzufechten. Lieber soll er ein solches Thema bearbeiten, wovon niemand eine Ahnung hat, etwa: ungarische Architekten im Westen. Nun, mit diesem Dissertationsthema fiel Zoltan erst in den Schlamassel! Kein wissenschaftlicher Stützpunkt weit und breit. In der Welt herumstochernd entdeckte er aber allmählich, dass Argentiniens Architektur der ersten Hälfte 20.Jh. an einem bedeutenden ungarischen Faden hängt. Ferner: Unter zahlreichen ungarischen Architekten in den USA erarbeitete einer die computerisierte Planung: keine zweidimensionale Zeichnerie mehr, sondern, unmittelbar dreidimensional planen. Ganz hervorragend aber der Professor Polónyi: Er integrierte

wieder die seit zwei Jahrhunderten auseinandergeratene Ingenieur- und Architektur als „Dortmunder Modell“, an dieser UNI, als ein umfassendes Baustudium. Schon durch diese Punktfälle, fast das ganze 20. Jahrhundert hindurch, gab es weltweit sehenswerte architektonische Leistungen. Diese an sich spontanen und heterogenen Entdeckungen summierte Zoltan als eine Sondierung von international-ungarischen Architekturbeiträgen: als Hinweis, dass es auch weitere hervorragende ungarische Architekturleistungen in der Welt noch geben könne. Allerdings, die schon immer zerstrittene und bereits auch biologisch erschöpfte Emigration ist nicht in der Lage, die eigenen Leistungen auszuwerten. Es läge an Ungarn selbst, diese versteckten Werte noch zu retten. Und er zeigte auch auf, was für eine Ignoranz in der alten Heimat angesichts des „Westungartums“ herrscht. Da rührte er gleich in ein Wespennest hinein. Die Orbán-Regierung arbeitete gerade an einer Gesetzesvorlage für gewisse Privilegien, die den ungarischen Minderheiten in den Nachbarstaaten zugute kommen sollten. Ausgenommen diejenigen in Österreich und – nicht einmal erwähnt – die Diasporaungarn. Deutliche nationale Diskriminierung einerseits, andererseits Proteste aus den Nachbarstaaten wegen der Souveränitätsbeeinträchtigung. Neuwahlen standen ja allmählich an! Die frechen Burschen rechneten sich Pluspunkte aus, durch zwielichtige nationale Emotionen: Superiorität nach Osten hin, aber verdeckte Minderwertigkeitsgefühle gegenüber dem Westen. Zoltan zeigte da aber gerade hervorragende Leistungen der „heimatuntreuen“ Westungarn dar – eben gegensätzlich zu den kommunistusgeschädigten Architekten in der Heimat! Es gab Ärger bereits mit den Dissertationsopponenten – was sollen denn diese politischen Exkurse? Bei der Verteidigung der Dissertationsarbeit ging es dann gar nicht mehr um die Architektur. Zoltan musste erst einmal verständlich machen, dass die Emigration an sich ein Politikum ist, und dazu den Gemeinplatz darlegen, dass die Architektur doch immer politisch beeinflusst war. Das zu leugnen ist unwissenschaftlich. Mit Ach und Krach ist er damit durchgekommen. Die Promotion war aber rührend: Professoren in der Aula am langen Tisch, in Togas, alle Promovierenden selbst in dunklen Anzügen und mit weißen Handschuhen, nacheinander die prächtig gestalteten Diplome erhaltend – latein und ungarisch geschrieben - händeschüttelnd mit allen Professoren am langen Tisch, und schwörend, dass sie immer das Ansehen dieser Universität mehren werden.

Wenige Wochen danach gab es Wahlen – die frechen Burschen wurden abgewählt, die Extremnationalisten aus dem Parlament gejagt. Sie ertrugen diese Niederlage kaum – Wahlbetrug sei das! Allerdings waren die Westmedien auch enttäuscht, ihrer Schlagzeilen beraubt, und Otto

von Habsburg wies sie entschieden zurecht: „Manche als verantwortlich bezeichnende Medien gingen so weit, dass man dem Eindruck nicht entgehen konnte, sie würden förmlich wünschen, diese Rechtsextreme würde einen Erfolg haben“... Dann jedoch abermals ein Donnerschlag: der neugewählte Regierungspräsident sei ein kommunistischer Geheimpolizist gewesen! Nun öffnete man die bisher wohlgehüteten Geheimdossiers: Die meisten „bürgerlichen“ Regierungsmitglieder – zwei Legislaturperioden lang! – sind gleich im Dienste der kommunistischen Geheimpolizei gewesen. Aber mitnichten: die jetzt in die Opposition verwiesene – solche! – „Bürgerliche“ klageten unverdrossen weiter, wegen der global-neoliberalen Politik der regierenden - „Kommunisten“...



Der mächtige, schwimmende Kran „Veli Jože“ näherte sich langsam dem Anlegeplatz in Tivat. Es war noch die frühe Zeit von Zoltans Anwesenheit gewesen, dort, in der kleinen Gemeinde seiner Heimatbucht. Der Kran lud zwei große, verrostete und Korallenverkrustete Schiffskanonen mit ihren Türmen ab. Geholt vom Meeresgrund, vom Kreuzer „Kaiser Franz Joseph“. Das österreichische Kriegsschiff versank damals – vor etwa vierzig Jahren – auf eine rätselhafte Weise, vor Anker bei ruhiger See. Dass jetzt seine zwei Kanonen in Tivat abgestellt werden, wusste Zoltan schon voraus, so ging er während der Abladearbeit an Bord des Veli Jože, und begrüßte dort seinen Cousin – den Ingenieur Karlo Baumann. In der Familie nannte man ihn immer nur Bukschi (buxsi – etwa naivkluges Kind). Er war aber viel älter als Zoltan, ein stattlicher Mann. Mit seinem seegegebenen, markanten Gesicht, besonders durch eine nicht zu übersehende Nase, und mit dem blauen Overall, unterschied sich er hier kaum von den umherum hantierenden Arbeitern. Sie suchten sich eine ruhige Ecke auf dem Deck, um diese seltene Begegnung für einen verwandtschaftlichen Plausch zu nutzen, miteinander ungarisch-familiär. Bukschi lebte unlängst wieder in Split, hatte dort seine Familie mit zwei Töchtern, seine Mutter – Zoltans Tante Ida – war auch dort; sein Vater, der Károly-senior war aber verstorben. Nach der Pleite ihres Hotels in Split aktivierte er sich wieder als ungarischer Offizier, überlebte aber nur knapp den Krieg. Karlo junior – er nannte sich so kroatisch – ist Schiffbauingenieur geworden, spezialisierte sich aber auf die Bergung von Wracks, und damit auch auf die Taucherarbeit. Er erzählte jetzt, dass man den Franz-Joseph – hier am Buchteingang – zu heben beabsichtigte. Man meinte, dass das eine leichte Arbeit sei, wegen geringer Tiefe, man fand aber das Schiff im Schlamm versenkt, so wäre die Hebung, aber auch die Kassierung

wegen der explosiver Ladung, zu aufwändig und gefährlich. Um doch nicht ganz mit leeren Händen abzurücken, montierte man wenigstens diese beiden Kanonen ab.

Bukschi lebte nach dieser Begegnung nur noch eine kurze Zeit. Er wurde im Hafen von Split zur Reinigung des Ansaugungsgitters an einem Schiff gebeten. Er wollte es selber machen, mit dem leichten Tauchgerät. Währenddessen hat man aber versehentlich die Schiffsmaschine angeworfen. Bukschi wurde auf dem Meeresgrund verletzt und ertrunken aufgefunden. Viel später dann, als sich Zoltans Familienforschungen herumsprachen, bat ihn die Witwe, Bukschis Lebenslauf zu verfassen. Sie schickte auch die Dokumentation dazu. Dann verstarb auch sie, und diese Korrespondenz versiegte.

Karlo Baumann war in Zelenika knapp vor dem Kriegsausbruch geboren, und zu einem echten „Marin“ von seinem Onkel – Adorjan – erzogen. Als die Familie dann, in den späten 20-er, nach Split ging, öffnete sich für Bukschi die Laufbahn des echten Sportlers, im prominenten Yacht-Club „Labud“. Bei dem ersten internationalen Auftritt Jugoslawiens, zur Regatta in Triest 1934, war er schon dabei. Nächstes Jahr wurde er jugoslawischer Meister, und im kommenden Jahr Europameister der Regatta auf dem Plattensee. Dann kam die Olympiade in Berlin. Es kostete Einiges, bis die Landratten in Belgrad überzeugt waren, dass zumindest ein Segelsportler mit dabei sein sollte. So musste sich der Europameister Bukschi noch einmal bewähren, in der üblichen Dalmatienregatta – von Split aus, und um die auf offener See entlegener Insel Vis herum.

Bukschi startete am Ruder des „Suton“ – schon bei dem ersten Grauen des Tages. Für den Vorschub erwartete man die Nachtbrise, als Rückenwind, die aber ausblieb. Alle Boote bummelten vom Hafen hinaus mit hängenden Segeln – alles wurde herausgeholt – nur die leicht seidenen Spinacker griffen irgendeinen Hauch auf. Alle gingen auseinander, um vermutete Glücksfälle zu suchen, oder um nicht ins Lee des anderen Boots zu geraten. Der „Suton“ lag etwa mitten in der Meute. Kurs Süd, zur Meerenge zwischen Čiovo und Drvenik hin, wo sich – erfreulich! – auf der spiegelglatten Wasserfläche ein dunkelblauer Streifen zeigte. Tramontana! Wer da vorn war, konnte endlich seine Segel etwas aufblähen. Bukschi beobachtete mit gekniffenen Augenlidern jedes kleine Flattern seiner Segeln, und reagierte mit Ruder und Scotta reflexartig: Der „Suton“ ließ einige Konkurrenten hinter sich. Die Tramontana erlag aber mit dem Sonnenaufgang, die Segel hingen wieder leer, selbst die Spinacker versagten, die zerstreuten Boote lagen

wie verankert in der bleiernen Flaute. Es haben sich zwei Gruppen gebildet: „Suton“ bereits ganz vorn. Und dann begann der Maestral seine Streifen auf der Wasseroberfläche zu ziehen. Darauf warteten alle – jetzt beginnt der Kampf! Die erste Gruppe bekam den Wind etwas später und blieb zurück, dann preschte aber „Suton“ wieder sichtbar vorwärts. Die Frage war, wer umfährt zuerst den Kap von Šolta. Dem „Suton“ gelang es, dort bekam er volle Segel und – bereits eine Schaumspur ziehend – gewann er immer mehr an Abstand. Die Takelage knirscht unter der Spannung des aufgeblähten Spinackers, der Maestral singt im Tauwerk, und der „Suton“ bohrt sich durch den aufkommenden Wellengang – über das weit offene Meer hinweg. Am Horizont vorn, die blaue Silhouette der Insel Vis. Mittlerweile wird es aber dunkel an der Nordostseite, drohende Wolken türmen sich – Sturm braut sich zusammen – der Maestral lässt nach. Am Südkap von Vis muss man gut 90 Grad nach Osten wechseln, unter aufbrausendem Tramontana, schäumende Wellen brechen über die Klippen, Mastgeknirsche, die Spinackerstreben biegen sich. Er muss eingeholt werden, Bukschi hält den Ruder mit voller Kraft und brüllt seine Order an die zwei Matrosen; der Horizont ist schwarz, der „Suton“ jagt mit neunmeilen-Geschwindigkeit voran. Dann kehrt er in den Inselkanal an der Ostseite ein, neue Segelmanöver, der Wind stürzt jetzt von der bewaldeten Küste heran, wird böig; das Fortunal streicht aber doch nur vorbei, sieht man die entfernten Regenstürze, Blitze, und hört den nachlassenden Donner. Vis bleibt allmählich zurück, Bukschi schlug jetzt den Rückwärtzkurs an, wieder über die weite Seefläche, breit lavierend wegen der etwas ungünstigen Windrichtung, durch den haushohen Wellengang hinweg. Man zog sich wärmer an, es wurde allmählich Nacht, das einzig noch sichtbare Segel der Konkurrenz – dahinter – taucht in die Dunkelheit ein. Wer macht es jetzt besser? Zumal lässt der Wind nach. Eine Weile wälzte sich der „Suton“ nur so vor sich hin, dann schlug aber die Bora zu. Um die Mitternacht musste man sogar die Segel raffen. Dann plötzlich wieder fasst Windstille – alle Segel wieder hoch! Aber schon im Anblick der Lichter von Split. Ist jemand dort schon angekommen? Nein, der „Suton“ zottelte als Erster in den Sporthafen herein.

So ist Bukschi unumstrittener Olympik geworden, ganz allein in der Kieler Innenförde. Eine Olympiajolle wurde ihm dort vom Veranstalter zugeteilt, diesen kleinen Rennsegler kannte er erst nur vom Hörensagen: ein simpler Kahn 5m. lang, mit einfachem Dreiecksegel und ein-Mann Besatzung. Schon während des Trainings zog der „schnelle Jugoslawe“ die Aufmerksamkeit auf sich, Weltfavoriten bekamen Bedenken um ihren Prestige – meinte der Sonderberichterstatte des „Völkischen Beobachters“. Allerdings lagen die Zustände während des offiziellen

Wettbewerbs gar nicht im Rahmen von Bukschis Erfahrungen: dieses Gedränge von zwei Duzend Booten im Bahndreieck von kaum einer Meile! Nie hatte er auf der Adria so gesegelt. Trotzdem arbeitete er sich auf die fünfte Stelle vor. Dann geschah die Panne: Er berührte eine Tonne – und wurde auf die 18. Stelle herunterqualifiziert. Am sportlichen Ansehen mangelte es aber nicht mehr: Bukschi wurde, unter prominenten Auslandsseglern als Gast in die nachfolgende Kieler Woche eingeladen. Und er überraschte noch einmal: Am ersten Tag ließ er die Meute weit hinter sich, dann verirrte sich aber, er begann den Elbjollen zu folgen, die eine andere Bahn fuhren; merkte aber den Fehler, drehte noch rechtzeitig ein und segelte doch als Erster durch das Ziel. Sieben Tage zog er seine Bahnen in der Förde und heimste sechs Auszeichnungen ein.

Bukschi kehrte in Split als gemachter Mann zurück: weitere internationale Erfolge, europaweite Freundschaften und – zuhause immer der Erste. Er baute auch die erste jugoslawische Olympiajolle: „Rose-Marie“ – rot gefärbt. Unter den Jugendlichen Splits war er das Idol: Er lehrte sie die Seglerkniffe, immer leicht sportlich gekleidet und mit unerlässlicher Seemannsmütze im Nacken. Wer so mit ihm über die Riva spazieren durfte, fühlte sich überglücklich. Eines Tages ankerte er auch vor dem Hotelstrand in Zelenika. Er machte die Adriatour Adorjans nach, von der italienischen bis an die albanische Grenze hin. Und lud Zoltan zum Segelspaziergang ein. Er unterrichtete ihn dabei über die Versteifungen des Mastes und erläuterte, ungarisch, die venezianischen Begriffe und Order, die er seinem Hilfsmatrosen zuschleuderte. Bukschi war damals Student in Zagreb, und Zoltan noch ein Kind, bald Gymnasiast in Budapest. Als ihn sein Vater dann dort abholte, nahm er auch die Korrespondenz mit, die er bei der verstorbenen Tante Jaczkó vorfand. So konnte Zoltan später lesen: Bukschi war ein schlechter Schüler, weil er „nur das Wasser im Kopf hatte“, auch sein Studium zog sich deshalb hin. In seinem Verhalten ähnele er ganz dem Adorjan – hieß es – „dem Onkel, der es auch zu nichts gebracht habe, leider ähnelt er ihm in Allen“. Sehr schmeichelhaft für Adorjan – angesichts Bukschis Nachkriegskarriere.

Als Schiffsbauingenieur fand er Beschäftigung in Rijeka, bei der Firma „Brodospas“ - das heißt „Schiffsrettung“ - vornehmlich für die Bergung des immens versunkenen Schiffsbestandes während des Krieges. So kam er auch unter Wasser; er bildete sich im Taucherberuf aus. Am Anfang hatte Bukschi es allerdings mit Argwohn zu tun gehabt, schon wegen seines deutschen Namens – der an die Kriegsbesatzung erinnerte – und auch noch wegen seiner bürgerlichen Herkunft, mitten

in der neuen „Proletarierdiktatur“. Vorneweg vor Meister Lukan – Tauchervorarbeiter und wohl ein Kommunist – dem der tauchende Ingenieur plötzlich in die Quere zu kommen schien. Der war nie müde hervorzukehren, dass in diesem Lande, jetzt, Arbeiter und Ingenieure völlig gleich sind. Nun arbeiteten sie alle an der Hebung des versunkenen Großdocks bei Rijeka. Das war aufwendig an vier Stellen vertäut gewesen, unter Wasser; aber bei der Hebung rissen zwei Tauen und das Dock sank mit einer Seite wieder ab. Jetzt aber, statt der schwerfälligen Unterwasserarbeit für die Montage von neuen Tauen, bot sich die einfache Möglichkeit an: das neue Tau unter dem angehobenen Dock durchzuziehen. Einfach, aber lebensgefährlich für die Taucher – wenn die noch haltenden Tauen reißen würden! Freiwillige wurden gesucht, und zwar zwei, weil der gefährliche Gang zweiseitig getätigt werden musste, wegen nachgezogener Luftröhre und Signalstricke. Stille in der Taucherbrigade. Es meldete sich Bukschi: „Kommst du mit, Lukan?“. Alle wendeten sich zu ihm, der zögerte etwas, dann willigte ein. Die Assistenten, die sie anzuziehen begannen, hatten das Gefühl als würden sie bereits Aufbahrungstote ausstatten. Währenddessen erörtere Bukschi die Aufgabe: Er zieht das Leitkabel bis in die Mitte durch – das sind immerhin 20 m. gewesen – und Lukan kommt ihm entgegen, das Seil zu übernehmen. Dort, in der dunklen Unterwelt, musste Bukschi warten, bis das Großmaul ängstlich heranstolperte, und er half dann noch, die erhöhte Reibung des Seils zu bewältigen.

Mit dem Taucherberuf war es in Jugoslawien noch so: Es gab ein dalmatinisches Dorf, aus welchem die „Palumbari“ traditionell kamen, nur mit ererbtem Erfahrungswissen. Nicht einmal kroatische Bücher gab es zu dieses Beruf. Tieftauchen war daher undenkbar, aber gerade das forderten jetzt die vorgenommenen Bergungsarbeiten. Bukschi widmete sich der Fremdspracheliteratur, führte theoretische Kurse durch und begann auch zu publizieren. Erstmals wurde erörtert, dass man nach einer dreistündigen Arbeit, nur aus 12 m. Tiefe schadlos auftauchen kann; aber bei 60 m. reduziert sich diese Aufenthaltszeit schon auf kurze 5 Minuten. So müssen, je Aufenthalt und Tiefe, bestimmte Dekompressionspausen beim Auftauchen eingelegt werden. Bald ist Bukschi auch der Inbegriff des jugoslawischen Tauchens geworden: bei jeder Bergung voll dabei, nebst intellektueller Planung aber auch handwerklich teilnehmend, immer einfach in seinem Overall, und das unbequeme Leben auf dem Mutterschiff mit seinen Tauchern teilend. Aber auch zwanglos die gemeinsamen Erholungsveranstaltungen genießend, gesondert für diese Schwerstarbeiter. Besorgniserregend war allerdings eine Einweisung zum Erholungsheim in den Slowenischen Alpen. Aus den Tiefen der Adria hoch in Schnee und Kälte? Sie nahmen

ihre warmen Taucherpullover und Mützen mit, waren aber doch begeistert mit von Aufenthalt in gut beheizten und mit fließenden Warm- und Kaltwasser in den Zimmern. Welch' Kontrast zu ihren muffig engen Kojen auf dem Mutterschiff. Ungelenk versuchten sie sich sogar im Schilaufen. Doch waren sie die Helden des Erholungsheims, wo auch sonst aus ganz Jugoslawien Gewerkschaftseingewiesene gastierten: Menschen, die unter Wasser schweißen können! Wie atmen die denn? Fürchten sie sich vor den Haien nicht? Der Serbe, der das fragte, verwendete das Wort „Ajkula“ – und wurde heimlich ausgelacht: Der Fisch heißt doch „Pešikan“...

Tatsächlich hatte Bukschi eine solche Begegnung fast gehabt. Der Hai kreiste aber nur um die Barkasse herum, während er weit unten tauchte. Nur seine Assistenten waren erschrocken. Er beruhigte sie danach: Haie greifen die Taucher nicht an, zu argwöhnisch sind sie vor einem solch' unbekannten Wesen. Außerdem sind sie in der Adria nicht heimisch, verirren sich nur gelegentlich. Bukschi stieß zum Taucherberuf, weil für die Erkundungen und Bergungsvorschläge ein hochqualifizierter Fachmann gesucht wurde. Durch diese ungewöhnliche Arbeit wuchs aber seine Volkstümlichkeit wie von selbst, letztlich sind auch die Medien auf ihn aufmerksam geworden. Auf eine Frage, wie die Unterwasserwelt aussieht, antwortete er erst einmal: zu einer solchen Beschreibung müsste man eher ein Dichter sein. Übrigens, es ist auch dort so, wie in der gewohnten Welt: Es gibt herrliche Landschaften, aber auch Wüsten, unendliche Sandbänke oder Schlammebenen. Nur, das ist alles Natur pur, abgesehen von welchem Schiffswrack keine menschliche Spur. Am schönsten sind die Felslandschaften, dort ist das Wasser kristallklar, und man sieht sehr weit weg: Rasenwiesen, Algen, bunte Flechten und Korallen – phantastisch bezaubernd. Man sieht auch so etwas wie Blumen, dann Igel, Muschel, Schnecken, Krebse – mehr als in jedem Naturkundebuch. Ganz eigenartig sind die Lichteffekte. Was auf der Oberfläche rot ist, in der Tiefe von 20 m. erscheint es Lila oder Blau. Bei einer Verletzung – Taucher haben freie Hände – fließt blaues Blut. Rote Fische - auf dem Markt - schwimmen dort in Tarnblau. Aber über allem bezaubert die große Stille in der Tiefe, auch wenn oben Sturm herrscht. Die Fische verhalten sich dort vertraulich, sie folgen sogar dem Taucher, weil er mit seinen bleigesohnten Stiefeln über den Boden wühlt und Nahrung aufwirft, oder gucken sie durch die Fenstern des Skafanders neugierig herein. Man missbraucht das sogar manchmal, man harpuniert gelegentlich welche für die Küche dort oben. Ganz außergewöhnlich war, als Bukschi von einem großen Oktopus gefolgt wurde. Das ist offensichtlich ein sehr intelligentes Vieh – Fischer erzählen, dass er gelegentlich auch aus dem Wasser steigt, um seinen Leckerbissen,

einen Krebs zu fangen. Dieser Oktopus folgte ihm auf dem Boden kringelnd und nur wenige Meter entfernt. Er blieb immer stehen, wenn sich Bukschi umwandte – neugierig starrend. So harpunierte er diesen Oktopus eben. Der ergab dann ein leckeres Brodetto.

Es war die Zeit, als Auslandsvertriebene aus dem Lager von Bari heimgeholt wurden. Das Dampfschiff „Srbini“ lud seine Passagiere in Split aus, fuhr dann mit den wenig Übrigen nach Rijeka und – traf auf eine Mine. Solche übersehene, und manchmal auch losgerissene und herumirrende Minen gab es noch in den Gewässern. Das Schiff sank so schnell, dass für die ordentliche Rettung der Besatzung keine Zeit blieb. Bukschi wurde zu Erkundung wenige Tage danach hingeschickt. Das Unglück geschah nahe der Küste, der Achtermast ragte dort aus dem Wasser. Die Taucherbarkasse band sich an ihm an, unten war im klarem Wasser das Schiff ziemlich sichtbar. Während des Abtauchens zeigte sich, dass hier eine starke Strömung herrscht, Bukschi driftete seitlich ab. Auf dem Boden dann, gegen die Strömung mühevoll schreitend, näherte sich er dem Schiff, und kletterte über einem hängenden Strick auf das Deck. Sich am Reling haltend, ging er zum Bug hin, wo die Beschädigung war. Währenddessen musste er stets aufpassen, dass sein Signalstrick frei bleibt, dass er sich irgendwo nicht verheddert. Die Kommandobrücke war wesentlich beschädigt, das Ruderhaus ganz weg. Von hier voraus nur Trümmer, der Bug abgetrennt und seitlich geworfen. Die Explosion ereignete sich genau bei dem Fockmast. Das Schiff war eigentlich nur noch ein Haufen Alteisen, vermischt in einem Chaos von verschiedensten Waren, vornehmlich Lebensmitteln, was man in Bari zusätzlich geladen hat. Jetzt war all das eine Nahrung für Fischeschwärme, die in den Trümmern herumwirbelten.

Die Zeit zog sich hin, Bukschi verspürte auch den Hunger. So entschied sich erst einmal, etwas essbares zu finden, selbstverständlich in der Bordkantine. Er ging in den Salon hinein, etwas Licht gab es dort durch die Fenster, er musste aber in dieser Dämmerung durch die übereinandergeworfenen Möbel preschen. Dabei wurde es immer dunkler, Bukschi mußte tastend vorgehen. Seine Finger ertasteten allmählich Teller, Eßzeug, Gläser – es war ein gutes Zeichen! – dann öffnete er einen Schrank. Dort fand man endlich Konservdosen. Ein Korb war da auch zu Hand, Bukschi warf verschiedenste Dosen und auch welche Flaschen hinein, näherte sich dann dem Licht. Sehr gut: Sardinen, Schinken, Marmelade, Wein, auch Likör! Leckereien, die in den Läden dieser frühen Nachkriegszeit gar nicht zu haben waren. Jetzt musste man zurück, auf dem gleichen Wege, dem Luftrohr und dem Strick nach. Kaum stolperte er einige Schritte, plötzlich wurde es ganz

dunkel. Was geschah denn? Er legte den Korb ab, folgte dem Rohr und stieß – auf eine zugefallene Tür. Beim Kommen merkte er sie gar nicht, und jetzt ließ sie sich nicht mehr öffnen – Gegenstände dahinten stauten sie ab. Nur das steife Rohr hielt die Tür etwas auf. Angst kroch in Bukschis Knochen, er begann verzweifelt zu rütteln. Allmählich half das, die Tür öffnete sich immer mehr, Bukschi konnte sich herauspressen und entfernte dahinter den verkeilten Stuhl. Den Angstschweiß konnte er allerdings unter dem Skafander nicht abwischen. Nun griff er den Korb auf und ging erleichtert hinaus. Dort zupfte er achtmal am Signalstrick – es heißt „herunterlassen“. Bald kam der Lastsstrick herunter, Bukschi band den Korb an und zupfte siebenmal: „hoch damit“.

Die Kumpel oben freuten sich sicherlich, wie er selbst, als er die Beute im Dämmerlicht begutachtete. Es blieb aber noch, das hintere Teil des Schiffes zu erkunden. Der Seitengang in diese Richtung war unbeschädigt, Bukschi kämpfte nur mit der starken Wasserströmung. Als er die Ecke des Überbaus erreichte – erstarrte er fassungslos. Es war surreal: an der Reling stand ein Mann, seine Haare wehten, und über ihm auf dem Mast flatterte die Nationalflagge mit voller Pracht. War das ein Traum? – Ist das unter Wasser? Die üblichen Geräusche im Skafander und das Blubbern der entweichenden Luft zeugten aber von der Realität. Allmählich fand Bukschi eine Erklärung. Der Mann war wohl ein Nichtschwimmer, er suchte die letzte Rettung am Heck und klammerte sich dort über den Tod hinaus fest. Bukschi orderte den Laststrick wieder herunter und band den Mann an, dann spreizte er schweren Herzens seine Finger weg. Der Tote schwebte dann hinauf, im lichten Kreis der Oberfläche, als würde er sich in das Himmelreich erheben. Nur eines tat noch Bukschi: Er ließ die in der Strömung wehende Flagge halbmast herunter.

Viel früher, noch in der „Friedenszeit“, entdeckte schon Jugoslawien den Nutzen des Tourismus und begann, bedeutende Passagierschiffe anzuschaffen. Als sich dann der Zusammenbruch des Zweiten Weltkrieges ereignete, dampften zwei solche Schiffe hintereinander – anspruchsvoll als „Thronerbe Petar“ und, auch nach der königlichen Familie, „Karadjordje“ getauft – zum Unterschlupf in den Hafen von Šibenik hin. Dort liefen sie nacheinander auf Minen, die die Jugoslawen selbst vor dem Buchteingang legten. Beide versanken in eine Tiefe von über 50m. Jetzt, neun Jahre danach, ankerte Bukschis Mutterschiff über dem „Petar“. Die Hebung war so geplant: An den beiden Bordseiten werden 30 vertikal angeordnete Zylinder angebracht, in die Bullaugen verankert, während über Heck und Bug je zwei horizontale Zylinder zu montieren sind. Zur Befestigung dieser hatten die Taucher an beiden

Enden des Wracks je einen Tunnel zu graben, um die Taue durchzuziehen. Als dann die Zylinder mit Luft vollgepumpt wurden, erhob sich das Wrack und konnte nach und nach in ein Dock geschleppt werden. Als „Partizanka“ umgetauft, schnitt sie die Wogen der Adria dann noch lange. Bukschi war mit Lob über- und überschüttet, allerdings so, dass sich die Politiker neben ihn stellten.

Dass nicht zuerst der „Karadjordje“ gehoben wurde, hatte einen guten Grund: Es war der schwierigere Fall gewesen. Bukschi hatte nämlich erkundet, dass das Heck – in dessen Nähe die Explosionsbeschädigung war – tief im Schlamm versenkt war, während der erhobene Bug auf Sand lag. Damit „klebt“ ein Drittel des Wracks im Boden, gerade um die kritischste, explosionsbeschädigte Stelle. Die Politik peitschte ihn aber an, die Hebung doch vorzunehmen. Wegen des Klebens ist aber viel höherer Auftrieb erforderlich – die Bullaugen halten das nicht aus. Also, sieben Tunnels unter dem Wrack bohren. Und zwar teilweise durch Ton, der so zusammengepreßt war, dass man mit Dynamit arbeiten musste. Von Frühjahr bis Spätherbst plagten sich vierzehn Taucher, je mit kurzen Arbeitszeiten und langen Dekompressionspausen, wegen der Tiefe. Trotzdem wiederholten sich die Kesonerkrankungen, weil überzogene Arbeitsnormen aufgelegt wurden. Als dann die so mühsam angebrachten Zylinder aufgepumpt wurden, hob sich doch vorerst der Bug, und das Heck verbog sich an der beschädigten Stelle. Nun war der „Karadjordje“ nur noch zum Alteisen gut. Das Kassieren hätte man aber auch unter Wasser einfacher erledigen können.

Die Erfüllung des „Fünfjahresplanes“ bekam damit auch ihre Delle. Ohnehin änderte sich bereits die Wirtschaftspolitik Jugoslawiens: von zentraler Planwirtschaft zur etwa selbstverwaltenden Marktwirtschaft. Allenfalls mehr Nüchternheit als propagandistische „Stoßarbeit“. So hörte auch die Verklärung der „Helden der Tiefe“ auf. Bukschi arbeitete noch eher routinemäßig, allerdings gab es immer weniger Kriegswracks – und alle hatte Bukschi bereits schon erkundet. Der „Brodospas“ schrumpfte sich gesünder, löste seine Filiale in Rijeka auf, Bukschi zog von dort nach Split – zurück in seine eigentliche Heimat. Und, es stand die Olympiade in Helsinki bevor. Der Auftritt jugoslawischer Segler war nun Bukschis Sache: diesmal mit einer „Star“-Besatzung, und er selbst in der „Finn-yolla“. Eine Katastrophe: Der „Star“ ist als vorletzter auf den 20. Platz gekommen, Bukschi der 23-ste, nur mit fünf Konkurrenten dahinter. Seit dem Krieg hatte er keine internationale Erfahrung mehr gehabt, selbst eine aktuell vorangehende Teilnahme in der Kieler Woche verwehrte ihm seine Unternehmung. Das neuhergestellte „Star“-Boot war ungetrimmt und unpoliert, die Besatzung völlig ohne internationale

Erfahrung. So konnte sich Bukschi auch in seinem Lieblingssport nur um Reparaturen kümmern und für den Nachwuchs sorgen. Allerdings hegte er für sich selbst Pläne für eine Weltumsegelung.

Das Tageblatt von Split war auf einmal entzückt: „Wir sahen hier etwas ganz Neues, was wir bisher nur aus dem Kino kannten“. Bukschi watschelte dort in leichter Taucherausrüstung, mit Pressluftflasche auf dem Rücken. Der Journalist fotografierte ihn und jubelte weiter: „Wir haben auch einen Froschmann!“. Bukschi hatte die – devisenkostbare! – Anschaffung von zwei Geräten aus England durchgesetzt, eines mit Pressluft und das andere auf Sauerstoffbetrieb. So ist er der erste Froschmann Jugoslawiens geworden. Er begeisterte sich jetzt mit Unterwasserunternehmungen von Cousteau, begann sich für die Archäologie und Speleologie zu interessieren und dachte sonst allseits über die Anwendungsmöglichkeiten dieser Tauchertechnik nach. Er nützte auch jede Gelegenheit, selbst die unbedeutende, um Erfahrungen zu sammeln. Auch zum Putzen des Ansaugungsgitters an einem Schiff im Hafen...



Breschnew mit dem maskenhaften Gesicht, Helmut Schmidt aus Deutschland mit der Schnauze, Honecker – nochmals aus Deutschland - unter der Brille schmunzelnd, die Thatcherin aus England mit der dämlichen Frisur, der Franzose d'Estaing mit schwarzer Krawatte, Indira Gandhi mit schwarzem Tuch geschultert, Keneth Kaunda mit dem breiten schwarzen Gesicht, der kahlköpfige Sadat, oder Arafat mit dem Beduinentuch, der bärtige Fidel, der schlitzäugiger Hua, und, und, und... Vier Monarchen, gut 30 Staatspräsidenten, knapp zwei Duzend Premiers, unzählige Außenminister aus aller Welt – in Belgrad versammelt! Der Spiegel titelte: „So ein Begräbnis müsste jedes Jahr sein“ und verglich „das Ereignis“ mit dem Wiener Kongress – vor anderthalb Jahrhunderten! – damals entschied sich das Schicksal Europas, jetzt vielleicht der Welt. Tito ist der „Gigant einer Epoche“, oder etwas bescheidener „der letzte große Mann eines vergehenden Zeitalters“. Zoltan saß stundenlang vor dem Fernseher – in Rastatt – der wogende Trauerzug war live übertragen, ununterbrochen, von der Bahre im Parlament bis zum entfernten Dedinje hin, wo der Sarg mit der roten Stern geschmückter Trikolore im „Haus der Blumen“ beigesetzt wurde. Zwei deutsche Spitzenpolitiker begleiteten einen Feldherren, dem Divisionen der europabeherrschenden Wehrmacht nichts anhaben konnten; Breschnew gab die letzte Ehre dem Kommunisten, der sich der Moskauhegemonie zu widersetzen wagte; Staatsoberhäupter von

reichen Industrieländern, aber auch aus unbedeutenden Drittweltländer, dachten hier einem Virtuosen nach – der aus der dualistisch gespaltenen Welt das Beste herauszuholen wusste.

Zoltan hat Tito mehrfach lebend gesehen. Ohne viel Aufwand erschien er hie und da, seit er die Pflege seiner alten Knochen benötigte: in Bad Igalo bei Herceg-Novi. Dort baute man ihm, ganz neu, eine feine Residenz – eine Neue unten der vielen übrigen. Somit trat er auch seine Reisen in die dritte Welt – die „Reisen für Frieden“ mit der Regierungsjacht „Galeb“ – oft von der Moll in Zelenika an. Wo in der Sichtweite das ex-Strandhotel des Großvaters steht! Jetzt ist Tito tot, wie soll es dort weitergehen? Und zwar – bei so einer weltweiten Kondolenz – wie verhält sich das eigentlich mit den vielen jugoslawischen Gastarbeitern, die im Ausland ihr Auskommen suchen müssen? Wenn Zoltan hier auf der Straße serbokroatisch reden höre, drehe er sich gar nicht mehr um, und er selbst sitzt doch auch so da. Es dauerte nicht mehr lange: Djilas meldete sich wieder zu Wort - der von Tito abgetakelte ehemalige Kronprinz, damals als der erste unter vielen solchen vermeintlichen Machterben. Sobald die unmittelbare stalinistische Gefahr gebannt – die Stalinisten auf eine Adriainsel gepfercht – und die Öffnung des nach Osten isolierten Landes gen Westen unvermeidlich geworden war, legte Djilas dem Tito den neuen ideologischen Rahmen dar: Einführung einer Art Marktwirtschaft, unter konkurrierenden Produktions- und Verwaltungseinheiten. Alle Institutionen sind den selbstverwaltenden Arbeiter- und Bürgerkollektiven zu überantworten. Tito hatte seine Bedenken – das Volk sei nicht reif für solche Freiheiten – willigte aber unter der politischen Zwangslage ein. Und behielt Recht – pflichtete ihm Djilas jetzt bei. Sobald die Parteikontrolle gelockert wurde, begann die Cliquenbildung: Eigenbrötelei, Bürokratisierung, Egoismus und Korruption. Auch eine zunehmende Mittelmäßigkeit, durch die verordnete Ämterrotation (eben gegen die Cliquenbildung), die jede Begabungsentfaltung unterband – man „rotierte“ bloß durch Absprachen in den Hinterzimmern. Die Wirtschaft ging dann deutlich bergab, im Schatten der beginnenden Weltrezession, man hielt sich über Wasser mit Auslandsverschuldungen. Die arg werdende Arbeitslosigkeit ließ man wiederum ins Ausland entweichen. Andersherum herrschte ein politischer Zickzackkurs ohnegleichen: Verordnungen und Gesetze über- und übereinander, selbst mit mehrfacher Änderung der Staatsverfassung, so weit, dass verfassungsmäßig festgeschrieben wurde, dass Tito persönlich Staatsoberhaupt bleibt! Er wiederum soll gesagt haben: „Man braucht sich nicht an Gesetzen festhalten, wie ein Besoffener am Zaun“. In dieses Chaos war entsprechend das Rechtswesen eingebettet: Man

„wählte“ die Richter für 8-Jahresmandate – damit waren sie den Cliquen ausgeliefert – während die Gerichte jährlich von den Haushaltsplänen der örtlichen Gemeinden abhängig gemacht wurden. In den Gerichten selbst herrschte die Selbstverwaltung der Mehrheit des nichtrichterlichen Personals, und damit eine faßt tägliche Abhängigkeit der jämmerlich bezahlten Richter.

In diese Zustände geriet Zoltan durch das Testament des Vaters. Eine Weile nach seiner Aussiedlung begann er ihn immer wieder zu mahnen: Er soll sich nicht dem deutschen Einfluss ergeben – wo ihn Iren unter den Einfluss ihrer deutschen Verwandtschaft entführte. Woher kamen ihm plötzlich diese Gedanken? Dann stand im Testament: Die beiden Brüder sind privilegiert – Csaba noch gesondert bedacht wegen seines Einsatzes daheim – Zoltan bekäme nur verstaatlichte Vermögensteile mit begrenztem Nutzungsrecht, die Schwester und die Mutter wären völlig enterbt. Diese Bestimmungen waren gesetzwidrig, weil der Testator kein Recht für den Entzug vom Pflichtteil des Nachlasses hat – nicht einmal Zoltans Pflichtteil war erfüllt. Er versuchte mit Csaba zurechtzukommen, schaltete auch einen Rechtsanwalt ein: kann man doch ein völlig wertloses Erbteil nicht akzeptieren, man würde sich aber mit einem ordentlichen Pflichtteil begnügen. Der Rechtsanwalt schrieb enttäuscht zurück: Es ist nichts zu machen. So blieb kein anderer Weg übrig: das Testament musste gerichtlich angefochten werden. Mit der deutlichen Begründung, der Nationalismus steht dahinten: Die Brüder mit ungarischen Ehefrauen sind privilegiert, Zoltan mit halbdeutscher Ehefrau benachteiligt, die Schwester mit dem montenegrinischen Ehemann enterbt, die Mutter ebenfalls enterbt um diese Ordnung beizubehalten. Beweis: Schriftliche Aussagen der Mutter und eines ihr verwandten Ehepaares: Sie wussten unmittelbar, dass die Schwester wegen Nationalismus aus der Familie ausgestoßen war. Die nationale Unterscheidung ist unerlaubt, das Testament damit hinfällig.

Vor dem Richter leugnete man aber einfach, dass die Schwester ausgestoßen war und behauptete, sie widersetzte sich böswillig dem Vater. Es war gespenstisch: Die Mutter zog ihre Aussage zurück, die andere Zeugenaussage hängte man einfach in die Luft. Dagegen hielt man die Lobpreisung im Testament vor: die Privilegierung ist eine Zuweisung für die Verdienste von Csaba. Warum war auch Ákos privilegiert – blieb ebenfalls in der Luft hängen. Dass aber selbst das Lob an Csaba gegenstandslos war, weil die gehörige Zuweisung – wertvollste Vermögensteile – nachher zu Lebzeit bereits schon verschenkt wurde, das hängte man ebenfalls in die Luft. Das Urteil lautete: Zoltan habe die nationalistische Indikation nicht bewiesen, die

Privilegierung rührt von Sonderverdiensten her. Der Schwester konnte allerdings der gesetzliche Pflichtteil nicht entsagt werden. Die Mutter ging abermals gegen sich selbst, sie verzichtete auf ihr Erbteil, verschenkte sogar ihre wertvollen alten Möbel an Csaba; dann starb sie im Pflegeheim auf Kosten der eigenen Rente. Zoltan blieb noch nur übrig, wenigstens sein Pflichtteil auszufechten. Bis zu diesem Urteil verging allerdings gut ein Jahrzehnt – Beweise in die Luft zu hängen war doch nicht ganz einfach gewesen. Mittlerweile tobte der Nationalismus in Zerfalljugoslawien. Der schwierige Gerichtsfall wurde jetzt einer Außenseiterin überlassen: Diese Richterin war eine Muslimin. Damit keine Cliqueure – sie stellte den Mangel einfach fest und wies Zoltan eine Ergänzung aus der unverstaatlichten Erbmasse zu. In letztem Moment, danach wurde sie selbst aus dem Gericht ausgestoßen. Nun geschah nichts mehr weiter. Soldaten zogen in Herceg- Novi auf und - stürmten gegen Dubrovnik.

Wegen der Gerichtsfarce, aber auch wegen der alleingebliebener Mutter, reiste Zoltan öfters nach Zelenika, so nahm er an der Trauergeschichte Jugoslawiens doch Teil. Die zunehmende Verelendung traf ihn erstmals deutlich bei einer Rückkehr nach Deutschland: Der JAT-Flug wurde abgesagt wegen – Treibstoffmangels! Es hieß: Ein Direktor der staatlichen Ölfirma klaute einen ganzen Tanker weg; tatsächlich drehte man aber den Ölhahn wegen internationaler Zahlungsunfähigkeit zu. Man konnte auch von Protesten wegen einer Kranzniederlegung an Titos Grabe lesen: 240 Deutsche Mark kostete es – manche Arbeiterfamilie mußte mit dieser Summe monatlich auskommen! Die Korruption wuchs sich zum parlamentarischen Thema aus. Sechs Jahre nach Titos Tode wurde im Rechtsausschuß offen ausgesprochen: Wer sein Recht wahrnehmen will, muss ein „blaues Kuvert“ vorschieben – für ein Krankenbett, oder bei Polizei, gegebenenfalls im Gericht auch. Folglich: Der Verteidigungsminister selbst hatte die Regierung und die Parteiführung wegen Unfähigkeit beschuldigt. In Slowenien begannen Proteste, weil ausgerechnet dort Interventionsabsichten des Militärs aufgedeckt wurden. Währenddessen rebellierten die Kosovoalbaner in Titos Namen – und die Serben hielten dagegen. Dann zogen die Serben, mit der Nationalmütze und krummnasigen Bundschuhen, auch gegen die Autonomie von Vojvodina auf, jener Provinz, wo die Ungarn das Minderheitengewicht bilden. Iren war gerade zu Besuch bei ihrer serbischen Verwandtschaft – und sie musste dort die Schwärmereien über den „neuen Tito“, einen Slobodan Milošević (nie hörte man diesen Namen), über sich ergehen lassen. Iren kam ganz gestört zurück – nie wird mehr sie in ihre Geburtsheimat hingehen. Dann erzwang Milošević tatsächlich den Regierungswechsel, nicht nur in Vojvodina sondern auch

in Montenegro – nebst Kriegerrecht in Kosovo. Von der Grenze Ungarns bis an die Adria herrschte er bereits und versprach Besserung für ganz Jugoslawien durch – serbische Hegemonie. Sonst gibt es Waffengewalt! – drohte er aus Kosovo an. Ein General pflichtete ihm bei: Nach zehntausend Toten gibt es Ruhe im Lande...

In Zoltans Geburtsheimat tummeln sich aber noch die Touristen, saßen die Menschen gelassen vor den Gaststätten, man machte problemlos den obligaten Ausflug in die „Weltstadt“ Dubrovnik, nach Kroatien hin. Was sich aber unter diesem Deckel des Alltags verbarg, besprach Zoltan mit seinem Altbürgermeister Daro in Tivat. Er war längst ein Rentner, jetzt aber Admiral der „Boccheser Marine“. Daro hatte das denkbar vornehmste Ehrenamt inne, neben Tito, der bis zum Tode der Ehrenadmiral dieses Vereins war: seit dem Mittelalter der traditionsreichsten und weltältesten Marinezunft. Daro, der ehrlicher Kommunist und ein Kroat, war entsetzt über die neuesten politischen Wandlungen. Alles was in seinem Leben wertvoll schien, ist eine Ruine geworden, besetzt von lauter Gaunern... Er schenkte Zoltan stolz sein farbiges Lichtbild, in schwarzer goldbestickter Tracht und weißer Admiralsmütze.

Von Titos Residenz, hoch über Igalo, bot sich ein herrlicher Ausblick auf die Bucht: links auf dem Hang die Häusertrauben von Herceg-Novi, geradeaus das breite Seebecken mit Tiefblick über eine Enge zu den entfernten Gipfeln von Lovćen, rechts der Buchteingang mit der Inselfestung Mamula, nebst Spitze der Prevlaka-Halbinsel vor dem blauen Horizont. Im verwaisten Riesensalon tagte jetzt eine Europakommission mit unverschämt lugtrügendem Gegner. Es hieß: Die Kroaten bereiten hier einen Angriff vor. Die enge Landzunge Prevlaka gehört ja zu Kroatien und – diese kontrolliert gänzlich den Eingang der bei Rest-Jugoslawien verbliebenen Bucht. Noch schlimmer: Diese strategische Bedeutung haben schon die Österreicher erkannt, sie richteten dort das noch immer bestehenden Militärlager ein. Ein Riesendorn im Auge der „bedrohten Serben“! Obwohl: Prevlaka war schon im zweiten Weltkrieg gegen die Raumbeherrschung aus der Luft völlig bedeutungslos geworden. Aber kasernierte Kroaten hier ständig im Anblick?! Nur wenige Stunden nachdem die ratlosen Europäer weg waren – legte die jugoslawische Armee mit schwerem Artilleriefeuer los, und stürmte in das ungeschützte Tal von Konavle ein. „Krieg für Frieden“ – Präventivkrieg! – tönten die Medien. Dubrovnik wurde im Nu umzingelt, erst dort leisteten die Kroaten – schweren Kriegsgeräts bar – solchen Widerstand, dass an die zweihundert montenegrinische Burschen ihr Leben lassen mußten. So versteifte sich die Front, aber mit

fröhlicher Beschießung einer der schönsten Erbschaften der Menschheit. Warum denn? – kein Soldat wusste es so richtig. Man beschäftigte sich nun kurzweilig mit „Säuberungen“ im bäuerlichen Konavle. Alle Dörfer beschossen: mit Minenwerfern, die entfernteren auch mit Artillerie, und dann Feuerlegen in den entvölkerten Ruinen. Dabei plündern-plündern-plündern: bevorzugt Televisoren, moderne Haushaltsgeräte und PKW-s mit abgenommener Beschilderung. Alles übrige herumgeschmissen – Haufen des zerschlagenen Möbels – das Vieh geschlachtet für orgiastische Gelage, mit Alkoholbächern – Weingeruch überall – manche Soldaten liefen „gepanzert“ herum, je einen ganzen Schinken vorn und hinten geschultert. Über die verrußten Mauern Graffiti: „Hier ist Serbien“ und immer wieder das serbische Kreuz mit den vier C-Zeichen. Mitten in diesem Chaos aber der internationale Flughafen systematisch demontiert, die Piste aufgerissen, und auch die Kunstgalerie aus Cavtat abtransportiert.

Andersherum, auf Cetinje große Demonstration mit dem spontan gedichteten Gesang:

Von Lovćen ruft die Fee:  
O Dubrovnik, uns vergebe!  
Tschetniks sind sie doch sämtliche,  
Momir seine Söldnerlinge.

Knapp ein Jahr danach wurde das ganze Gebiet tatsächlich geräumt, Blauhelme rückten auf Prevlaka ein. Momir Bulatović – lächerliche Marionette neben dem grimmig entschlossenen Milošević – versuchte noch politische Argumente zu sammeln, wenigstens so Prevlaka beanspruchen zu können. Mit einer Nacht- und Nebelaktion plünderte er das Archiv von Herceg-Novi – doch nichts zu machen: Prevlaka gehörte seit dem Mittelalter der Republik Dubrovnik an. All das berichtete, noch sehr gewagt, das unabhängige montenegrinische Wochenblatt „Monitor“. Auch über die Ursache des Rückzugs: Der serbische Durchbruch von Sarajevo über Mostar zur Küste hin gelang nicht, damit war der Desant von den besetzten Inseln her auch hinfällig geworden. Ganz Dalmatien wurde geräumt, samt Kriegsmarine – wohin denn? – in die Bucht von Kotor.

Und die Admiralität der restjugoslawischen Kriegsmarine richtete sich im ex-Strandhotel von Zelenika ein.

1992 jährte sich zu 90-sten mal die Gründung des Hotels. Die Touristikorganisation von Herceg-Novi wollte komemorieren. Wegen des akuten Kriegszustands verschob sich aber die Veranstaltung ein Jahr.

Zoltan war aus Deutschland eingeladen worden und landete auf dem Flughafen von Tivat. Daro fand er nicht mehr lebend. Man erzählte: Er ergab sich dem Alkohol, wurde schwer krank, auf der Intensivstation riss er alle Schläuche von sich. Zoltan wußte aber warum - es war doch zu lesen gewesen: Die im Mittelalter, während des glorreichen Serbischen Reiches erstandene Boccheser Marine, diente später jeder fremden Macht, so den Venezianern wie den Österreichern. Und überhaupt, die Kroaten rissen den ganzen Verein an sich und setzten den Serbenfeind Tito an die Spitze. Eine schändlich verräterische Gesellschaft sei das...

In Herceg-Novi kamen alle Hoteldirektoren, Touristikfunktionäre und selbst der Minister für Tourismus im schönsten neuen Hotel zusammen, zum Seminar „90 Jahre Hotelierie in Montenegro“, um über die Vergangenheit und Zukunft des Tourismus in Montenegro nachzudenken. Freilich, jetzt unten dem denkbar desolatesten Umständen für diese wichtigste Wirtschaftsbranche. Den einführenden Vortrag hielt Zoltan über die Geschichte des Strandhotels in Zelenika: als des allerersten modernen Touristikhotels im heutigen Montenegro, völlig auf Erholung der Gäste ausgerichtet und von den herkömmlichen städtischen Funktionen gelöst. Seinem Vortrag stellte man aber das alte Hotel in Cetinje gegenüber, und auch den Hinweis auf ein noch älteres Hotel in Kotor. Konkurrierende Hintergedanken waren zwar deutlich, trotzdem konnte die Tatsache nicht widerlegt werden, dass sich das Hotel in Zelenika erstmals aus dem althergebrachten Gaststättengewerbe heraushob, in die Richtung der modernen Touristik. So weit so gut. Der Monitor – immer zu Polemik bereit! – schickte aber Zoltan einen Leserbrief nach, betitelt: „Wer schiebt den Kukuckusei dem montenegrinischen Tourismus unter“! Es hieß: Das 90-jährige Jubiläum sei eine Fälschung gewesen, weil der montenegrinische Tourismus mit Cetinje verbunden ist, und nicht mit dem Hotel der Magyars in Zelenika. Auf Zoltans Antwort, dass die herkömmliche touristische Analogie und der wirtschaftlich relevante moderne Tourismus differenzierte Erscheinungen sind, entbrannte die Polemik weiter, nunmehr sehr deutlich. Die Differenzierung sei ein Schmarrn, hier geht es um eine katholisch-ungarische Transversale, übrigens gehörten die Bocche nicht zu Montenegro – damit entfällt Kotor auch aus den Betrachtungen – die Hotels in Kotor und Zelenika sind von einer Österreicherin und einem Ungar gegründet worden, dessen Erwähnung eine Beleidigung für Montenegro ist, alles KuK schwarzgelb Proselitismus, was damals schon schädlich genug war. Zoltans Antworten – wo er die Apartheid der Bocche ablehnte, den tiefenden Chauvinismus verurteilte und darauf hinwies, dass das wegen der kriegerischer Fama in schlechtem Ruf

stehende, bis zum Berliner Kongress international nicht anerkannte und von allem Verkehr abseits liegende Montenegro mitnichten Initiator der modernen Touristik an der Südadria sein kann – wurden jeweils korrekt veröffentlicht. Doch fand sich Zoltan veranlasst, all das noch eingehender zu untersuchen. Erstmals wurde so eine Touristikgeschichte Montenegros im Monitor durch ein Duzend von Folgen dargelegt. Damit hörte wenigstens die gepfefferte Polemik auf.

Dann begann aber Csaba diese Erkenntnisse, und jene der Familienforschung, unter seinem Namen anzuwenden. Je passend, in der Heimat oder in extrem-nationalistischen Kreisen Ungarns. Wobei er Zoltan den weiteren Zugang zu dem Familienarchiv verwehrte. Obwohl dieses Recht testamentarisch feststeht. Der Antrag beim Gericht in Herceg-Novı, dass auch darüber ein Urteil fällt – hängt in der Luft, auch trotzdem, dass das Gesetz die Entscheidungen über Nachlässe in die gerichtliche Pflicht – auch ohne Antrag – setzt. Mittlerweile ging es aber um die Aufteilung der Immobilienerbschaft. Endlich freute sich Zoltan über zwei schöne Grundstücke mit Meeresblick, jeweils knapp 2000 Quadratmeter groß. Eines galt zwar als verstaatlicht, nur mit Nutzungsrecht, das Andere - mitten im Walde - wollte er wiederum erst akzeptieren wenn auch dort ein befahrbarer Zugang ausgewiesen wird. Csaba behauptete in dem gerichtlichen Protokoll, dass der Zugang existiert. Das war abermals eine glatte Lüge. Zoltan musste wieder einen Rechtsanwalt beauftragen, der dann durchsetzte, dass noch vor dem Gerichtsurteil der Zugang katastriert wurde. Nun, es konnte das geerbte Eigentum endlich in das Grundbuch getragen werden. Das erledigte die Schwester, dann rief sie fröhlich an: Beide Grundstücke sind bedingungslos auf Zoltans Namen eingetragen worden. Allein diese Eintragungen gelten nun! Es war fast schwindelerregend: Warum hatte man fast ein Vierteljahrhundert lang prozessiert?!

Der Monitor veröffentlichte, als Sonderbeilage, das Gesetz über die „gerechte Restitution“ von enteigneten Vermögen. Der politische Druck der Erben von ehemals massenhaft entwendeten Vermögen ist allmählich unausweichlich geworden und – vorgezogene Wahlen standen jetzt in Montenegro an. Aus Serbien war Milošević, als Kriegsverbrecher, dem internationalen Gericht ausgeliefert und seine montenegrinische Marionette, der Momir, in die Versenkung abgedriftet, zusammen mit einem nationalfaschistischen Koalitionspartner. Der nun maßgebliche montenegrinische Politiker – er heißt Milo Đukanović – versprach eine Volksabstimmung zur Trennung Montenegros von Serbien. Und damit die endgültige Auflösung Jugoslawiens! Was real ja schon vollgezogen war: durch den relativ besseren Wohlstand in

Montenegro – weshalb Serbien Zollschranken an die „innere“ Grenze setzte – durch die europäische Währung, durch getrennte Staatsbürgerschaft, und bereits mit eigenständiger Exekutive. Allerdings ohne internationale Anerkennung. Und zwar: „Demokratisches Montenegro mit demokratischem Serbien!“ – tönte es jetzt aus Europa. Plötzlich, in Italien fand Milo als einen Zigarettenschmuggler bezichtigungswürdig. Es ist abermals ferrückt geworden: Milo war bisher allseits gehätschelt, als einer, der dem Verbrecher Milošević die Stirn zu bieten wagte, und zwar noch bevor sich der Westen zu dem blinden Bombenhagel in Serbien bequemte. Jetzt sei aber Milo unvermittelt auch ein Balkankrimineller? Unvermittelt führt Europa Wasser auf die Mühle von jenen Gesellen, wie der Momir, die für das Kunstgebilde Jugoslawiens werben! Tatsächlich: Die ignoranten Europäer setzten Milo dermaßen unter Druck, dass er sein Wahlversprechen für den Volksentscheid brach und – damit stürzte seine Regierung. Nun, man schrieb vorgezogene Wahlen aus – Milos Partei trat auf mit dem Wahlslogan: „Europäisches Montenegro - es ist klar!“.

Die 100ste Jährung der „Pension am Grünen Strande“ fiel jetzt damit zusammen. Seit dem Frühjahr arbeitete Zoltan an der Neuredaktion seiner Studien über die frühe Touristikgeschichte Montenegros und ließ das in einem Sammelband wieder verlegen. Allerlei: erstmals die Geschichte Zelenikas verfasst, der Name „Grünlein“ stammt von ehemals stehend bewachsenem Gewässer ab – konnte man erforschen – die Touristikpropaganda für Herceg-Novi begann schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts; hier das angenehmste Klima in der Donaumonarchie, wo sich mediterrane Vegetation mit der Kontinentalen mischt, und die natürlichen Vorteile jene von Nizza übertreffen; dann kam die Eisenbahn, dann die Visionen des Großvaters – und, und, und – letztlich der Niedergang Zelenikas und des Hotels mit den kommunistischen Enteignungen. Bei der Promotion des Buches hieß es: Lamento über einen vertanen guten Anfang. Der Admiral lud in sein – oder unser!? – Haus ein: Zoltan betrat das alte Strandhotel erstmals nach vier Jahrzehnten. Im Arbeitszimmer des Admirals war er geboren! Der Admiral sagte: Am liebsten würde er jetzt die Hausschlüssel Zoltan übergeben. Vier Fernsehoperateure und manche Journalisten notierten es.

Ungarische Fernsehleute hat Zoltan aus Budapest hergebracht, und er führte sie eine Woche lang durch die Heimat herum. Auch nach Tivat, und dort in sein Lieblingsdorf – Ober-Lastva am Vrmac-Berghang – mit dem Ausblick über die rötlich bestrahlte Bucht, vor der bereits untergehenden Sonne. Die Leute empfingen ihn dort – zusammen mit

der Schwester Tünde - eigens zu diesem Anlass bekleidet: Männer in schwarzer, goldbestickten alten Tracht der Boccheser Marine und Frauen in roten, kostbar-samtenen und noch prächtiger goldbestickten Kleidern. Es war ein Wiedersehen nach dreißig Jahren – man hat ihn fast umarmt! – Zoltan sprangen Tränen in die Augen. Diese Leute sind alle Kroaten, es ist nicht auszudenken, was sie in den letzten zehn Jahren durchgemacht haben. Jetzt gingen sie aber erstmals zur Wahl, für die eigene, kroatische Partei. Selbstverständlich für Milo und für sein Versprechen: Montenegro soll international voll souverän werden, gleich so wie das hier die aufgeklärten Bürger, Kernmontenegriner, Moslems und Albaner auch alle wünschen.

Milo gewann diese Wahl mit einem Erdrutschsieg. Und dann ging er nach Belgrad und – unterschrieb, was die Europäische Union von ihm verlangte: Demokratisches Montenegro zusammen mit demokratischem Serbien, für drei Jahre - Probezeit? Dieser merkwürdige Staat darf ja allerdings doch nicht mehr Jugoslawien heißen, sondern „Serbien und Montenegro“. Allerdings: Serbien hat sich gar nicht gekümmert um die Rückerstattung von auch dort ehemals staatlich entwendeten Vermögen. Analog: das montenegrinische Restitutionsgesetz von entwendeten Privatvermögen geriet zu einer Posse...

Der Monitor zitierte auf der Titelseite das wiederholte Versprechen von Milo: In drei Jahren Volksabstimmung über die Souveränität Montenegros, und zeichnete dazu - einen Narren.

